

PLAYBOY

SCIENCE FICTION

Die besten Stories
von

Frederik Pohl



PLAYBOY, Häschenmarke, Playmate und Femlin sind registered trade marks von PLAYBOY
Enterprises Inc. Chicago, USA
Titel der Originalausgabe: The Best of Frederick Pohl
Aus dem Englischen von Eva Maisch
Copyright © 1975 by Frederick Pohl
Copyright © der deutschen Übersetzung 1981
by Moewig Verlag, München

Introduction: A Variety of Excellence
Copyright © 1975 by Lester del Rey

TUNNEL UNDER THE WORLD
© 1954 by Galaxy Publishing Corp. für *Galaxy Magazine*, Januar 1954

DAY MILLION
© 1966 by Rogue Magazine für *Rogue Magazine*

FATHER OF THE STARS
© 1964 by Galaxy Publishing Corp. für *If Magazine*, November 1964

THE DAY THE MARTIANS CAME
© 1967 by Harlan Ellison, für *Dangerous Visions*

THE MIDAS PLAGUE
© 1954 by Galaxy Publishing Corp. für *Galaxy Magazine*, April 1954

GRANDYDEVIL
© 1955 by Galaxy Publishing Corp. für *Galaxy Magazine*, Juni 1955

SPEED TRAP
© 1967 by H. M. H. Publishing Corp. für *PLAYBOY Magazine*

THE RICHEST MAN IN LEVITTOWN (orig. published as *THE BITTEREST PILL*)
© 1959 by Galaxy Publishing Corp. für *Galaxy Magazine*, April 1959

THE HATED
© 1961 by Ballantine Books, Inc. für *Turn Left at Thursday*

THE MARTIAN IN THE ATTIC
© 1960 by Digest Productions Corp. für *If Magazine*, Juli 1960

THE CHILDREN OF NIGHT
© 1964 by Galaxy Publishing Corp. für *Galaxy Magazine*, Oktober 1964

Umschlagillustration: Norma
Umschlagentwurf und -gestaltung: Franz Wöllzenmüller, München
Verkaufspreis inkl. gesetzl. Mehrwertsteuer
Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Niederalm 300, A -5081 Anif
Printed in Germany 1981
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
ISBN 3-8118-6719-9

Inhalt

Vorwort

von Lester del Rey

Ein Tunnel unter der Welt

THE TUNNEL UNDER THE WORLD

Der millionste Tag

DAY MILLION

Der Vater der Sterne

FATHER OF THE STARS

Der Tag, als die Marsmenschen kamen

THE DAY THE MARTIANS CAME

Die Midas-Seuche

THE MIDAS PLAGUE

Der teuflische Großvater

GRANDY DEVIL

Die Geschwindigkeitsfalle

SPEED TRAP

Der reichste Mann von Levittown

THE RICHEST MAN IN LEVITTOWN

Die Verhaßten

THE HATED

Der Marsmensch auf dem Dachboden

THE MARTIAN IN THE ATTIC

Die Kinder der Nacht

THE CHILDREN OF NIGHT

Vorwort

Frederik Pohls Leben und seine Werke lassen sich schwer nach Kategorien ordnen. Meines Wissens hat kein anderer Autor Stories geschrieben, die so unterschiedlich sind, was ihre Länge und Geisteshaltung, ihren Typ und Stil betrifft. Die einzige Ähnlichkeit liegt in der gleichbleibenden Qualität, die in allen seinen Werken zu finden ist, von den Kurzgeschichten bis zu den Romanen. Um es jedem Biographen noch schwerer zu machen, war er auf fast allen Gebieten aktiv, die auch nur entfernt mit dem großen Bereich der Science Fiction zu tun haben.

Sogar seine Karriere als Schriftsteller zerfällt in zwei streng getrennte Perioden, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben.

Er begann in den frühen vierziger Jahren zu schreiben, als er gerade zwanzig geworden war. Viele Stories, die er unter unzähligen Pseudonymen veröffentlichte, waren in Zusammenarbeit mit einem oder mehreren anderen Autoren entstanden, und niemand scheint genau zu wissen, um wie viele Geschichten und Mitverfasser es sich eigentlich handelt. Außerdem schrieb er zwölf Stories unter dem Namen James McCreigh. Die Werke aus dieser Periode waren gut gemacht und verschafften ihm Zugang zu vielen Verlagen, aber sie besaßen keine Qualitäten, die Pohl von den vielen anderen jungen Autoren jener Zeit unterschieden hätten.

Die zweite Phase seiner schriftstellerischen Karriere begann elf Jahre später, nach einer langen Schaffenspause. Sein Ruhm wurde schon mit der ersten Story aus dieser Zeit begründet, einer Serie von Frederik Pohl und C. M. Kornbluth, die in der Magazinversion *Gravy Planet* (*Der fette Planet*) hieß und später unter dem Titel *The Space Merchants* (*Die Handelsreisenden im All*) in Buchform erschien. Dies war zweifellos das bedeutendste Werk, das 1952 veröffentlicht wurde.

Es wurde immer wieder in Publikationen abgedruckt, die vom *Wall Street Journal* bis zu den Organen der extremen politischen

Linken reichten, in denen normalerweise keine Science Fiction zu finden war.

Pohl und Kornbluth ließen wieder die Kunstform der Satire in die Science Fiction einfließen und wurden bald von vielen Autoren imitiert. Der Einfluß dieses Werkes war während der nächsten beiden Jahrzehnte bei einem Großteil des Genres zu spüren.

Bald darauf erschienen zwei weitere Romane, die Pohl in Zusammenarbeit mit Kornbluth verfaßt hatte. Einige selbsternannte SF-Kritiker, die sich an Pohls frühere Stories erinnerten und Kornbluths unabhängige Arbeitsweise schätzten, behaupteten sofort, Pohl hätte die hohe Qualität dieser Werke seinem Koautor zu verdanken. Sie nahmen die Romane auseinander, bestimmten, was von wem stammte, und die Teile, denen ihre Bewunderung galt, wurden immer Kornbluth zugeschrieben.

Kornbluth war mit Pohl der Meinung, daß diese Kritiker überraschend hartnäckig auf ihrem falschen Standpunkt beharrten. Aber das brachte die Leute, die diese Romane in ihre Bestandteile zerlegten, nicht zum Schweigen. Auch die Veröffentlichung von Pohls erstem unabhängigen Roman *Slave Ship (Das Sklavenschiff)* konnte sie nicht überzeugen, obwohl das berechtigt gewesen wäre. Aber als weitere Werke von Pohl erschienen, mußten auch seine strengsten Kritiker zugeben, daß er zu den bedeutendsten SF-Autoren zählte.

Inzwischen hatte ihn das Leserpublikum als Verfasser von Kurzgeschichten schätzen gelernt, die er allein schrieb. *The Midas Plague (Die Midas-Seuche)* war die erste seiner unabhängigen Stories, die im *Galaxy-Magazin* erschien, im April 1954. Dies ist ein brillantes Beispiel satirischer Kunst, wobei dem schockierenden Thema durch Humor die Schärfe genommen wird. Diese Story ist auch die Extrapolation eines Trends, die Pohl noch etwas weiter führt, als es andere Schriftsteller wagen würden, und die durch die anderen gut herausgearbeiteten Details einer Gesellschaft wie der hier dargestellten gerechtfertigt wird.

Kürzlich hatte ich eine großartige Gelegenheit, festzustellen, was für ein ausgezeichneter Kurzgeschichtenautor Pohl ist. Bevor ich meine Auswahl für dieses Buch traf, las ich jedes Wort in den acht Kurzgeschichtensammlungen von Pohl. Das waren etwa eine halbe Million Wörter.

Bis dahin war ich der Ansicht gewesen, daß es unmöglich ist, eine Sammlung von Kurzgeschichten eines einzigen Autors in einem Zug zu lesen. Solche kurzen Werke sind ja nicht dazu bestimmt, hintereinander gelesen zu werden, sondern sie erscheinen monatlich in Magazinen. Die meisten Autoren neigen dazu, sich auf gewisse Themen zu spezialisieren, oder sie können einem besonderen Typus von Stories am besten gerecht werden. Wenn man nun mehrere ihrer Geschichten hintereinander liest, werden diese Eigenheiten zu offenkundig, und man findet die vielen Wiederholungen langweilig.

Aus diesem Grund ging ich eher widerstrebend an meine Aufgabe. Ich nahm mir vor, erst einmal ein Buch zu lesen, dann eine Woche zu warten und mir danach das nächste vorzunehmen.

Aber das klappte nicht. Ich las alle acht Bücher in weniger als einer Woche – und stellte fest, daß ich jede einzelne Story genoß. Ich langweilte mich kein einziges Mal und freute mich bei jedem Buch schon auf das nächste.

Die Geschichten in dieser Sammlung erschienen alle zwischen 1954 und 1967. Auch danach wurden hervorragende Stories veröffentlicht, aber ich bin wie Frederik Pohl der Meinung, daß wir erst einmal eine gewisse Zeitspanne abwarten müßten, um herauszufinden, welche dieser Werke von bleibender Wirkung sein würden und zu den besten gezählt werden dürften. Vorläufig betrachte ich die Geschichten in diesem Band als seine besten. Sie wurden aus einer reichhaltigen Produktion ausgewählt, die oft genug als beachtenswert bezeichnet werden kann. Wahrscheinlich hätten andere Leser sich für andere Stories entschieden – es gibt so viele, daß einem die Wahl schwerfällt. Aber ich habe diese hier nach langer Überlegung ausgesucht.

Während ich die Bücher las, legte ich eine Liste der Geschichten an, die in die engere Wahl kamen, und trug die übrigen in eine Liste mit der Überschrift »Die zweitbesten Stories« ein. Aber auch das funktionierte nicht. Meine Liste der Spitzen-Stories war doppelt so lang, wie es der Umfang des Buches gestattete. Also mußte ich mehrere Geschichten aussortieren, und es tat mir um jede einzelne leid.

Es war kein Problem, die Erzählungen so auszuwählen, daß verschiedene Themen angeschnitten wurden. Dafür hatte schon Pohl gesorgt.

Die Verschiedenartigkeit seiner Kurzgeschichten scheint keine Grenzen zu haben. Die Länge variiert zwischen 1500 und 21 000 Wörtern, und das ist noch das kleinste Element ihrer Mannigfaltigkeit. Manche können satirisch genannt werden, wie *Die Midas-Seuche*, aber sie besitzen nicht jenes kalte sardonische Flair, das in dieser oft mißbrauchten Literaturform so gebräuchlich ist. Pohl identifiziert sich mit der Kultur, die er jeweils beschreibt. Er mag sie sardonisch oder amüsiert betrachten, aber er fühlt sich selbst als Teil der Thematik, die er als Zerrspiegel der Realität benutzt.

Manche Stories haben ganz besondere Schlußgags – vor allem die kürzeren, wie es auch sein sollte. Aber der Gag darf die Leser nicht überraschen, sondern zu einer raschen pointierten Lösung des jeweiligen Problems führen, die immer vollauf befriedigend wirkt. Und es ist immer mehr als nur ein Gag. Zum Beispiel basiert *Grandy Devil* (*Der teuflische Großvater*) auf einem hinreißenden Familienmitglied, das seltsamerweise unsterblich ist. *The Tunnel Under the World* (*Ein Tunnel unter der Welt*) ist eine Geschichte des Grauens und des Mitleids – eine merkwürdige Kombination von Emotionen. *The Hated* (*Die Verhaßten*) hätte eine simple Action-Story werden können, aber die Helden, die uns hier präsentiert werden, engagieren sich in einem ganz speziellen Kampf mit ihrer Umwelt.

Da gibt es auch Stories, die ganz einfach nur sentimental geworden wären, wenn sie ein weniger begabter Autor geschrieben hätte. *Father of the Stars* (*Der Vater der Sterne*) erzählt von einem Mann, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die

Grenzen des Universums zu erforschen, und von seinen Taten. Diese Story haben wir alle schon ein dutzendmal gelesen – aber in anderer Form.

Einige Geschichten könnten als »Ideen«-Stories bezeichnet werden. (Natürlich liegen ihnen allen Ideen zugrunde. Aber manche Ideen neigen dazu, über die Story hinauszuwachsen, besonders, wenn ein geschickter Autor am Werk ist.)

The Day the Martians came (*Der Tag, als die Marsmenschen kamen*) behandelt eines der ältesten Themen, das zum erstenmal von Welles in seinem *War of the Worlds* (*Krieg der Welten*) in eine akzeptable Form gebracht wurde. Der Titel verrät schon alles – oder vielleicht doch nicht? Alle Ingredienzien sind vertraut – bis auf die Art, wie wir sie sehen und wie sie uns durch Pohls Standpunkt erläutert werden. Auf der anderen Seite präsentiert uns *Speed Trap* (*Die Geschwindigkeitsfalle*) eine völlig neue Idee, soweit ich es feststellen kann, eine Idee, die in exzellente Form gebracht wurde.

Es ist schwer zu sagen, ob *Day Million* (*Der millionste Tag*) eine neue Idee enthält. Pohl behauptet, es sei eine Liebesgeschichte, und das ist die älteste Idee der Literaturgeschichte. Es ist eine Liebesgeschichte, aber ich kann nichts Veraltetes darin entdecken.

Pohls Science Fiction-Karriere ist ebenso variantenreich und komplex wie sein Werk.

Wie so viele von uns begann er sein öffentliches Leben als »Fan«, als Science-Fiction-Leser, der von diesem Genre so fasziniert war, daß er sich mit Gleichgesinnten zusammentun mußte. In jenen Tagen gab es eine kleine Anzahl solcher Fans, die so wohlbekannt waren, daß einige in den Science Fiction-Kreisen sogar berühmter wurden als so manche Autoren. Pohl gesellte sich zu dieser Gruppe und nahm bald eine führende Stellung ein.

Er schloß sich einer Bewegung an, die zur Bildung der ersten großen FanTradition führte – dem jährlichen Science Fiction-Weltkongreß. Seit dem ersten Kongreß, der 1939 abgehalten

wurde, war Pohl eine treibende Kraft in dieser Organisation. Er nahm allerdings am ersten Kongreß nicht teil, denn in jenen Tagen wurden Fehden ausgetragen, die damals welterschütternd wirkten, und er war ein zu fanatischer Fan, um Partei zu ergreifen. Heutzutage sind diese Fehden glücklicherweise begraben, und die alten Feinde sind nun die besten Freunde.

Er gab schon sehr früh seine eigenen Magazine heraus, noch bevor er einundzwanzig war. Obwohl er für diese Magazine nur ein geringes Budget zur Verfügung hatte, schaffte er es irgendwie, ein großer Verleger zu werden, dessen Zeitschriften nur hinter den Publikationen des etablierten, allgemein anerkannten führenden Mannes, John W. Campbell, zurückstanden. Und wenn ich in jenen Tagen New York City besuchte, um Campbell zu sehen, war Frederik Pohl der einzige andere Verleger, der mich interessierte.

Er hätte seine Magazine weiterhin herausbringen können, aber der Krieg unterbrach seine Karriere. Und als er zurückkam, wandte er sich einem anderen Gebiet zu. Er eröffnete eine Agentur, um mit den Stories anderer Autoren zu handeln, und wurde rasch einer der führenden Science Fiction-Agenten, vielleicht sogar der bedeutendste. Seine Klientenliste erinnerte an ein SF-Who's Who und umfaßte längst etablierte Profis ebenso wie Anfänger, die unter seiner Leitung rasch zu Stars aufstiegen. Ohne seinen Beistand hätte ich damals meine vier Magazine nicht herausgeben können. Und die Hilfe, die er Horace L. Gold beim Start von *Galaxy* leistete, muß ebenso wertvoll gewesen sein.

Es war teilweise ein Resultat seiner Agententätigkeit, daß er wieder zu schreiben begann. Er unternahm große Anstrengungen, um viele der Schriftsteller, die sich von der Science Fiction abgewandt hatten, darunter auch seinen guten Freund Cyril Kornbluth, zu neuen Werken zu animieren. Kornbluth hatte unter mehreren Pseudonymen zu schreiben begonnen und war vor dem Krieg einer der besseren jungen Autoren gewesen, aber danach hatte er alle seine schriftstellerischen Bemühungen aufgegeben. Während Pohl ihn zu überreden versuchte, an den

Schreibtisch zurückzukehren, besprach er viele neue Ideen mit ihm. Und bei diesen Diskussionen entstand der Plan zu einer neuerlichen Zusammenarbeit, die zu *The Space Merchants (Die Handelsreisenden im All)* führte.

Der Agent Pohl führte auch viele Autoren in die Buchbranche ein, wo sich die Verleger gerade für die Science Fiction zu interessieren begannen. Zu den Schriftstellern, denen Pohl diesen neuen Markt eröffnete, gehörte Isaac Asimov. Teilweise profitierte Asimov von der Tatsache, daß Pohl immer noch ein aktiver, wichtiger Fan war. Es gab in New York eine Organisation, genannt Hydra Club, die Pohl und ich 1947 gegründet hatten. Die monatlichen Versammlungen der Clubmitglieder wurden von den meisten bedeutenden SF-Autoren und -Verlegern besucht. Bei einem solchen Treffen machte Pohl Isaac Asimov mit dem Double-day-Verleger Walter Bradbury bekannt. Daraus resultierte der Vertrag für das erste von unglaublich vielen Büchern, die Asimov für Bradbury schrieb.

Doch die Lockung des literarischen Schaffens faszinierte ihn mehr als die Agentenarbeit, und Pohl gab seine Agentur auf, um sich wieder ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen. Er fuhr fort, mit Kornbluth zusammenzuarbeiten, aber er verfaßte auch viele eigenständige Werke. Bei zwei Projekten arbeitete er auch mit mir zusammen. Für die anderen Mit-Autoren kann ich nicht sprechen, aber in meinem Fall war es so, daß Pohl die halbe Schreibarbeit und alle Ideen beisteuerte, jedoch nur die Hälfte des Ruhms für sich in Anspruch nahm. Unsere Werke wurden so oft umgeschrieben und waren in einem solchen Ausmaß das Resultat gemeinsamer Überlegungen, daß ich jetzt kaum noch weiß, wer wofür verantwortlich war. Aber unsere Methoden waren so verschieden, daß wir nach dem zweiten Versuch beschlossen, nicht mehr zusammenzuarbeiten, so erfolgreich unsere vereinten Bemühungen auch in finanzieller Hinsicht gewesen waren. Ein dauerhaftes Ergebnis dieses gemeinsamen Schaffens bestand darin, daß ich mit meiner Frau Evelyn nach Red Bank zog, wo wir in den nächsten beiden Jahrzehnten eng mit Fred Pohl und seiner Frau Carol befreundet waren.

Pohl begann auch mit Jack Williamson zusammenzuarbeiten. Das schien eine unglaubliche Kombination zu sein. Pohls Stil galt als ziemlich sardonisch und zynisch – wenn das auch ein unfaires Urteil war –, während Williamson für seine extreme romantische Euphorie, was den Zukunftsmenschen anging, bekannt war. Trotzdem funktionierte die Zusammenarbeit, und die beiden verfaßten gemeinsam viele Jugendbücher und Serien für Erwachsene.

Doch in Pohls Karriere verlief überhaupt nichts geradlinig. Und so war es auch nicht überraschend, daß er jetzt, wo er als Autor erfolgreich war, seine unterbrochene Karriere als Herausgeber wieder aufnahm. Horace L. Gold trat als Herausgeber von *Galaxy* und *If* zurück, und Pohl wurde sofort zum Nachfolger gewählt.

Nun gab er zwei der führenden SF-Magazine heraus, mit einem ausreichenden Budget, wodurch sich diese neue Stufe seiner Karriere sehr von früheren einschlägigen Erfahrungen unterschied. Nun konnte er demonstrieren, was für ein guter Herausgeber er war, und die Resultate zeigten sich sehr bald, als er neue Talente entdeckte und die alten erfolgreich vor seinen Karren spannte. Die Werke vieler führender zeitgenössischer Autoren erschienen zuerst in Pohls Magazinen – zum Beispiel Stories von Niven und Tiptree, um nur zwei sehr unterschiedliche Schriftsteller aus einer großen Gruppe zu nennen. Zahlreiche Geschichten, die er in Druck gab, gewannen in den nächsten Jahren den Hugo, und bekam diesen Preis in drei aufeinanderfolgenden Jahren.

Dann wurden die Magazine an Universal Publishing und Distribution Corporation verkauft. Man wollte Pohl dazu bewegen, die Magazine weiterhin herauszugeben, aber dann hätte er seine gesamte Zeit in New York City verbringen müssen, und er beschloß, sich wieder ganz auf seine schriftstellerische Tätigkeit zu konzentrieren. Er fand, daß sich das lohnen würde, und damit sollte er recht behalten, denn er wurde beim Science Fiction-Weltkongreß 1972 zum Ehrengast ernannt und gewann 1973 einen Hugo – der einzige Mann, der diese Auszeichnung

sowohl für sein literarisches Schaffen als auch für seine Tätigkeit als Herausgeber bekam.

Natürlich bewies er im Lauf der Jahre seine Qualitäten auch auf andere Art. Er wurde zu einem gefragten SF-Dozenten und hielt Vorträge über die Welt der Zukunft, sprach dabei ein sehr verschiedenartiges Publikum an und kämpfte für den Rang, den die Science Fiction schon längst eingenommen hatte, der aber erst jetzt von einem größeren Leserkreis entdeckt wurde. Es ist nicht zuletzt Pohl zu verdanken, daß dieser Kreis ständig wuchs. Er unterrichtete Science Fiction in Autorenschulen. Er unternahm weite Reisen (zum Beispiel nach Rußland und Japan), um das internationale Flair der SF zu betonen.

Während ich dieses Vorwort schreibe, fungiert er wieder als Herausgeber, diesmal als SF-Berater für einen großen Taschenbuchverlag. Und glücklicherweise schreibt er immer noch mit die besten Science Fiction Stories, die man in Büchern oder Magazinen finden kann.

Lester del Rey

Ein Tunnel unter der Welt

Am Morgen des 15. Juni erwachte Guy Burckhardt schreiend aus einem Traum. Er war realer gewesen als jeder Traum, den er je in seinem Leben gehabt hatte. Er konnte immer noch die Explosion hören, konnte immer noch fühlen, wie das Metall zerbarst, spürte die heftige Bewegung, die ihn aus dem Bett warf, die sengende Hitzewelle.

Ruckartig setzte er sich auf, blickte sich ungläubig in dem stillen Zimmer um, das von hellem Sonnenschein erfüllt war.

»Mary?« rief er heiser.

Seine Frau lag nicht neben ihm. Ihre Decke war zerknüllt, als wäre sie eben erst aufgestanden, und die Erinnerung an den Traum war so lebendig, daß er unwillkürlich auf dem Boden nachschaute, um festzustellen, ob seine Traumexplosion sie aus dem Bett geschleudert hatte.

Aber da lag sie nicht. Natürlich nicht, sagte er sich, als er auf den vertrauten Toilettentisch mit dem Hocker blickte, auf die unzerbrochenen Fensterscheiben, die unversehrten Wände. Es war nur ein Traum gewesen.

»Guy?« rief seine Frau vom Fuß der Treppe herauf. »Alles okay?«

»Ja«, erwiderte er mit schwacher Stimme.

Eine kleine Pause entstand. Dann sagte Mary mit leicht skeptischem Unterton: »Das Frühstück ist fertig. Geht es dir auch wirklich gut? Du hast doch vorhin geschrien.«

»Ich hatte nur einen bösen Traum, Liebling«, entgegnete Guy, nun etwas zuversichtlicher. »Ich komme gleich hinunter!« Unter der lauwarmen Dusche sagte er sich, daß es ein unheimlicher Traum gewesen war. Aber Alpträume waren ja nichts Besonderes – und daß man dabei von Explosionen heimgesucht wurde, war durchaus normal. Wer hatte in den vergangenen Jahrzehnten, seit es die H-Bombe gab, nicht von Explosionen geträumt?

Sogar Mary hatte davon geträumt, wie sich herausstellte, als er ihr von dieser schlimmen Nacht erzählen wollte. Aber sie unterbrach ihn. »Wirklich?« fragte sie. »Stell dir vor, ich habe das gleiche geträumt. Nun ja – fast das gleiche. Ich habe nichts gehört. Ich träumte, daß ich von irgend etwas geweckt wurde, und dann hatte ich das Gefühl, einen Schlag auf den Kopf zu bekommen. Das war alles. Hast du das auch geträumt?«

Burckhardt räusperte sich. »Hm – nein.« Mary gehörte nicht zu den Frauen, die stark wie Männer und tapfer wie Tiger waren. Er fand, daß es nicht nötig war, ihr die Einzelheiten zu schildern, die seinem Traum eine so reale Atmosphäre gegeben hatten. Sie brauchte nichts zu wissen von den zerbrochenen Rippen, den salzigen Blasen in seinem Hals, von dem Wissen, daß dies der Tod sein müßte. »Vielleicht ist wirklich irgend etwas in der Stadt explodiert«, sagte er. »Wahrscheinlich haben wir es gehört, und das hat unseren Traum ausgelöst.«

Mary tätschelte geistesabwesend seine Hand. »Vielleicht«, stimmte sie zu. »Es ist schon fast halb neun, Liebling. Solltest du dich nicht lieber beeilen? Du willst doch nicht zu spät zur Arbeit kommen.«

Er schläng den Rest seines Frühstücks hinunter, küßte sie und rannte aus dem Haus. So spät war er nun auch wieder nicht dran, daß er nicht noch nachsehen könnte, ob seine Vermutung zutraf.

Aber das Stadtzentrum von Tylerton sah unverändert aus. Als Burckhardt im Bus saß, blickte er aufmerksam aus dem Fenster und hielt nach irgendwelchen Anzeichen einer Explosion Ausschau.

Aber da war nichts. Tylerton sah sogar besser aus als je zuvor. Es war ein schöner, kalter Tag. Der Himmel war wolkenlos, die Gebäude wirkten sauber und einladend. Wie er feststellte, hatten sie das Power & Light-Gebäude, den einzigen Wolkenkratzer der Stadt, einer Dampfwäsche unterzogen. Es hatte eben auch gewisse Nachteile, wenn das Hauptwerk der Contro Chemical am

Stadtrand stand. Der Rauch der Brennereien hinterließ seine Spuren auf den Steinhäusern.

Burckhardt saß allein im Bus, und so konnte er niemanden nach der Explosion fragen. Und als er an der Ecke der Fifth Street und der Lehigh Street ausstieg und der Bus mit einem gedämpften Dieselstöhnen davonrollte, war er schon fast überzeugt, daß er sich alles nur eingebildet hatte.

Er blieb vor dem Zigarettenkiosk in der Halle des Bürogebäudes stehen, in dem er arbeitete. Aber Ralph war nicht da. Ein Fremder verkaufte ihm die Zigarettenpackung.

»Wo ist denn Mr. Stebbins?« fragte Burckhardt.

»Er ist krank, Sir«, antwortete der Mann höflich. »Morgen wird er wieder kommen. Eine Packung Marlins?«

»Chesterfields«, verbesserte Burckhardt.

»Gewiß, Sir«, sagte der Mann. Aber was er dann aus einem Regal nahm und auf die Theke legte, war eine grüngelbe Packung, die Burckhardt noch nie zuvor gesehen hatte. »Versuchen Sie die mal, Sir«, schlug er vor. »Sie enthalten einen Anti-Husten-Faktor. Haben Sie noch nie gemerkt, daß Sie von den gewöhnlichen Zigaretten einen starken Hustenreiz kriegen?«

»Von dieser Marke habe ich noch nie gehört«, erwiderte Burckhardt mißtrauisch.

»Natürlich nicht. Das ist ganz was Neues.«

Burckhardt zögerte, und der Mann sagte einschmeichelnd: »Versuchen Sie's doch! Ich trage das Risiko. Wenn Ihnen die Zigaretten nicht schmecken, bringen Sie mir die leere Packung zurück, und Sie bekommen Ihr Geld wieder. Das ist doch fair, nicht wahr?«

Burckhardt zuckte mit den Schultern. »Was kann ich schon dabei verlieren? Aber geben Sie mir trotzdem auch eine Packung Chesterfields, ja?«

Er öffnete die grüngelbe Packung und zündete sich eine Zigarette an, während er auf den Aufzug wartete. Der Glimmstengel schmeckte gar nicht schlecht – wenn er auch Zigaretten mißtraute, deren Tabak chemisch behandelt worden war. Aber in Ralphs Kiosk würde man mit diesem neuen Zeug keinen Erfolg haben. Die Leute würden ihm die Hölle heiß machen, wenn er versuchen sollte, ihnen so was aufzuschwätzen.

Die Lifttür öffnete sich mit leiser Musik. Burckhardt und drei andere Männer stiegen ein, und er nickte ihnen zu, als sich die Tür schloß. Die Musik verstummte, und aus dem Lautsprecher an der Decke der Kabine drangen die üblichen Reklamesprüche.

Nein, es waren *nicht* die üblichen, wie Burckhardt nun feststellte. Er war der auditivsuggestiven Werbung schon so lange ausgesetzt gewesen, daß sie kaum noch in sein Bewußtsein drang. Aber was jetzt auf dem Tonbandgerät im Erdgeschoß des Hauses ablief, erregte seine Aufmerksamkeit. Nicht nur, daß er die angepriesenen Waren nicht kannte – auch das Schema der Werbung war völlig neu.

Da wurde mit rhythmischem Geklingel von Drinks geschwärmt, die er noch nie gekostet hatte. Da fand ein Schnatter-Dialog zwischen zwei etwa zehnjährigen Jungs über einen Schokoladriegel statt, worauf ein autoritärer Baß befahl: »Dann lauft mal los und holt euch einen köstlichen Schokohappen und eßt euren Tangy-Riegel ganz schnell auf!« Dann rief eine weinerliche Frauenstimme: »Wenn ich nur einen Feckle-Kühlschrank hätte! Ich würde *alles* tun, wenn ich einen Feckle-Kühlschrank bekäme...« Burckhardt erreichte seine Etage und verließ den Lift, während die Frauenstimme immer noch jammerte. Ein leichtes Unbehagen erfüllte ihn, weil er die Artikel nicht kannte, die da in den höchsten Tönen gelobt wurden.

Aber das Büro sah ganz normal aus – abgesehen von der Tatsache, daß Mr. Barth nicht da war. Miß Mitkin, die gähnend im Empfangszimmer saß, wußte nicht genau, warum Mr. Barth fehlte.

»Vielleicht ist er ins Werk gegangen. Das liegt ja in der Nähe seines Hauses.«

»Mag sein«, erwiderte sie desinteressiert.

Plötzlich fiel Burckhardt etwas ein. »Aber heute ist doch der 15. Juni! Heute kommt die vierteljährliche Steuererklärung. Er muß das Formular unterschreiben.«

Miß Mitkin zuckte mit den Schultern, um anzusehen, daß das Burckhardts Problem sei und nicht ihres, und widmete sich wieder ihrer Maniküre.

Beunruhigt ging Burckhardt zu seinem Schreibtisch. Nicht daß er das Formular nicht ebenso gut unterzeichnen könnte wie Barth. Aber das war ganz einfach nicht sein Job. Diese Verantwortung mußte Barth tragen, der Büromanager des Stadtbüros von Contro Chemical.

Er überlegte, ob er Barth in seinem Haus anrufen oder versuchen sollte, ihn in der Fabrik zu erreichen, aber diesen Plan ließ er rasch wieder fallen. Die Leute in der Fabrik waren ihm nicht sonderlich sympathisch, und je weniger Kontakt er mit ihnen hatte, desto besser.

Er war einmal mit Barth in der Fabrik gewesen – ein verwirrendes und in gewisser Weise auch beängstigendes Erlebnis... Abgesehen von ein paar leitenden Angestellten und Ingenieuren gab es dort keine Menschenseele – zumindest keine *lebende* Menschenseele, korrigierte sich Burckhardt, als er sich an Barths Erläuterungen erinnerte – nur die Maschinen.

Barth hatte ihm erklärt, daß jede Maschine von einem Computer kontrolliert wurde, der in seinem elektronischen Kauderwelsch den Gedächtnisinhalt und den Verstand eines menschlichen Wesens reproduzierte. Das war ein unangenehmer Gedanke. Barth hatte lachend versichert, es hätte überhaupt nichts mit Frankenstein zu tun, wenn man die Friedhöfe plünderte und menschliche Gehirne in Maschinen verpflanzte. Man würde nur menschliche Denkprozesse von Gehirnzellen in Vakuumröhrenzellen transferieren. Dem betreffenden Menschen

tat das nicht mehr weh, und es würde die Maschine keineswegs in ein Monstrum verwandeln.

Trotzdem war Burckhardt sehr unbehaglich zumute, wenn er sich das alles vorstellte.

Er verbannte Barth und die Fabrik und all die anderen kleinen irritierenden Faktoren aus seinem Gehirn und widmete sich dem Steuererklärungsformular. Es war schon Mittag, als er endlich alle Zahlen überprüft hatte, eine Arbeit, die Barth mit Hilfe seines Gedächtnisses und seiner privaten Akten in zehn Minuten erledigt hätte, wie sich Burckhardt verdrossen klarmachte.

Er steckte das Formular in einen Umschlag und ging zu Miß Mitkin hinaus. »Da Mr. Barth nicht hier ist, gehen wir besser nacheinander essen«, sagte er. »Ich lasse Ihnen den Vortritt.«

»Danke.« Miß Mitkin nahm ihre Handtasche aus der Schreibtischschublade und begann ihr Make-up zu erneuern.

Burckhardt reichte ihr das Kuvert. »Werfen Sie das in den Briefkasten, ja? Oh, Moment mal... Ich habe mir überlegt, ob ich Mr. Barth anrufen soll. Hat seine Frau gesagt, daß er Telefongespräche entgegennehmen kann?«

»Nein.« Miß Mitkin preßte ihre bemalten Lippen auf ein Kleenex-Tuch. »Seine Frau war gar nicht am Apparat. Es war seine Tochter.«

»Die Kleine?« Burckhardt runzelte die Stirn. »Aber die müßte doch in der Schule sein.«

»Ich weiß nur, daß sie angerufen hat.«

Burckhardt kehrte in sein Büro zurück und betrachtete angewidert die ungeöffnete Post, die auf seinem Schreibtisch lag. Er haßte Alpträume. Sie konnten einem den ganzen Tag verderben. Er hätte im Bett bleiben sollen – wie Barth.

Auf dem Heimweg hatte er ein merkwürdiges Erlebnis. An der Ecke, wo er gewöhnlich auf den Bus wartete, herrschte ein Riesenwirbel. Irgend jemand schrie etwas von einem neuen Tiefkühlgerät, und so ging er einen Häuserblock weiter Aber

hinter ihm rief jemand seinen Namen. Er blickte über die Schulter.

Ein kleiner Mann, der ziemlich unglücklich aussah, rannte ihm nach.

Burckhardt zögerte, dann erkannte er ihn. Es war ein flüchtiger Bekannter namens Swanson. Burckhardt stellte mürrisch fest, daß er seinen Bus verpaßt hatte.

»Hallo«, sagte er.

Verzweifelter Eifer verzerrte Swansons Gesicht. »Burckhardt?« fragte er mit seltsamer Eindringlichkeit. Und dann stand er ganz still da und beobachtete Burckhardts Mienenspiel, mit einem lebhaften Interesse, das sich zu einer schwachen Hoffnung verringerte und schließlich in düsterem Bedauern erstarb. Er sucht irgend etwas, wartet auf irgend etwas, dachte Burckhardt. Aber was immer Swanson auch wollte, Burckhardt wußte nicht, wie er diesen Wunsch erfüllen sollte. Er räusperte sich und sagte noch einmal: »Hallo! Hallo, Swanson!«

Swanson erwiderete den Gruß nicht. Er seufzte nur tief auf.

»Nichts«, murmelte er, offenbar zu sich selbst. Er nickte Burckhardt geistesabwesend zu und wandte sich ab.

Burckhardt beobachtete, wie die hängenden Schultern des kleinen Mannes in der Menge verschwanden. Ein seltsamer Tag ist das, dachte er, ein Tag, der mir ganz und gar nicht gefällt. Heute läuft einfach alles schief.

Als er im nächsten Bus nach Hause fuhr, grübelte er darüber nach. Es war nichts Schreckliches, nichts Katastrophales – es war etwas, das nicht zu seinem Erfahrungsbereich gehörte. Man lebt sein Leben, wie jeder Mensch, und man bildet ein Netzwerk aus Eindrücken und Reaktionen. Man erwartet gewisse Dinge. Wenn man seinen Badezimmerschrank aufmacht, erwartet man, daß der Rasierapparat auf dem zweiten Regal steht. Wenn man seine Haustür absperrt, erwartet man, daß man zusätzlich am Griff ziehen muß, um sicherzugehen, daß das Schloß zuschnappt.

Es sind nicht die makellosen, vollkommenen Dinge des Lebens, die einem das Gefühl des Vertrauten geben. Es sind die fehlerhaften Dinge, das Schloß, das nicht richtig schließt, der Lichtschalter an der Treppe, auf den man zweimal drücken muß, weil die Feder alt und ausgeleiert ist, der Teppich, der einem immer wieder unter den Füßen wegrutscht.

Es lag nicht daran, daß irgendwelche Dinge in Burckhardts Leben nicht stimmten. Es lag daran, daß *die falschen* Dinge nicht stimmten. Zum Beispiel war Barth nicht ins Büro gekommen, obwohl Barth sonst *immer* kam.

Auch beim Dinner dachte Burckhardt darüber nach, obwohl seine Frau versuchte, ihn für eine Bridge-Partie mit den Nachbarn zu interessieren. Er dachte den ganzen Abend darüber nach. Die Nachbarn waren ihm sympathisch – Anne und Farley Dennerman. Er kannte sie schon sein Leben lang. Aber an diesem Abend waren sie auch so merkwürdig und nachdenklich, und er hörte kaum auf Dennermans Klagen über die schlechten Telefonleitungen und die Bemerkung seiner Frau, daß das Werbefernsehen in letzter Zeit widerlich sei.

Burckhardt war nahe daran, in einen chronischen Zustand der Geistesabwesenheit zu verfallen, als ihm gegen Mitternacht mit überraschender Plötzlichkeit bewußt wurde – es war ihm tatsächlich seltsam bewußt, während es geschah –, daß er sich in seinem Bett umdrehte und ziemlich schnell in einen tiefen Schlaf fiel.

Am Morgen des 15. Juni wachte Burckhardt schreiend auf. Es war realer als jeder Traum, den er jemals in seinem Leben gehabt hatte. Er konnte die Explosion immer noch hören, spürte die Kraft, die ihn gegen eine Wand schleuderte. Es schien ihm nicht richtig, daß er nun aufrecht in seinem Bett saß, in einem unversehrten Zimmer.

Seine Frau kam die Treppe heraufgerannt. »Liebling!« rief sie. »Was ist denn los?«

»Nichts«, murmelte er. »Nur ein böser Traum...«

Sie atmete auf und preßte eine Hand auf ihr Herz. »Ich bin so erschrocken...«, begann sie in vorwurfsvollem Ton.

Aber ein Lärm von draußen unterbrach sie. Sirenen heulten, Glocken läuteten – es klang laut und furchterregend.

Einen Herzschlag lang starrten die Burckhardts einander an, dann rannten sie angstvoll zum Fenster.

Keine Feuerwehrautos fuhren durch die Straßen, nur ein kleiner Laster, der langsam dahinrollte. Aus einem Lautsprecher auf seinem Dach drangen kreischende Sirenentöne, immer lauter, vermischt mit dem Rumpeln von Hochleistungsmaschinen und Glockenklängen. Es war die perfekte Tonbandaufnahme eines Feuerwehreinsatzes.

»Mary, das ist verboten«, sagte Burckhardt erstaunt. »Weißt du, was die da machen? Sie lassen die Bandaufnahme eines Feuerwehreinsatzes ablaufen. Was hat das zu bedeuten?«

»Vielleicht soll es ein Scherz sein«, meinte seine Frau.

»Ein Scherz? Findest du es etwa komisch, daß die um sechs Uhr morgens die ganze Nachbarschaft wecken?« Er schüttelte den Kopf. »In zehn Minuten wird die Polizei da sein«, prophezeite er. »Wart's nur ab!«

Aber die Polizei kam nicht – weder nach zehn Minuten noch zu einem späteren Zeitpunkt. Wer immer die Witzbolde waren, die da im Laster saßen, sie besaßen offenbar eine polizeiliche Erlaubnis.

Der Wagen bezog mitten auf einem Platz Stellung, wo er ein paar Minuten lang stehenblieb. Es knisterte im Lautsprecher, und dann sang eine gigantische Stimme:

»Feckle-Kühlschränke!
Feckle-Kühlschränke!
Sie brauchen einen
Feckle-Kühlschrank!

Feckle, Feckle, Feckle,
Feckle, Feckle, Feckle...«

Und so ging es immer weiter. Aus fast allen Fenstern ringsum starrten Leute herab. Die Stimme war nicht nur laut, sie war ohrenbetäubend.

Burckhardt mußte seine Frau anschreien, um den Lärm zu übertönen. »Was ist denn ein Feckle-Kühlschrank, zum Teufel?«

»Ich nehme an, irgendein Kühlschrank, Liebling!« brüllte sie zurück, womit ihm auch nicht geholfen war.

Plötzlich verstummte die schreckliche Stimme, und der Laster stand ganz still da. Es war ein nebliger Morgen. Die Sonnenstrahlen schienen horizontal über die Dächer. Es war unvorstellbar, daß noch vor wenigen Sekunden der Name eines Kühlschranks von den friedlichen Hauswänden widergehallt war.

»Ein verrückter Werbegag«, sagte Burckhardt verbittert. Gähnend wandte er sich vom Fenster ab. »Ich werde mich mal anziehen. Wahrscheinlich ist der Zirkus jetzt vorbei...«

Das Gebrüll erwischte ihn von hinten. Es war fast so, als hätte ihm jemand einen kräftigen Schlag auf die Ohren versetzt. Eine heisere spöttische Stimme, lauter als die Trompete des Erzengels, begann zu heulen:

»Haben Sie einen Kühlschrank? Der stinkt!

Wenn es kein Feckle-Kühlschrank ist, stinkt er!

Wenn es ein Feckle-Kühlschrank vom letzten Jahr ist, stinkt er!

Nur die Feckle-Kühlschränke aus diesem Jahr sind wirklich gut!

Kennen Sie jemanden, der einen Aja-Kühlschrank hat?

Schwule haben Aja-Kühlschränke!

Kennen Sie jemanden, der einen Triplecold-Kühlschrank hat?

Kommunisten haben Triplecold-Kühlschränke!

Jeder Kühlschrank stinkt –

wenn er kein brandneuer Feckle-Kühlschrank ist.«

Die Stimme schrie immer lauter vor Zorn und überschlug sich beinahe.

»Ich warne Sie!

Laufen Sie los und kaufen Sie sofort einen Feckle-Kühlschrank!
Beeilen Sie sich!
Kaufen Sie einen Feckle!
Schnell, schnell, schnell!
Feckle, Feckle, Feckle, Feckle, Feckle...«

Dann verstummte die Stimme, Burckhardt fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und begann gerade zu seiner Frau zu sagen: »Vielleicht sollten wir die Polizei anrufen...«, als die Stimme wieder losbrüllte:

»Feckle, Feckle, Feckle, Feckle, Feckle,
Feckle. Feckle, Feckle, Feckle!
Billige Kühlschränke ruinieren Ihre Lebensmittel!
Sie werden krank und müssen sich übergeben,
Sie werden krank und müssen sterben!
Kaufen Sie einen Feckle, Feckle, Feckle, Feckle!
Haben Sie schon mal ein Stück Fleisch
aus ihrem alten Kühlschrank genommen
und gesehen, wie häßlich und verfault es ist?
Kaufen Sie einen Feckle, Feckle, Feckle, Feckle, Feckle!
Wollen Sie stinkendes, faules Fleisch essen?
Oder wollen Sie klug sein und
einen Feckle, Feckle, Feckle kaufen?«

Das reichte. Mit zitternden Fingern, die immer wieder auf die falschen Tasten drückten, gelang es Burckhardt schließlich, die Nummer der lokalen Polizeistation zu wählen. Das Besetztzeichen ertönte – offenbar war er nicht der einzige, der diese Idee hatte. Und während er bebend ein zweitesmal wählte, verstummte der Lärm. Er ging zum Fenster. Der Laster war verschwunden.

Burckhardt lockerte seine Krawatte und bestellte noch einen Frosty-Flip. Wenn es im Crystal Cafe nur nicht so heiß wäre... Die neu gestrichenen Wände – grettes Rot und blendendes Gelb – waren schon schlimm genug, und jetzt litt offenbar irgend

jemand unter dem Wahn, daß Januar war und nicht Juni. Hier drin war es um mindestens zehn Grad wärmer als draußen.

Mit zwei Schlucken leerte er sein Glas. Der Frosty-Flip schmeckt irgendwie komisch, dachte er, aber nicht schlecht. Jedenfalls war das Getränk erfrischend, genauso, wie es der Kellner versprochen hatte. Er beschloß, einen Kasten davon mitzunehmen. Mary würde sich sicher darüber freuen. Sie interessierte sich für alle neuen Artikel, die auf den Markt kamen.

Verlegen stand er auf, als das Mädchen quer durch das Lokal auf ihn zukam. Sie war das schönste Geschöpf, das er je in Tylerton gesehen hatte. Sie ging ihm ungefähr bis ans Kinn, hatte honigblondes Haar und eine Figur, die nichts zu wünschen übrig ließ. Es gab gar keinen Zweifel, daß sie außer dem Kleid, das sich eng an ihren Körper schmiegte, nichts trug. Als sie ihn begrüßte, spürte er, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.

»Mr. Burckhardt!« Die Stimme klang wie ein ferner Gong. »Es ist wunderbar, daß Sie sich mit mir treffen – nach dem heutigen Morgen...«

Er räusperte sich. »Es ist mir ein Vergnügen. Wollen Sie sich nicht setzen, Miß...«

»April Horn«, murmelte sie und nahm Platz – neben ihm, nicht auf dem Stuhl gegenüber, auf den er gezeigt hatte. »Nennen Sie mich doch April!«

Sie benutzte ein tolles Parfüm, wie Burckhardt feststellte – mit dem kleinen Teil seines Gehirns, der noch funktionierte. Es erschien ihm nicht fair, daß sie sich zu allem Überfluß auch noch parfümiert hatte. Dann zuckte er zusammen, und es wurde ihm bewußt, daß der Kellner soeben davongegangen war, nachdem April zwei Filets Mignon bestellt hatte.

»He!« protestierte er.

»Bitte, Mr. Burckhardt...« Ihre Schulter rieb sich an der seinen, ihr Gesicht war ihm zugewandt, ihr Atem war warm, der Ausdruck ihrer Augen zärtlich und besorgt. »Das geht doch alles

auf Kosten der Feckle Corporation. Lassen Sie die Leute gewähren... Das ist das mindeste, was sie tun können.«

Er spürte ihre Hand in seiner Hosentasche.

»Ich habe Ihnen das Geld für das Essen hineingesteckt«, wisperte sie im Verschwörerton. »Bitte, erledigen Sie das für mich, ja? Ich meine – ich würde es begrüßen, wenn Sie die Rechnung begleichen. In solchen Dingen bin ich ziemlich altmodisch.«

Sie lächelte schmelzend, dann wurde sie geschäftsmäßig, wobei es spöttisch in ihren Augen funkelte.

»Sie müssen das Geld nehmen«, beharrte sie. »Wenn Sie es nicht tun, würden Sie es Feckle viel zu leicht machen. Sie könnten die Leute verklagen und ihnen den letzten Cent abnehmen, nachdem sie Ihre Nachtruhe so grausam gestört haben.«

Er fühlte sich leicht betäubt, als hätte er soeben beobachtet, wie ein Kaninchen in einem Zylinder verschwand. »So schlimm war es ja auch wieder nicht – eh – April. Das bißchen Lärm...«

»O Mr. Burckhardt!« Tiefste Bewunderung strahlte aus ihren blauen Augen. »Ich wußte ja, daß Sie Verständnis dafür haben würden. Es ist nur – nun ja, es ist so ein herrlicher Kühlschrank, daß sich ein paar von unseren Werbeleuten einfach hinreißen ließen. Als das Hauptbüro herausfand, was geschehen war, wurden in jedes Haus rings um den Platz Vertreter unserer Firma geschickt, und die mußten sich überall entschuldigen. Ihre Frau hat uns gesagt, wo wir Sie telefonisch erreichen können. Ich bin ja so froh, daß Sie sich mit mir zum Lunch verabredet haben. Nun kann ich mich auch entschuldigen. Aber – es ist wirklich ein großartiger Kühlschrank, Mr. Burckhardt. Eigentlich sollte ich Ihnen das gar nicht sagen...« Sie senkte schüchtern den Blick. »Aber – für Feckle-Kühlschränke würde ich fast alles tun. Für mich ist das viel mehr als nur ein Job.« Sie hob den Kopf und sah entzückend aus. »Jetzt denken Sie sicher, daß ich sehr dumm bin, nicht wahr?«

Burckhardt hüstelte. »Nun, ich...«

»Natürlich wollen Sie nicht unfreundlich sein.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, machen Sie mir nichts vor! Sie finden, daß ich dumm bin. Aber so würden Sie nicht mehr denken, wenn Sie etwas mehr über Feckle wüßten, Mr. Burckhardt. Wenn ich Ihnen diese Broschüre zeigen darf...«

Burckhardt kam nach der Mittagspause um eine ganze Stunde zu spät ins Büro. Nicht nur das Mädchen hatte ihn aufgehalten. Er hatte auch noch ein seltsames Gespräch mit einem kleinen Mann namens Swanson geführt, den er kaum kannte und der ihn an einer Straßenecke aufgehalten und mit verzweifelter Eindringlichkeit auf ihn eingeredet hatte – um ihn dann plötzlich stehenzulassen.

Aber das spielte keine große Rolle. Zum erstenmal, seit Burckhardt bei dieser Firma arbeitete, fehlte Mr. Barth den ganzen Tag, und Burckhardt mußte sich mit der vierteljährlichen Steuererklärung herumplagen.

Was allerdings eine große Rolle spielte, war die Tatsache, daß er einen Zwölf-Kubikfuß-Feckle-Kühlschrank bestellt hatte, ein mannshohes Modell, selbstenteisend, Listenpreis 625 Dollar, minus zehn Prozent »Freundschaftsrabatt« -»wegen der schrecklichen Affäre heute morgen, Mr. Burckhardt«, hatte sie gesagt.

Er wußte nicht so recht, wie er das seiner Frau erklären sollte.

Er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Als er zur Haustür hereinkam, sagte seine Frau: »Ich habe mir überlegt, ob wir uns nicht einen neuen Kühlschrank leisten können, Liebling. Da war ein Mann, der sich wegen des Lärms entschuldigt hat – wir kamen ins Gespräch und...«

Sie hatte auch einen Kühlschrank bestellt.

Ein verfluchter Tag, dachte Burckhardt, als er zum Schlafzimmer hinaufging. Aber der Tag war noch nicht zu Ende. Der Schalter über der obersten Stufe weigerte sich zu klicken.

Wütend schlug er darauf, und nach wenigen Sekunden ging im ganzen Haus das elektrische Licht aus.

»Verdammte!« sagte Guy Burckhardt.

»Ein Kurzschluß?« Seine Frau zuckte schlaftrig mit den Schultern. »Darum können wir uns ja morgen kümmern.«

Burckhardt schüttelte den Kopf. »Geh schon mal ins Bett. Ich werde nachschauen.«

Er war nicht besonders daran interessiert, den Kurzschluß zu beheben, aber er war so nervös, daß er ohnehin nicht einschlafen könnte. Er löste den kaputten Schalter mit Hilfe eines Schraubenziehers von der Wand, stolperte in die stockdunkle Küche, holte sich eine Taschenlampe und stieg vorsichtig die Kellertreppe hinab. Er fand eine Sicherung, schob eine leere Kiste vor den Sicherungskasten, stieg hinauf und schraubte die alte Sicherung heraus.

Als die neue im Kasten war, hörte er, wie es zu klicken begann und wie der Kühlschrank in der Küche über seinem Kopf wieder dröhnte.

Er ging zur Treppe zurück – und blieb abrupt stehen.

Der Kellerboden schimmerte so seltsam – genau an der Stelle, wo die alte Kiste gestanden hatte.

»Heiliges Kanonenrohr«, sagte Guy Burckhardt und schüttelte ungläubig den Kopf. Er sah genauer hin, fuhr mit dem Daumen über die Kante des Metallflecks und schnitt sich prompt ins Fleisch. Die Kante war verdammt scharf.

Der fleckige Zementboden des Kellers bestand nur aus einer dünnen Schicht. Er fand einen Hammer und zerhackte den Zement an mehreren Stellen. Überall war Metall.

Der ganze Keller war eine Kupferzelle. Die Ziegelwände bestanden nur aus dünnen Schichten, hinter denen sich das Metall verbarg.

Verwirrt attackierte er einen Stützpfeiler in den Grundmauern. Der war wenigstens aus gutem festem Holz. Und das Glas in den Kellerfenstern war echtes Glas.

Er sog an seinem blutenden Daumen und inspizierte die Kellerstufen. Richtiges Holz. Er schabte an den Ziegeln unter dem Ölofen. Echte Ziegel. Die übrigen Wände und der Boden waren verkleidetes Metall.

Es war, als hätte jemand das Haus mit einem Metallrahmen umgeben und dann sorgfältig die Spuren dieser Tat verwischt.

Die größte Überraschung war der umgedrehte Bootsrumphf, der die hintere Kellerhälfte blockierte, ein Relikt aus einer kurzen Bastelperiode, die Burckhardt vor ein paar Jahren absolviert hatte. Von oben betrachtet, sah der Rumpf völlig normal aus. Aber drinnen, wo die Ruderbänke sein sollten, befand sich ein Gewirr aus Streben und Balken, roh gezimmert und unvollendet.

»Aber dieses Boot habe ich doch selbst gebaut!« rief Burckhardt und vergaß seinen Daumen. Halb betäubt lehnte er sich an den Rumpf und versuchte klar zu denken. Aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen hatte man sein Boot und seinen Keller weggeschafft, vielleicht sogar das ganze Haus, und das alles durch raffinierte Attrappen ersetzt.

»Das ist verrückt«, sagte er zu dem leeren Keller und blickte sich im Licht der Taschenlampe um. »Warum um Himmels willen sollte irgend jemand so etwas tun?« flüsterte er.

Sein Gehirn weigerte sich, eine Antwort zu geben. Minutenlang zweifelte Burckhardt an seinem Verstand.

Er starrte wieder in das Boot und hoffte, er hätte sich alles nur eingebildet. Aber da war noch immer das seltsame Durcheinander aus Streben und Balken. Er kroch darunter, um es aus der Nähe zu betrachten, befühlte unglaublich das rauhe Holz. Unmöglich...

Er schaltete die Taschenlampe aus und wollte wieder hinauskriechen. Aber er schaffte es nicht. In dem Augenblick, wo sein

Gehirn seinen Beinen den Befehl gab, sich in Bewegung zu setzen, wurde er von einer überwältigenden Müdigkeit befallen.

Sein Bewußtsein verließ ihn – nicht von selbst, es war eher, als würde es ihm genommen. Und dann schlief Guy Burckhardt ein.

Am Morgen des 16. Juni erwachte Guy Burckhardt in einer verkrampten Stellung, zusammengekauert unter dem Bootsrumpf im Keller, und raste die Stufen hinauf – um festzustellen, daß es der 15. Juni war.

Die erste Tat dieses Tages bestand aus einer hastigen Inspektion des Bootes, des Kellerbodens und der Kellerwände – wobei er feststellte, daß alles ganz genauso war, wie es seinen Erinnerungen entsprach. Genauso unglaublich...

Die Küche war so wie immer, still und kein bißchen aufregend. Die elektrische Uhr surrte fröhlich. Es war schon beinahe sechs. Seine Frau würde jeden Augenblick aufwachen.

Burckhardt stieß die Haustür auf und starre auf die ruhige Straße hinaus. Die Morgenzeitung lag auf den Stufen. Er hob sie auf und las das Datum – der 15. Juni.

Aber das war unmöglich. Gestern war doch der 15. Juni gewesen. Das war ein Datum, das er nie vergessen würde, denn an diesem Tag fand die vierteljährliche Steuererklärung statt.

Er ging in die Diele zurück und nahm den Telefonhörer von der Gabel, dann wählte er die Nummer des Wetterdienstes und vernahm eine melodische Stimme. »...kühler, vereinzelte Schauer. Luftdruck 30,04, ansteigend... Die Vorhersage des Wetterbüros der USA für den 15. Juni. Warm und sonnig...« Er legte auf. Der 15. Juni.

»Heiliger Himmel«, betete Burckhardt. Das war in der Tat äußerst seltsam. Er hörte den Wecker seiner Frau schrillen und rannte die Stufen hinauf.

Mary Burckhardt saß im Bett, mit einem entsetzten, verständnislosen Blick, als wäre sie soeben aus einem Alptraum erwacht.

»Oh!« rief sie, als ihr Mann ins Zimmer stürzte. »Liebling! Ich hatte einen schrecklichen Traum. Es war wie eine Explosion und...«

»Schon wieder?« fragte Burckhardt, ohne besonderes Mitleid zu zeigen. »Mary, da stimmt was nicht. Ich wußte es schon gestern und...«

Er erzählte ihr von der Kupferzelle, in die sich der Keller verwandelt hatte, von der seltsamen Holzmasse, die sich in seinem Boot befand. Mary sah ihn zuerst erstaunt an, dann alarmiert und schließlich besänftigend und etwas unbehaglich.

»Bist du ganz sicher, Liebling?« fragte sie. »Ich habe diese alte Kiste nämlich erst letzte Woche saubergemacht, und dabei ist mir nichts aufgefallen.«

»Ich bin ganz sicher«, sagte Guy Burckhardt. »Ich rückte sie vor den Sicherungskasten und stieg darauf, um die neue Sicherung einzuschrauben, weil wir gestern den Kurzschluß hatten, und da...«

»Nachdem wir – was?« Nun war Mary ernsthaft erschrocken.

»Nachdem das Licht ausging. Du weißt doch, als der Schalter an der Treppe streikte. Ich ging in den Keller und...«

Mary setzte sich kerzengerade im Bett auf. »Guy, der Schalter hat nicht gestreikt. Ich habe doch gestern abend selber das Licht ausgemacht.«

Burckhardt starnte seine Frau an. »Aber ich weiß doch, daß du das nicht getan hast. Komm mal mit und schau dir das an!«

Er stapfte in den Flur hinaus, zeigte dramatisch auf den kaputten Schalter an der Treppe, den er gestern abend losgeschraubt und hängen gelassen hatte...

Aber der Schalter sah so aus wie immer. Ungläubig drückte Burckhardt darauf, und das Licht ging an.

Mary ging bleich und mit gerunzelter Stirn in die Küche hinunter, um das Frühstück zu machen. Burckhardt stand minutenlang vor dem Schalter und starrte ihn an. Seine Denkprozesse hatten die Grenze des Unglaubens und des Schreckens längst überschritten.

Er rasierte sich, zog sich an und aß sein Frühstück, in dumpfes Grübeln versunken. Mary störte ihn nicht. Sie beobachtete ihn nur besorgt und lächelte ihm hin und wieder beruhigend zu. Sie gab ihm einen Abschiedskuß, und dann rannte er zum Bus hinaus, ohne ein einziges Wort geäußert zu haben.

Miß Mitkin, die im Vorraum an ihrem Schreibtisch saß, begrüßte ihn mit einem Gähnen. »Guten Morgen«, murmelte sie schlaftrig. »Mr. Barth kommt heute nicht.«

Burckhardt wollte etwas sagen, aber er schluckte es gerade noch rechtzeitig hinunter. Sie konnte ja nicht wissen, daß Barth auch gestern nicht da gewesen war, weil sie gerade das Kalenderblatt mit der Aufschrift ,14. Juni' abriß. Der ,15. Juni' kam zum Vorschein.

Er taumelte zu seinem Schreibtisch und starrte ohne etwas sehen auf die Morgenpost. Sie war noch nicht geöffnet worden, aber er wußte, daß der Umschlag vom Verteilerbüro der Firma eine Bestellung für zwanzigtausend Fuß von den neuen akustischen Röhren enthielt und der Brief von Finebeck & Söhne eine Beschwerde.

Nach einiger Zeit zwang er sich, die Umschläge zu öffnen. Der Inhalt entsprach seinen Erwartungen.

Zu Mittag veranlaßte Burckhardt, getrieben von einer seltsamen Verzweiflung, daß Miß Mitkin zuerst essen ging. Am gestrigen 15. Juni war er als erster gegangen. Sie verließ ihr Zimmer, vage besorgt, weil er mit ungewohnter Beharrlichkeit auf dieser Regelung bestanden hatte. Aber es war ihm völlig gleich, was sie dachte.

Das Telefon klingelte, und Burckhardt griff nach dem Hörer. »Contro Chemical-Stadtbüro, Burckhardt.«

»Hier ist Swanson«, sagte eine Stimme und verstummte dann.

Burckhardt wartete. Als die Stimme nicht weitersprach, rief er:
»Hallo?«

Eine lange Pause entstand. Dann fragte Swanson in trauriger Resignation: »Noch immer nichts, eh?«

»Was soll denn sein? Swanson, wollen Sie irgendwas? Sie sind gestern schon auf mich zugekommen und haben diese komische Nummer abgezogen. Sie...«

»Burckhardt!« unterbrach ihn die heisere Stimme. »Oh, du lieber Himmel, Sie erinnern sich! Bleiben Sie, wo Sie sind – ich bin in einer halben Stunde bei Ihnen.«

»Was hat das denn zu bedeuten?«

»Regen Sie sich nicht auf!« jubelte der kleine Mann. »Ich erkläre Ihnen alles, wenn ich bei Ihnen bin. Sagen Sie nichts mehr am Telefon – vielleicht wird das Gespräch mitgehört. Warten Sie auf mich... Moment mal, werden Sie allein in Ihrem Büro sein?«

»Nein. Wahrscheinlich wird Miß Mitkin...«

»Verdammst! Hören Sie mal, Burckhardt, wo essen Sie zu Mittag? Bekommt man dort einen guten Lunch? Und ist das Lokal sehr laut?«

»Nun, ich nehme es an... Im Crystal Cafe nur einen Häuserblock weiter...«

»Ich weiß, wo das ist. Wir treffen uns dort, in einer halben Stunde.« Und es klickte in der Leitung.

Das Crystal Cafe war nicht mehr rot gestrichen, aber es war immer noch ziemlich warm. Und neuerdings gab es Musik mit Werbeeinschaltungen. Man machte Reklame für Frosty-Flip und Mariin-Zigaretten – »Gesundheitszigaretten«, flötete der Sprecher – und für irgendwelche »Schokoladehappen«, von

denen Burckhardt noch nie gehört hatte. Aber er sollte sehr bald sehr viel davon hören.

Während er auf Swanson wartete, kam ein Mädchen ins Restaurant, im Celophanröckchen einer Nachtklub-Zigarettenverkäuferin. Sie trug ein Tablett mit winzigen, in scharlachrotes Papier eingewickelten Süßigkeiten.

»Schokohappen schmecken toll«, murmelte sie, als sie auf seinen Tisch zukam. »Schokohappen schmecken toller als toll.«

Burckhardt, der nach dem seltsamen kleinen Mann Ausschau hielt, schenkte ihr keine Beachtung. Aber als sie eine Handvoll Schokohappen auf den Nebentisch warf und die Leute anlächelte, die dort saßen, schaute er zu ihr hinüber – und blinzelte.

»Miß Horn!« rief er überrascht.

Das Mädchen ließ das Tablett fallen.

Burckhardt sprang besorgt auf. »Stimmt was nicht?«

Aber da ergriff sie schon die Flucht.

Der Manager des Restaurants starrte mißtrauisch auf Burckhardt, der nun auf seinen Sessel zurück sank und möglichst unbeteiligt dreinzuschauen versuchte. Er hatte dem Mädchen doch nichts getan. Vielleicht war sie eine streng erzogene junge Dame, trotz der langen nackten Beine unter dem Cellophanröckchen, und als er sie angesprochen hatte, war sie wohl der Meinung gewesen, daß er was Unanständiges von ihr wollte.

Lächerlich... Burckhardt runzelte unbehaglich die Stirn.

»Burckhardt!« Es war ein schrilles Wispern.

Burckhardt blickte über den Rand der Speisekarte hinweg und zuckte zusammen. Ihm gegenüber saß der kleine Mann namens Swanson, sichtlich nervös.

»Burckhardt!« wisperte er noch einmal. »Verschwinden wir von hier! Die sind hinter Ihnen her! Wenn Sie am Leben bleiben wollen, dann kommen Sie mit mir!«

Es hatte keinen Sinn, mit dem Mann zu debattieren. Burckhardt bat den Manager, der drohend herannahte, mit einem kraftlosen Lächeln um Entschuldigung und folgte Swanson nach draußen. Der kleine Mann schien genau zu wissen, wohin er wollte. Auf der Straße angelangt, packte er Burckhardts Ellenbogen und zerrte ihn eilig zur nächsten Ecke.

»Haben Sie das Mädchen gesehen?« fragte er. »Diese Miß Horn – da drüben in der Telefonzelle? Glauben Sie mir, in fünf Minuten sind die anderen hier. Wir müssen uns beeilen.«

Obwohl die Straße voller Menschen und Autos war, achtete niemand auf Burckhardt und Swanson. Es war kalt, fast wie im Oktober. Und das trotz der Wettervorhersage, dachte Burckhardt. Und er kam sich wie ein Narr vor, weil er diesem verrückten kleinen Mann die Straße hinab folgte und vor irgendwelchen mysteriösen Leuten davonlief. Wohin führte ihn der Kerl? Er mochte irrsinnig sein, aber er hatte Angst. Und Angst ist ansteckend.

»Da hinein!« stieß der kleine Mann keuchend hervor.

Es war ein Restaurant – eher eine Bar, von der zweitklassigen Sorte, die Burckhardt nicht zu frequentieren pflegte.

»Geradeaus!« raunte Swanson. »Quer durchs Lokal!« Und Burckhardt wandte sich wie ein gehorsamer kleiner Junge zwischen den Tischen hindurch, zum anderen Ende des Raumes.

Das Restaurant war L-förmig. Beide Fronten lagen an zwei Straßen, die im rechten Winkel zueinanderführten. Sie traten auf die Seitenstraße, und Swanson warf einen kühlen Blick zum Kassierer zurück, der fragend die Brauen hob, dann lief er zum gegenüberliegenden Gehsteig.

Als sie unter der Markise eines Kinos standen, begann sich das Gesicht des kleinen Mannes zu entkrampfen.

»Wir haben sie abgeschüttelt«, frohlockte er. »Und wir sind schon fast da.«

Er ging an den Schalter und kaufte zwei Eintrittskarten. Burckhardt folgte ihm in das Kino, wo gerade eine Wochenend-Matinee ablief. Der Zuschauerraum war fast leer. Von irgendwo kamen die Geräusche von Pferdehufen und Revolverschüssen. Ein einsamer Platzanweiser lehnte an einem Messinggeländer, sah die beiden kurz an und starrte dann wieder gelangweilt auf die Leinwand, während Swanson seinen Begleiter eine mit Teppichen bedeckte Marmortreppe hinabführte.

Sie betraten ein leeres Foyer. Burckhardt entdeckte eine Tür für Herren und eine für Damen. Und da war noch eine dritte Tür, mit der Aufschrift »Manager«, in goldenen Lettern. Swanson lauschte an dieser Tür, dann machte er sie lautlos auf und spähte hinein.

»Okay«, sagte er und gestikulierte.

Burckhardt folgte ihm durch ein leeres Büro zu einer weiteren Tür. Vermutlich war es eine Schranktür, weil sie keine Aufschrift hatte.

Aber es war kein Schrank. Vorsichtig öffnete Swanson die Tür, blickte hinein, dann bedeutete er Burckhardt, ihm zu folgen.

Es war ein Tunnel mit Metallwänden, hell erleuchtet und leer, und er erstreckte sich in beide Richtungen.

Burckhardt blickte sich verwundert um. Eines wußte er jedenfalls ganz genau.

Unter Tylerton gab es keinen solchen Tunnel.

Auf der anderen Seite des Tunnels lag ein Raum mit Stühlen und einem Schreibtisch und seltsamen Gebilden, die wie Fernsehschirme aussahen. Swanson ließ sich keuchend in einen Sessel fallen.

»Wir können ruhig eine Weile hierbleiben«, sagte er ächzend. »Sie kommen nicht mehr oft her. Und wenn sie kommen, werden wir sie rechtzeitig hören und können uns verstecken.«

»Wer sollte denn kommen?« fragte Burckhardt.

»Die Marsmenschen«, sagte der kleine Mann. Seine Stimme schien an diesen beiden Worten zu zerbrechen, alles Leben schien aus ihm zu weichen. In düsterem Ton fuhr er fort: »Zumindest glaube ich, daß es Marsmenschen sind. Obwohl Sie natürlich auch recht haben könnten. In diesen letzten paar Wochen hatte ich viel Zeit zum Nachdenken – nachdem diese Leute Sie erwischt hatten – und es ist immerhin möglich, daß es trotz allem die Russen sind.«

»Fangen Sie doch mal von Anfang an! Wer hat mich erwischt?«

Swanson seufzte. »Also müssen wir das ganze noch einmal durchkauen. Okay. Vor etwa zwei Monaten klopften Sie spät abends an meine Tür. Sie waren ganz zerschlagen und hatten schreckliche Angst. Sie baten mich um Hilfe und...«

»Ich!«

»Natürlich können Sie sich nicht daran erinnern. Hören Sie mir zu, dann werden Sie alles verstehen. Sie redeten wirres Zeug und behaupteten, man hätte Sie gefangengehalten und bedroht, und Ihre Frau wäre tot und wieder zum Leben erwacht – lauter solchen Quatsch... Ich dachte, Sie wären verrückt. Aber – nun, ich hatte immer großen Respekt vor Ihnen. Sie baten mich, Sie zu verstecken, und ich habe ja diese Dunkelkammer. Man kann die Tür nur von innen zusperren. Ich habe das Schloß selbst angebracht. Ich ging also mit Ihnen hinein, um Ihnen den Gefallen zu tun, und um Mitternacht, nur fünfzehn oder zwanzig Minuten später, verloren wir die Besinnung.«

»Wir wurden bewußtlos?«

Swanson nickte. »Alle beide. Es war, als hätte man uns mit einem Sandsack niedergeschlagen. Hören Sie mal – ist Ihnen das gestern abend nicht auch passiert?«

Burckhardt zuckte unsicher mit den Schultern. »Ich nehme es an... Natürlich ist es passiert. Danach waren wir plötzlich wieder wach, und Sie sagten, daß Sie mir was Komisches zeigen müßten. Wir gingen hinaus, kauften eine Zeitung und schauten uns das Datum an. Es war der 15. Juni.«

»Der 15. Juni? Aber das ist doch heute! Ich meine...«

»Sie haben es erfaßt, mein Freund. Es ist *immer* der 15. Juni.« Es dauerte eine Weile, bis Burckhardt diese Information verdaut hatte.

Dann fragte er verwundert: »Wie lange haben Sie sich denn in der Dunkelkammer versteckt? Wie viele Wochen haben Sie da drin gesessen?«

»Wie kann ich das wissen? Vielleicht vier oder fünf... Ich habe jedes Gefühl für die Zeit verloren. Jeden Tag passierte das gleiche – es war immer der 15. Juni, und Mrs. Keefer, meine Zimmerwirtin, fegte immer die Eingangsstufen, und auf der Zeitung stand immer die gleiche Schlagzeile. Das wird allmählich langweilig, mein Freund.«

Es war Burckhardts Idee, und Swanson hielt nichts davon, aber er war bereit, mitzumachen. Er war der Typ, der immer mitmachte.

»Aber es ist gefährlich«, murmelte er besorgt. »Wenn nun jemand vorbeikommt? Sie könnten uns sehen und...«

»Was haben wir denn zu verlieren?«

Swanson hob die Schultern. »Es ist gefährlich«, sagte er noch einmal. Aber er machte mit.

Burckhardts Plan war ganz einfach. Er konnte sich nur auf eine einzige Tatsache stützen – der Tunnel führte irgendwohin. Ob es nun Marsmenschen oder Russen waren, phantastische Verschwörungen oder verrückte Halluzinationen – was immer mit Tylerton los war, es mußte eine Erklärung dafür geben. Und nach dieser Erklärung mußte man am Ende des Tunnels suchen.

Sie stapften dahin, und sie hatten schon über eine Meile zurückgelegt, als sie das Ende sahen. Sie hatten Glück – zumindest war ihnen niemand begegnet. Aber Swanson hatte gesagt, daß der Tunnel zu gewissen Zeiten benutzt wurde.

Immer der 15. Juni... Warum, fragte sich Burckhardt. Um das Wie kümmerte er sich nicht. Er interessierte sich nur für das Warum.

Und alle schliefen ein, ohne es zu wollen, anscheinend immer um die gleiche Zeit. Und danach konnten sie sich an nichts erinnern. Swanson hatte erzählt, wie sehnsgütig er auf Burckhardt gewartet hatte – an jenem Morgen, als sich Burckhardt unvorsichtigerweise um fünf Minuten verspätet hatte, bevor er in die Dunkelkammer zurückgekehrt war. Und als Swanson das Bewußtsein wiedererlangt hatte, war Burckhardt verschwunden. Swanson hatte ihn erst an jenem Nachmittag auf der Straße wiedergesehen, aber da hatte sich Burckhardt an nichts mehr erinnern können.

Und Swanson hatte wochenlang seine Mäuse-Existenz fortgesetzt, hatte sich nachts in der Dunkelkammer versteckt, hatte sich tagsüber hinausgeschlichen, um in bemitleidenswerter Hoffnung nach Burckhardt zu suchen, war am Rand des Lebens dahinvegetiert, um »ihren« tödlichen Augen zu entkommen.

Wer waren »sie«? Eine von »ihnen« war das Mädchen namens April Horn. Nachdem Swanson beobachtet hatte, wie sie sorglos in eine Telefonzelle gegangen und nicht mehr herausgekommen war, hatte er den Tunnel gefunden. Der Mann am Zigarettenkiosk im Bürogebäude der Contro Chemical gehörte auch dazu. Es gab noch mehr – mindestens ein Dutzend, wie Swanson vermutete.

Sie waren leicht zu erkennen, wenn man nur wußte, wo auch man Ausschau halten mußte, denn sie waren die einzigen in Tylerton, die täglich ihre Rollen wechselten. Burckhardt sah immer gleich aus, wenn er jeden Morgen an jedem 15. Juni im 8-Uhr-51-Bus saß. Aber April Horn trug manchmal ein neckisches Zellophanröckchen und verkaufte Süßigkeiten und Zigaretten, oder sie war schlicht gekleidet, und manchmal konnte Swanson sie nirgends entdecken.

Russen? Marsmenschen? Was auch immer sie waren – was wollten sie mit dieser verrückten Maskerade erreichen?

Burckhardt wußte es nicht, aber vielleicht war die Antwort auf diese Frage hinter der Tür am Ende des Tunnels verborgen. Sie lauschten mit angehaltenem Atem und hörten ferne Geräusche, aber sie hatten nicht das Gefühl, in Gefahr zu schweben. Sie schlüpften durch die Tür.

Nachdem sie einen großen Raum durchquert hatten und eine Treppe hinaufgestiegen waren, stellte Burckhardt fest, daß sie sich im Contro Chemical-Werk befanden.

Niemand war zu sehen. Das war nicht ungewöhnlich, denn in der automatisch betriebenen Fabrik war kaum jemand anzutreffen. Burckhardt erinnerte sich noch gut an jenen Besuch, den er dem Werk abgestattet hatte, an die endlose, unaufhörliche Tätigkeit der Maschinen, an die Ventile, die sich öffneten und schlossen, an die Behälter, die sich selbst entleerten und füllten und schüttelten und erhitzten und die gurgelnden Flüssigkeiten, die sie enthielten, chemisch analysierten. Das Werk war niemals übervölkert – aber es war niemals still.

Nur jetzt war es still. Abgesehen von jenen fernen Geräuschen war kein Lebensatem wahrzunehmen. Die elektronischen Gehirne sandten keine Befehle aus. Die Spulen und Relais waren stillgelegt.

»Kommen Sie!« sagte Burckhardt.

Swanson folgte ihm widerstrebend durch eine riesige Halle, zwischen fleckenlosen, glatten Stahlsäulen und Tanks hindurch.

Sie gingen angstvoll dahin, als wären sie sich der Gegenwart des Todes bewußt. Und das waren sie in gewisser Weise auch, denn die Automaten, die das Werk einst in Gang gehalten hatten, waren nichts weiter als Leichen. Die Maschinen wurden von Computern kontrolliert, die keine richtigen Computer waren, sondern die elektronischen Analoga lebender Gehirne. Und wenn sie abgeschaltet wurden – waren sie dann nicht tot? Denn jeder dieser Computer war einst ein menschliches Gehirn gewesen.

Stellen wir uns einmal einen Rohölchemiker vor, der die Teilung des Naturöls in seine Bestandteile auf vollendete Weise

beherrscht. Fesseln wir ihn, dringen wir mit elektronischen Suchnadeln in sein Gehirn ein. Die Maschine zeichnet seine Denkprozesse auf, übersetzt ihre Forschungsergebnisse in Sinuswellen. Wenn man diese Wellen auf einen Roboter-Computer überträgt, hat man einen Chemiker. Oder tausend Kopien des Chemikers, mit all seinem Wissen, mit all seinen Erfahrungen, ohne Nachteile menschlicher Grenzen.

Wenn man ein Dutzend Kopien in einer Fabrik installiert, werden sie alle Maschinen in Gang halten, vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage pro Woche, sie werden niemals ermüden, nichts übersehen, nichts vergessen.

Swanson rückte näher an Burckhardt heran. »Ich fürchte,« sagte er.

Sie waren jetzt am Ende der Halle angelangt, und die Geräusche waren lauter geworden. Es waren keine Maschiengeräusche, sondern Stimmen. Burckhardt ging vorsichtig zu einer halb offenen Tür und spähte hindurch.

Er blickte in einen kleineren Raum, in dem sich mindestens ein Dutzend Fernsehschirme befanden. Vor jedem saß ein Mann oder eine Frau, starre auf den Bildschirm und diktete Daten in ein Magnetophon. Jeder Monitor zeigte eine andere Szene.

Die Bilder schienen nur wenig gemeinsam zu haben. Eines zeigte einen Laden, wo ein Mädchen, gekleidet wie April Horn, Kühlschränke vorführte. Auf einem anderen Fernsehschirm waren mehrere Fotos von Küchen zu sehen. Und auf einem dritten erblickte Burckhardt den Zigarettenkiosk in der Halle des Contro Chemical-Bürohauses.

Es war verwirrend, und Burckhardt wäre gern noch eine Weile geblieben, um herauszufinden, was das alles zu bedeuten hatte. Aber in dem Raum saßen zu viele Leute, und die Gefahr, entdeckt zu werden, war zu groß.

Sie fanden ein weiteres Zimmer, ein großes, protziges Büro, in dem sich niemand aufhielt. Der Schreibtisch war mit Papieren

übersät. Burckhardt warf zuerst nur einen flüchtigen Blick darauf, aber als die Worte, die auf einem der Blätter standen, seine Aufmerksamkeit erregten, weiteten sich seine Augen in ungläubiger Faszination.

Er griff nach dem Papier, das zuoberst lag, überflog es, nahm sich dann ein anderes vor, während Swanson hastig die Schubladen durchsuchte.

Burckhardt fluchte leise und ließ die Blätter auf den Schreibtisch fallen.

Swanson schenkte ihm kaum Beachtung und schrie entzückt: »Schauen Sie mal!« Er zog einen Revolver aus einem Schubfach. »Er ist sogar geladen!«

Burckhardt starrte ihn mit leerem Blick an und versuchte zu begreifen, was er da gelesen hatte. Als ihm bewußt geworden war, was Swanson gesagt hatte, begannen seine Augen zu leuchten. »Gut! Den nehmen wir mit. Wenn wir bewaffnet sind, werden wir hier ungehindert rauskommen. Aber wir gehen nicht zur Polizei. Nein, wir gehen nicht zu den Bullen von Tylerton, wir gehen zum FBI. Sehen Sie sich das mal an!«

Auf dem Blatt, das er Swanson reichte, stand die Überschrift: *Bericht aus dem Testgebiet – Thema: Mariin-Zigaretten-Kampagne*. Darunter waren Zahlentabellen zu sehen, die für Burckhardt und Swanson keinen Sinn ergaben. Um so interessanter war die Zusammenfassung am unteren Ende des Blattes.

Obwohl beim Test 47-K3 fast doppelt so viele neue Benutzer geworben wurden wie bei den anderen durchgeföhrten Tests, kann dieses Verfahren wahrscheinlich nicht in großem Umfang angewandt werden, und zwar wegen der örtlichen Lärmkontrollen. Die Tests der Gruppe 47-K12 erzielten die zweitbesten Ergebnisse, und wir empfehlen, mit diesem Appeal Wiederholungstests durchzuführen, wobei die drei besten Kampagnen mit und ohne zusätzliche Verkaufsförderungstechnik ablaufen sollten.

Ein Alternativvorschlag: Man könnte direkt mit dem Top Appeal der K12-Serien beginnen, wenn der Kunde nicht auf die zusätzlichen Tests reagiert.

Alle diese Prognosen werden mit achtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit einem halben oder einem Prozent der im voraus berechneten Resultate entsprechen und werden mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit an fünf Prozent herankommen.

Swanson blickte von dem Papier auf und in Burckhardts Augen. »Ich verstehe das nicht«, klagte er.

»Das kann ich Ihnen nicht übelnehmen, Swanson«, sagte Burckhardt. »Es ist verrückt – aber es paßt alles zusammen. Das sind keine Russen und auch keine Marsmenschen. Das sind Werbefachleute. Irgendwie – der Himmel mag wissen, wie – haben sie Tylerton in ihre Gewalt bekommen. Uns alle, Sie und mich und noch zwanzig- oder dreißigtausend andere. Vielleicht hypnotisieren sie uns – vielleicht bedienen sie sich anderer Mittel. Aber was immer sie auch machen, sie richten es so ein, daß wir jeden Tag das gleiche Datum haben. Am Ende eines Tages analysieren sie, was passiert ist, und fangen am nächsten Tag mit einer neuen Werbekampagne an.«

Swansons Kinnlade klappte nach unten. Dann gelang es ihm, die Kiefer wieder zu schließen und zu schlucken. »Verrückt«, sagte er tonlos.

Burckhardt schüttelte den Kopf. »Natürlich – es klingt verrückt. Die ganze Sache ist verrückt. Wie sollte man es sonst erklären? Sie können nicht leugnen, daß die Bewohner von Tylerton immer wieder den gleichen Tag erleben. Sie haben es doch gesehen! Das ist das Verrückte an der ganzen Angelegenheit, aber wir müssen zugeben, daß es den Tatsachen entspricht – es sei denn, wir sind verrückt. Und wenn Sie sich einmal klargemacht haben, daß irgend jemand irgendeinen Weg gefunden hat, so etwas zustande zu bringen, dann ergibt alles Übrige einen Sinn. Denken Sie doch mal nach, Swanson! Sie testen jedes winzige Detail, bevor sie auch nur einen Cent für ihre Werbekampagnen

ausgeben Haben Sie eine Ahnung, was das bedeutet? Gott allein weiß wieviel Geld da drin steckt, aber ich weiß, daß manche Firmen im Jahr zwanzig oder dreißig Millionen für die Werbung ausgeben. Multiplizieren Sie das mit – sagen wir mal – hundert Firmen. Und dann stellen Sie sich vor, daß jede einzelne Firma herausfindet, wie man die Werbungskosten nur um zehn Prozent verringern kann. Das ist der springende Punkt, glauben Sie mir! Wenn sie schon vorher wissen, auf was die Kunden positiv reagieren werden, können sie ihre Kosten auf die Hälfte senken. Vielleicht sogar auf weniger als die Hälfte, ich weiß es nicht. Sie würden also zwei- oder dreihundert Millionen pro Jahr sparen – und wenn sie davon nur zehn oder zwanzig Prozent bezahlen, um Tylerton benutzen zu dürfen, ist das immer noch spottbillig, und die Aktion bringt den Leuten, die Tylerton jetzt in ihrer Gewalt haben, ein Vermögen ein.«

Swanson fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Sie meinen also, daß wir eine Art – unfreiwilliges Publikum sind?«

Burckhardt runzelte die Stirn. »Nicht direkt.« Er dachte eine Weile nach, dann fügte er hinzu: »Sie wissen doch, wie ein Arzt ein Medikament testet – zum Beispiel Penicillin? Er legt eine Reihe kleiner Bakterienkolonien auf Gallertscheiben an und probiert das Zeug hintereinander an allen Kolonien aus, wobei er es jeweils ein bißchen verändert. Nun, das sind wir – wir sind die Bakterien, Swanson. Aber in unserem Fall ist das Verfahren noch viel wirksamer. Sie brauchen nur eine einzige Kolonie zu testen, weil sie die immer wieder benutzen können.«

Das ging über Swansons Begriffsvermögen hinaus. Er fragte nur: »Und was sollen wir dagegen unternehmen?«

»Wir gehen zum FBI. Sie können menschliche Wesen nicht als Versuchskaninchen mißbrauchen.«

»Und wie kommen wir zum FBI?« Burckhardt zögerte. »Ich glaube...«, begann er langsam. »Klar – das ist das Büro eines großen Tieres. Wir haben eine Waffe. Wir bleiben hier, bis der Typ kommt. Und der wird uns dann hier rausbringen.«

So einfach war das. Swanson war einverstanden und setzte sich auf einen Stuhl an der Wand, so daß er von der Tür aus nicht gesehen werden konnte. Burckhardt bezog hinter der Tür Stellung. Und wartete.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Vielleicht eine halbe Stunde. Dann hörte Burckhardt, wie sich Stimmen näherten, und hatte gerade noch Zeit, Swanson einen kurzen Befehl zuzuflüstern, bevor er sich an die Wand preßte.

Es waren die Stimmen eines Mannes und eines Mädchens. Der Mann sagte: »Ich verstehe nicht, warum Sie uns keinen telefonischen Bericht geben konnten. Sie ruinieren alle Ihre heutigen Tests. Was zum Teufel ist denn los mit Ihnen, Janet?«

»Es tut mir leid, Mr. Dorchin«, sagte sie mit ihrer süßen, hellen Stimme. »Aber ich dachte, es wäre wichtig.«

Der Mann seufzte. »Wichtig! Eine lausige Einheit von einundzwanzigtausend!«

»Aber es ist die Burckhardt-Einheit, Mr. Dorchin. Schon wieder. Da er von der Bildfläche verschwunden ist, muß ihm irgend jemand geholfen haben.«

»Also gut, es ist ja nicht so schlimm, Janet. Das Schokohappenprogramm ist dem Zeitplan ohnehin um einiges voraus. Solange Sie so gut im Rennen sind, können Sie ins Büro kommen, wann Sie wollen, und Ihren Arbeitsbericht schreiben. Und um Burckhardt machen Sie sich keine Sorgen. Wahrscheinlich läuft er nur irgendwo herum. Heute abend werden wir ihn schnappen und...«

In diesem Augenblick gingen sie durch die Tür. Burckhardt warf sie zu und hob den Revolver.

»Das bilden Sie sich ein, was?« sagte er triumphierend.

Die schrecklichen Stunden, das quälende Gefühl, verrückt zu werden, die Verwirrung und die Angst hatten sich gelohnt. Noch nie in seinem Leben hatte Burckhardt eine so tiefe Befriedigung

empfunden. Das Gesicht des Mannes zeigte einen Ausdruck, dessen Beschreibung Burckhardt schon oft in Romanen gelesen, den er aber noch nie gesehen hatte. Der Mund und die Augen wurden unnatürlich groß, und obwohl er einen Laut hervorbrachte, der wie eine Frage klang, waren seine Lippen unfähig, Worte zu bilden.

Das Mädchen war fast genauso überrascht. Burckhardt sah sie an und wußte, warum ihm ihre Stimme so bekannt vorgekommen war. Es war das Mädchen, das sich ihm als April Horn vorgestellt hatte.

Dorchin erholte sich ziemlich rasch von seinem Schrecken.

»Ist er das?« fragte er scharf.

»Ja«, sagte das Mädchen.

Dorchin nickte. »Ich nehme alles zurück. Sie hatten recht. Eh – Burckhardt, was wollen Sie?«

Swanson sprang auf. »Seien Sie vorsichtig! Vielleicht hat er eine Waffe.«

»Untersuchen Sie ihn!« befahl Burckhardt. »Ich werde Ihnen sagen, was wir wollen, Dorchin. Wir möchten, daß Sie uns zum FBI begleiten und den Beamten erklären, woher Sie das Recht genommen haben, zwanzigtausend Leute zu kidnappen.«

»Wieso kidnappen?« Dorchin schnaufte verächtlich. »Das ist doch lächerlich, Mann! Stecken Sie die Kanone weg! So leicht werden Sie nicht davonkommen.«

Burckhardt umklammerte die Waffe noch fester. »Ich glaube schon.«

Dorchin sah wütend und gequält aus, aber er schien seltsamerweise keine Angst zu haben. »Verdamm...«, begann er zu brüllen, dann klappte er den Mund zu und schluckte. »Hören Sie mal«, sagte er in sanfterem Ton, »Sie irren sich. Wir haben niemanden gekidnappt, glauben Sie mir.«

»Ich glaube Ihnen nicht«, entgegnete Burckhardt. »Warum sollte ich?«

»Aber es ist wahr! Ich schwöre es Ihnen!«

Burckhardt schüttelte den Kopf. »Erzählen Sie das mal dem FBI. Wir werden die Wahrheit schon noch herauskriegen. Also – wie kommt man hier raus?«

Dorchin öffnete den Mund, um zu protestieren.

»Stellen Sie sich mir nur ja nicht in den Weg!« schrie Burckhardt. »Wenn Sie mich dazu zwingen, werde ich Sie töten. Verstehen Sie mich? Ich habe zwei Tage lang in einer Hölle gelebt, und Sie sind für jede einzelne Sekunde dieser Tage verantwortlich. Es wäre mir ein Vergnügen, Sie umzubringen, und ich habe nichts zu verlieren. Bringen Sie uns jetzt raus!«

Dorchins Gesicht wurde plötzlich ausdruckslos. Er sah aus, als wollte er eine Bewegung machen, aber da schob sich das blonde Mädchen namens Janet zwischen den Mann und den Revolver.

»Bitte!« flehte sie Burckhardt an. »Sie verstehen das nicht. Sie dürfen nicht schießen.«

»Gehen Sie mir aus dem Weg!«

»Aber Mr. Burckhardt...«

Sie konnte den Satz nicht mehr beenden. Dorchin wandte sich zur Tür um, immer noch mit ausdrucksloser Miene. Burckhardt sah sich bis zum Äußersten getrieben. Brüllend richtete er die Waffe auf Dorchin. Das Mädchen schrie auf. Er drückte ab. Wieder schob sich Janet zwischen den Mann und den Revolver, die Augen voller Mitleid.

Burckhardt hatte instinktiv nach unten gezielt, um nur zu verwunden und nicht zu töten. Aber er hatte nicht besonders gut gezielt.

Die Kugel traf das Mädchen in den Bauch. Dorchin war draußen, die Tür fiel hinter ihm ins Schloß, seine Schritte verhallten in der Ferne.

Burckhardt schleuderte den Revolver quer durch den Raum und rannte zu dem Mädchen.

Swanson stöhnte. »Jetzt sind wir erledigt, Burckhardt. Oh, warum haben Sie das getan. Wir hätten entkommen können. Wir hätten zum FBI gehen können. Wir waren praktisch schon draußen. Wir...«

Burckhardt hörte ihm nicht zu. Er kniete neben dem Mädchen. Sie lag auf dem Rücken, mit wirr ineinanderverschlungenen Armen. Aber da war kein Blut zu sehen – und kaum eine Wunde. Und kein menschliches Wesen wäre imstande, die Position einzunehmen, in der sie da auf dem Boden lag.

Und sie war nicht tot.

Sie war nicht tot – und Burckhardt kniete wie erstarrt neben ihr und dachte: Aber sie lebt auch nicht.

Da war kein Puls, aber ein rhythmisches Ticken in den ausgestreckten Fingern einer Hand.

Da war kein Atem zu hören – aber ein zischendes Geräusch.

Ihre Augen waren offen und blickten Burckhardt an. Weder Furcht noch Schmerz lagen darin, nur ein unendlich tiefes Mitleid.

Mit heftig zuckenden Lippen sagte sie: »Machen Sie – sich keine Sorgen um mich, Mr. Burckhardt. Ich – bin okay.«

Burckhardt setzte sich auf die Fersen und starrte sie an. An der Stelle, wo Blut herausquellen sollte, war ein Loch in einer Substanz, die kein Fleisch war. Und eine Kupferspirale ragte heraus.

Burckhardt fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Sie sind ein Roboter«, sagte er.

Das Mädchen versuchte zu nicken, der zuckende Mund flüsterte: »Ja, das bin ich. Genauso wie Sie.«

Nachdem Swanson einen einzigen, unartikulierten Laut ausgestoßen hatte, ging er zum Schreibtisch hinüber, setzte sich und starrte die Wand an. Burckhardt kauerte noch immer neben der zerstörten Puppe auf dem Boden.

»Es – tut mir leid, daß das alles geschehen ist«, sagte das Mädchen. Die schönen Lippen verzerrten sich zu einem krampfhaften, spöttischen Lächeln, das beängstigend auf dem jungen glatten Gesicht wirkte, bis sie ihren Mund wieder unter Kontrolle hatte. »Es tut mir leid. Die Kugel hat mitten ins Nervenzentrum getroffen. Dadurch fällt es mir schwer – diesen Körper zu beherrschen.«

Burckhardt nickte automatisch und akzeptierte die Entschuldigung.

Roboter... Es war so offensichtlich – jetzt, wo er es wußte. Wenn er jetzt zurückblickte, hatte es von Anfang an gar keine andere Möglichkeit gegeben. Und er hatte an irgendeine mystische Hypnose gedacht, an Marsmenschen oder andere Fremdlinge... Idiotisch, denn die Robotertheorie paßte viel besser ins Bild.

Er hatte die Beweise ständig vor Augen gehabt. Die automatisierte Fabrik mit ihren transplantierten Gehirnen – warum sollte man ein solches Gehirn nicht auch in einen humanoiden Roboter verpflanzen und dem Automaten die Gesichtszüge und die Gestalt des ursprünglichen Eigentümers geben?

Aber könnte ein solches Geschöpf wissen, daß es ein Roboter war?

»Wir alle«, sagte Burckhardt und merkte kaum, daß er seine Gedanken in Worte faßte. »Meine Frau und meine Sekretärin und Sie und die Nachbarn. Wir sind alle gleich.«

»Nein.« Nun klang ihre Stimme energischer. »Wir sind nicht gleich. Ich habe Sie ausgesucht, verstehen Sie? Ich...« Diesmal waren die verzerrten Lippen kein zufälliges Produkt des zerstörten Nervenapparats. »Ich war eine häßliche Frau, Mr. Burckhardt, und schon fast sechzig Jahre alt. Das Leben war an

mir vorbeigegangen. Und als mir Mr. Dorchin die Gelegenheit bot, noch einmal zu leben, als schönes Mädchen, war ich sofort einverstanden. Ich nutzte diese Chance, trotz aller Nachteile, die damit verbunden waren. Mein natürlicher Körper ist immer noch am Leben – er schläft, während ich hier bin. Ich könnte in diesen Körper zurückkehren – aber das werde ich niemals tun.«

»Und wir?«

»Sie sind ganz anders, Mr. Burckhardt. Ich arbeite hier, befolge Mr. Dorchins Befehle, katalogisiere die Testergebnisse, beobachte die anderen, während sie das Leben führen, das er ihnen zugesagt hat. Ich mache das freiwillig, aber Sie haben keine Wahl. Weil Sie tot sind.«

»Tot?« schrie Burckhardt.

Die blauen Augen sahen ihn an, ohne zu blinzeln, und er wußte, daß es keine Lüge war. Er schluckte, wunderte sich über den komplizierten Mechanismus, der ihn schlucken und schwitzen und essen ließ.

»Oh – die Explosion in meinem Traum«, sagte er.

»Das war kein Traum. Die Explosion hat tatsächlich stattgefunden – hier in der Fabrik. Die Lagertanks gingen in die Luft, und wer die Explosion überlebte, starb kurz darauf in den Flammen. Fast alle starben – einundzwanzigtausend Menschen. Sie starben mit ihnen, und das war Dorchins Chance.«

»Dieses verdammte Monstrum!« sagte Burckhardt.

Die verkrümmten Schultern zuckten mit seltsamer Anmut. »Warum? Sie waren tot, Mr. Burckhardt. Und Sie und all die anderen waren genau das, was Dorchin brauchte – eine ganze Stadt, ein perfektes Stück Amerika. Einem toten Gehirn kann man ebenso leicht Denkprozesse entnehmen wie einem lebenden. Bei Toten ist es sogar noch einfacher – sie können nicht mehr nein sagen. Oh, es kostete natürlich viel Zeit und Geld. Die Stadt war ein Trümmerhaufen, aber es war möglich, sie vollständig wieder aufzubauen, vor allem, weil es nicht nötig war, die Einzelteile exakt nachzubilden. Da waren die Häuser der

Menschen, deren Gehirne völlig zerstört worden waren. Die sind innen leer – und brauchten nicht vollkommen zu sein, und bei gewissen Dingen mußte man sich auch nicht allzusehr anstrengen. Die Stadt kann nur einen Tag lang bestehen – den ganzen 15. Juni, und das immer wieder. Wenn jemand merkt, daß irgend etwas nicht stimmt, würde die Zeit nicht ausreichen, um diese kleine Entdeckung zur Lawine anwachsen zu lassen, die den Test stören würde, denn alle Fehler werden jeweils um Mitternacht ausgemerzt.«

Das Gesicht versuchte zu lächeln. »Dieser 15. Juni ist ein Traum, Mr. Burckhardt, denn Sie haben ihn niemals wirklich erlebt. Er ist ein Geschenk von Mr. Dorchin, ein Traum, den er Ihnen schenkt und den er Ihnen am Ende des Tages wieder wegnimmt, wenn er alle Daten darüber hat, wie viele von Ihnen aufweiche Variation welcher Anreize ansprechen. Die Instandhaltungs-Crew geht regelmäßig durch den Tunnel, um die ganze Stadt zu kontrollieren und den Traum mit ihren kleinen Elektronenrohren herauszusaugen, wenn er zu Ende geträumt ist, und ihn noch einmal von vorn ablaufen zu lassen. Am 15. Juni. Es ist immer der 15. Juni, denn der 14. ist der letzte Tag, an den Sie sich alle erinnern können. Manchmal geht der Crew der eine oder der andere Roboter durch die Lappen – so wie Sie, als Sie unter Ihrem Boot hockten. Aber das spielt keine Rolle. Die Roboter, die übersehen wurden, verraten sich selbst, und wenn sie das nicht tun, wird der Test nicht beeinflußt. Die Leute, die für Dorchin arbeiten, werden nicht ständig mit dem gleichen Traum gefüttert. Wir schlafen ein, wenn unsere Energiezufuhr gestoppt wird, und wenn wir erwachen, erinnern wir uns an alles.«

»Und das alles, um Waren zu verkaufen!« sagte Burckhardt. »Das muß doch Millionen gekostet haben.«

»Ja«, bestätigte der Roboter namens April Horn. »Aber es hat Dorchin auch Millionen eingebracht. Und das ist noch nicht das Ende. Wenn er ein Mittel gefunden hat, um die Leute zu manipulieren – glauben Sie, daß er sich damit zufriedengeben wird? Glauben Sie...«

Sie brach ab, als die Tür aufging, und Burckhardt wirbelte herum, erinnerte sich zu spät an Dorchins Flucht, während er nach dem Revolver griff.

»Schießen Sie nicht!« befahl eine ruhige Stimme. Es war nicht Dorchin. Es war ein anderer Roboter, der sich nicht hinter Plastik und raffinierter Kosmetik versteckte, sondern seltsam glänzte. Und er sagte mit metallischer Stimme: »Lassen Sie das, Burckhardt. Sie werden nichts damit erreichen. Geben Sie mir den Revolver, bevor Sie noch mehr Schaden anrichten! Geben Sie ihn mir sofort!«

Burckhardt schrie wütend auf. Der Körper des Roboters war aus Stahl, und Burckhardt war sich nicht sicher, ob eine Kugel durch die Oberfläche dringen oder den Automaten überhaupt verletzen konnte. Er würde es ausprobieren müssen...

Aber da raste hinter ihm ein wimmernder Wirbelwind namens Swanson heran, hysterisch vor Angst, stieß gegen Burckhardt, warf ihn zu Boden, und die Waffe fiel ihm aus der Hand.

»Bitte!« flehte Swanson und stand geduckt vor dem stählernen Roboter. »Er hätte Sie erschossen – bitte, tun Sie mir nichts! Erlauben Sie mir, für Sie zu arbeiten – wie dieses Mädchen. Ich werde alles machen, was Sie wollen...«

»Wir brauchen Ihre Hilfe nicht«, entgegnete die Roboterstimme. Die Gestalt machte zwei gemessene Schritte, blieb vor der Waffe stehen und versetzte ihr einen Fußtritt.

Der ruinierte blonde Roboter sagte emotionslos: »Ich bezweifle, daß ich noch lange durchhalten werde, Mr. Dorchin.«

»Dann schalten Sie sich aus«, erwiderte der Stahlroboter unbewegt.

Burckhardt blinzelte. »Aber Sie sind doch nicht Dorchin!«

Die stählerne Gestalt richtete ihre unergründlichen Augen auf ihn. »Doch. Ich bin allerdings nicht Dorchin in Fleisch und Blut. Dies ist der Körper, den ich zur Zeit benutze. Ich nehme nicht an, daß Sie ihn mit dieser Waffe verletzen können. Der andere

Roboterkörper war verwundbarer. Werden Sie jetzt mit diesem Unsinn aufhören? Ich möchte Sie nicht vernichten. Dazu sind Sie zu teuer. Werden Sie sich jetzt hinsetzen und es dem Instandhaltungs-Team gestatten, Sie zu regulieren?«

»Sie – Sie werden uns nicht bestrafen?« fragte Swanson unterwürfig.

Das Stahlgesicht zeigte keinen Ausdruck, aber die Stimme klang fast überrascht. »Bestrafen? Wie sollte ich Sie denn bestrafen?«

Swanson erzitterte, als hätten ihn die Worte wie Peitschenhiebe getroffen. Burckhardt schrie wutentbrannt: »Sie können ja *ihn* regulieren, wenn er das zuläßt – aber mich nicht! Sie werden mich ganz schön beschädigen müssen, Dorchin. Es ist mir egal, wie teuer ich Sie zu stehen komme oder wieviel Mühe es kostet, mich wieder zusammenzusetzen. Ich gehe jetzt durch diese Tür hinaus. Wenn Sie mich aufhalten wollen, müssen Sie mich töten.«

Der Stahlroboter machte einen halben Schritt auf ihn zu, und Burckhardt blieb unwillkürlich stehen. Er zitterte am ganen Körper, bereit, dem Tod ins Auge zu blicken, bereit zu kämpfen, auf alles vorbereitet, was da kommen mochte.

Auf alles war er vorbereitet – nur auf das nicht, was jetzt geschah. Denn Dorchins Stahlkörper trat beiseite, stellte sich zwischen Burckhardt und den Revolver, gab aber die Tür frei.

»Gehen Sie nur«, forderte die Stahlstimme ihn auf. »Niemand hält Sie zurück.«

Burckhardt ging über die Schwelle, dann blieb er stehen. Es war verrückt von Dorchin, ihn laufenzulassen. Ob er nun ein Roboter war oder ein Körper aus Fleisch und Blut, ob ein Opfer oder ein Günstling des Schicksals – nichts würde ihn daran hindern, zum FBI zu gehen oder zu irgendeiner anderen Behörde außerhalb von Dorchins künstlichem Reich und seine Geschichte zu erzählen. Sicher hatten die Firmen, die Dorchins Test

finanzierten, keine Ahnung von der gespenstischen Methode, die er anwandte. Dorchin würde diese Technik vor seinen Auftraggebern geheimhalten, denn sonst würde die Öffentlichkeit Zeter und Mordio schreien. Burckhardt überlegte blitzschnell. Vielleicht bedeutete es den sicheren Tod, jetzt hinauszugehen. Aber in diesem Augenblick seines Pseudo-Lebens konnte ihn der Tod nicht erschrecken.

Niemand war auf dem Korridor zu sehen. Burckhardt fand ein Fenster und starrte hinaus. Da lag Tylerton, eine Ersatzstadt, aber sie wirkte so real und vertraut, daß er fast glaubte, die ganze Episode sei nur ein Traum gewesen. Doch es war kein Traum. Davon war er fest überzeugt, und er wußte auch, daß ihm niemand in dieser Stadt helfen konnte.

Er mußte die andere Richtung einschlagen.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis er einen Weg fand, aber er fand ihn. Er schlich durch Korridore, wich dem Klang von Schritten aus und wußte, daß sein Versteckspiel überflüssig war, denn Dorchin würde zweifellos jede Bewegung beobachten, die er machte. Aber niemand hielt ihn auf, und er fand eine weitere Tür.

Von innen sah sie ganz harmlos aus. Aber als er sie öffnete und hinaustrat, erwartete ihn ein Anblick, wie er ihn noch nie gesehen hatte.

Zuerst nahm er nur dieses Licht wahr – ein helles, unwahrscheinliches, blendendes Licht. Burckhardt blinzelte ungläubig und voller Angst.

Er stand am Rand einer glatten Metallfläche. Keine Dutzend Yards von seinen Füßen entfernt fiel eine Wand steil nach unten ab. Er wagte es nicht, sich diesem Abgrund zu nähern. Von seinem Standort aus sah er nur bodenlose Tiefe – und die riesige Schlucht erstreckte sich nach beiden Seiten hin, verlor sich im grellen Licht.

Kein Wunder, daß Dorchin ihm so bereitwillig die Freiheit geschenkt hatte. Es gab keinen Fluchtweg. Aber wie unglaublich

war diese phantastische Schlucht, wie unmöglich waren die hundert weißen, strahlenden Sonnen, die darüber hingen...

An seiner Seite sagte eine Stimme in fragendem Ton: »Burckhardt?«

Burckhardt befeuchtete seine Lippen. »J-ja?« stotterte er.

»Hier ist Dorchin. Diesmal bin ich kein Roboter, sondern Dorchin in Fleisch und Blut. Ich spreche durch ein Mikrofon zu Ihnen. Nun haben Sie es gesehen, Burckhardt. Werden Sie jetzt vernünftig sein und sich in die Obhut des Instandhaltungs-Teams begeben?«

Burckhardt stand da wie gelähmt. Einer der beweglichen Berge in dem blendenden Licht kam auf ihn zu.

Er ragte viele Hundert Fuß hoch über seinem Kopf auf. Burckhardt starrte zum Gipfel hinauf, blinzelte hilflos in die grellen Strahlen.

Es sah aus wie...

Unmöglich!

Die Stimme, die aus dem Lautsprecher über der Tür kam, fragte drängend: »Burckhardt?« Aber er war unfähig zu antworten.

Ein tiefer Seufzer klang auf. »Ich sehe, daß Sie es verstanden haben.« sagte die Stimme. »Es gibt keinen Ort, wohin Sie gehen könnten. Das wissen Sie jetzt. Ich hätte es Ihnen sagen können, aber Sie hätten mir nicht geglaubt. Deshalb ist es besser, wenn Sie es mit eigenen Augen sehen. Und warum sollte ich die Stadt auch genauso wiederaufbauen, wie sie früher war? Ich bin ein Geschäftsmann. Wenn etwas seine natürliche Größe haben müßte, würde ich es so aufbauen. Aber das war in diesem Fall nicht nötig.«

Machtlos sah Burckhardt zu, wie sich eine Klippe vom Berghang löste und langsam zu ihm herabsank. Sie war lang und dunkel, und an einem Ende leuchtete etwas Weißes, Fünffingriges...

»Armer kleiner Burckhardt«, säuselte der Lautsprecher, und die Echos hallten durch den ungeheuren Abgrund, der nur eine Fabrikhalle war. »Es war sicher schrecklich für Sie, als Ihnen bewußt wurde, daß Sie in einer Stadt gelebt haben, die auf einer Tischplatte steht.«

Es war am Morgen des 15. Juni, und Guy Burckhardt erwachte schreiend aus einem Traum.

Es war ein unheimlicher, unbegreiflicher Traum gewesen, von Explosionen und Schattengestalten, die keine Menschen waren, von einem Grauen, für das es keine Worte gab.

Er schauderte und öffnete die Augen.

Vor seinem Schlafzimmerfenster heulte eine Stimme, von einem gewaltigen Lautsprecher verstärkt.

Burckhardt stand auf, taumelte zum Fenster und starre hinaus. Es war kalt für die Jahreszeit – wie im Oktober. Aber der Anblick, der sich ihm bot, war relativ normal – abgesehen von dem Laster, der auf dem Platz stand und auf dessen Dach ein Lautsprecher montiert war.

»Sind Sie ein Feigling?« hallte es aus dem Trichter. »Sind Sie ein Narr? Werden Sie es zulassen, daß verbrecherische Politiker Ihr Land stehlen? Nein! Werden Sie diese Kriminalität, diese Korruption vier weitere Jahre lang dulden? Nein! Werden Sie hingehen und die Föderalistische Partei wählen? Ja! Wetten, daß Sie das tun werden?«

Manchmal schreit er, manchmal schmeichelt er, oder er droht, fleht, winselt – aber die Stimme dröhnt unablässig, Tag für Tag, jeden 15. Juni.

Der millionste Tag

An diesem Tag, von dem ich Ihnen erzählen will, an diesem Tag, der in etwa tausend Jahren anbrechen wird, lebten ein junger Mann und ein Mädchen, und daraus ergab sich eine Liebesgeschichte.

Wenn ich bisher auch nicht viel gesagt habe, so ist nichts davon wahr. Der junge Mann war nicht das, was Sie und ich uns normalerweise unter einem jungen Mann vorstellen würden, denn er war hundertsiebenundachtzig Jahre alt. Das Mädchen war auch kein Mädchen – aber aus anderen Gründen. Und die Liebesgeschichte beinhaltete nicht jene Sublimierung des Vergewaltigungstriebes und des gleichzeitigen Kampfes gegen diesen Instinkt, die wir derzeit mit solchen Dingen in Verbindung bringen. Die Geschichte wird Ihnen nicht viel sagen. Aber wenn Sie sich Mühe geben, werden Sie feststellen, daß die Story vollgestopft, gerammelt voll, bis zum Rand angefüllt ist mit Lachen und Tränen und jenem ergreifenden Gefühl, das unser Leben lebenswert macht – oder vielleicht auch nicht. Der Grund, warum das Mädchen kein Mädchen war, bestand darin, daß es ein Junge war.

Wie wütend Sie jetzt von dieser Seite aufschauen! Sie fragen, wer zum Teufel will denn was von Schwulen lesen? Beruhigen Sie sich! Hier werden keine wilden Perversionsgeheimnisse enthüllt, für die sich gewisse Cliques interessieren würden. Also wirklich, wenn Sie das Mädchen sehen könnten, kämen Sie niemals auf den Gedanken, daß es ein Junge war. Brüste – zwei. Vagina – eine. Hüften – ausladend. Gesicht – unbehaart. Supraorbitale Lappen – nicht existent. Sie würden dieses Geschöpf sofort als weiblich einstufen, wenn Sie sich auch fragen würden, welcher Spezies sie angehört, denn der Schwanz und der seidige Pelz hinter den Ohren würden Sie irritieren.

Und jetzt schrecken Sie schon wieder zurück. Aber Sie können mir glauben – das ist ein süßes Kind, und wenn Sie ein normaler Mann sind und auch nur eine Stunde allein mit ihr in einem Zimmer verbrächten, würden Sie Himmel und Hölle in Bewegung

setzen, um sie ins Bett zu kriegen. Dora – wir wollen sie so nennen, wenn sie auch Omikron-Zweibasische Gruppe Sieben-leicht schwankende Oothek S Doradus 5314 heißt, wobei die Zahl eine Farbangabe bedeutet, die einer Grünschattierung entspricht –, also, Dora war weiblich, charmant und süß. Ich gebe zu, daß das unglaublich klingt. Sie war, wie Sie es vielleicht ausdrücken würden, eine Tänzerin. Ihre Kunst verlangte Intellekt und Erfahrungen von sehr hohem Standard, natürliche Begabung und endlose Praxis. Sie wurde auf einer schwerelosen Welt ausgeübt, und man kann sie am besten als Kombination einer Schlangenmenschendarbietung und dem klassischen Ballett beschreiben. Vielleicht glich sie dem Sterbenden Schwan der Danilova. Und Doras Kunst wirkte außerdem verdammt sexy. Auf symbolische Art – aber die meisten Dinge, die wir »sexy« nennen, sind symbolisch, abgesehen vom offenen Hosenschlitz eines Exhibitionisten. Am millionsten Tag, als Dora tanzte, keuchten die Leute, die ihr zusahen, und das würden Sie auch tun.

Und jetzt zu dem Problem, daß sie ein Junge war. Ihrem Publikum war es egal, daß sie genetisch betrachtet ein Mann war. Und Sie würde es auch nicht stören, wenn Sie ihr zuschauen könnten, denn Sie wüßten es nicht – es sei denn, Sie würden ein Gewebestück aus ihrem Körper herausschneiden und unter ein Elektronenmikroskop legen, um die XY-Chromosomen zu finden. Für die Leute spielte das keine Rolle. Es interessierte sie nicht. Mit Hilfe einer Technik, die nicht nur sehr kompliziert, sondern in unserer Zeit noch nicht entwickelt worden ist, konnten diese Leute die Begabung und Einsatzfähigkeit eines Babys schon lange vor seiner Geburt eruieren – um genau zu sein, beim zweiten Horizont der Zellteilung, wenn sich das Ei nach der Segmentierung in ein frei schwebendes Keimbläschen verwandelt. Und dann förderte man natürlich diese Fähigkeiten. Würden wir das nicht auch tun? Wenn wir ein musikalisches Kind finden, würden wir ihm ein Stipendium an einer Musikhochschule verschaffen. Und wenn diese Leute ein Kind fanden, das die Fähigkeit besaß, eine Frau zu sein, dann machten sie eine daraus. Da das Geschlecht eines Geschöpfes schon längst nichts

mehr mit der Fortpflanzung zu tun hatte, war das relativ einfach, warf keine Probleme auf und wurde nicht oder nur geringfügig kritisiert.

Was »geringfügig« bedeutet? Oh, ungefähr so viel, als würden wir uns darüber aufregen, daß sich ein *Zahnarzt* dem göttlichen Willen widersetzt, weil er einen Zahn plombiert, oder daß ein Schwerhöriger ein Hörgerät trägt. Finden Sie es immer noch schrecklich? Dann schauen Sie sich doch mal das nächste vollbusige Mädchen, das Ihnen begegnet, genauer an, und stellen Sie sich vor, daß es Dora wäre. Denn Erwachsene, die genetisch betrachtet Männer sind und in somalischer Hinsicht Frauen, gibt es auch in unserer Zeit.

Zufällige Ereignisse im Mutterleib bringen die Pläne des Erbguts oft durcheinander. Der Unterschied zu jener anderen Methode besteht nur darin, daß es bei uns durch Zufall passiert und daß wir es nicht wissen, es sei denn, wir vertiefen uns in ein gründliches Studium.

Aber jetzt habe ich Ihnen genug von Dora erzählt. Es würde Sie nur verwirren, wenn ich noch hinzufügte, daß sie sieben Fuß groß war und nach Erdnußbutter roch. Fangen wir lieber mit der Geschichte an.

Am millionsten Tag schwamm Dora aus ihrem Haus und drang in eine Transportationsröhre ein. Rasch wurde sie im Wasserstrom nach oben gesogen und sprang, von der Gischt getragen, auf den elastischen Boden ihrer – nun, sagen wir mal Trainingshalle. »Oh – Scheiße!« rief sie in reizender Verwirrung, versuchte taumelnd ihr Gleichgewicht wiederzufinden und stieß mit einem Fremden zusammen, den wir Don nennen wollen.

Es war Liebe auf den ersten Blick. Don war gerade auf dem Weg zu einem Institut, um seine Beine erneuern zu lassen, und Liebe war so ungefähr das letzte, woran er gedacht hätte. Aber als er geistesabwesend eine kleine Wanderung über die Landeplätze der U-Boote machte, hielt er plötzlich das schönste Mädchen in den Armen, das er je gesehen hatte, und er wußte,

daß sie füreinander geschaffen waren. »Willst du mich heiraten?« fragte er.

Sie sagte leise: »Am Mittwoch«, und das Versprechen war wie eine Liebkosung.

Don war groß, muskulös, bronzebraun und aufregend. Er hieß ebensowenig Don, wie unser Mädchen Dora hieß, aber ein Teil seines Namens lautete Adonis, was auf seine vibrierende Männlichkeit zurückzuführen war, und wir wollen die Abkürzung Don verwenden. Seine persönliche Farbnummer war 5290, in Angström-Einheiten. Er war nur um ein paar Grade blauer als Dora mit ihren 5314, womit in Zahlen ausgedrückt wird, was die beiden intuitiv im ersten Augenblick erkannten, als sie sich sahen – daß sie viel gemeinsam hatten, was Interessen und Geschmack betraf.

Es wäre ein sinnloses Unterfangen, Ihnen berichten zu wollen, was Don alles machte – ich meine jetzt nicht die Arbeit, die er leistete, um Geld zu verdienen, sondern die Taten, die er vollbrachte, um sein Leben sinnvoll zu gestalten, um nicht vor Langeweile verrückt zu werden. Ich will Ihnen nur erzählen, daß er viele Reisen unternahm, in interstellaren Raumschiffen. Damit so ein Schiff funktionierte, mußten einunddreißig männliche und sieben weibliche Menschenwesen gewisse Dinge tun, und Don war einer von diesen einunddreißig. Genauer gesagt, er berechnete Optionen. Dadurch war er oft starken Strahlenströmungen ausgesetzt, die nicht so sehr von der Antriebskraft seiner eigenen Station ausgingen, sondern vom Überschuß der nächsten Station, wo ein weibliches Wesen die Auswahl traf und wo die subnuklearen Partikel, die sie bevorzugte, sich in einem Quantenregen zerstörten. Das ist Ihnen natürlich völlig egal, und ich will damit auch nur betonen, daß Don ständig eine Haut aus leichtem, elastischem, extrem widerstandsfähigem kupferbraunem Metall tragen mußte. Ich habe das bereits erwähnt, aber Sie dachten wahrscheinlich, ich hätte gemeint, daß Don sonnengebräunt war.

Außerdem war er ein kybernetischer Mann. Die meisten seiner Körperteile waren schon vor langer Zeit durch dauerhafte Mechanismen ersetzt worden. Statt eines Herzens pumpte eine Kadmiumzentrifuge das Blut durch seine Adern. Seine Lunge bewegte sich nur, wenn er laut sprach, denn sein Sauerstoff wurde durch eine Kaskade osmotischer Filter aus seinen eigenen Ausscheidungsprodukten erzeugt. In gewisser Weise würde er einem Menschen aus dem zwanzigsten Jahrhundert seltsam erscheinen mit seinen glühenden Augen und den siebenfingrigen Händen. Aber sich selbst und Dora kam er natürlich sehr männlich und großartig vor. Seine Reisen hatten ihn rings um Proxima Centauri geführt, um Procyon und die rätselhaften Welten von Mira Ceti. Er hatte den Planeten von Canopus landwirtschaftliche Schablonen gebracht und war vom bleichen Gefährten des Aldebaran mit warmen, intelligenten Haustieren zurückgekehrt. Ob sie nun blau und heiß oder rot und kalt waren – er hatte tausend Sterne und ihre zehntausend Planeten gesehen. Zwei Jahrhunderte lang war er über die Sternenstraßen geflogen und hatte sich immer nur ganz kurz auf der Erde aufgehalten. Aber das interessiert Sie natürlich auch nicht. Es sind die Personen, die in einer Geschichte die Hauptrolle spielen, nicht ihre Lebensumstände, und Sie wollen ja wissen, wie es diesen beiden Menschen erging. Nun, sie haben es geschafft. Ihre Liebe wuchs und gedieh und trug Früchte am Mittwoch, genau, wie Dora es versprochen hatte. Sie trafen sich im Kode-Raum, wo sie von zwei Freundespaaren umjubelt wurden, und während ihre persönlichen Daten aufgenommen und gespeichert wurden, lächelten sie und flüsterten miteinander und antworteten errötend und schlagfertig auf die scherhaften Bemerkungen ihrer Freunde. Dann tauschten sie ihre mathematischen Analoga aus und gingen davon. Dora kehrte in ihr Unterwasserhaus zurück und Don auf sein Schiff.

Es war wirklich idyllisch. Danach lebten sie glücklich vor sich hin, bis sie beschlossen, sich nicht mehr anzustrengen und zu sterben.

Natürlich hatten sie sich nie wiedergesehen.

Oh, ich sehe euch jetzt vor mir, ihr Holzkohlensteakfresser, wie ihr mit einer Hand an einem im Anfangsstadium entzündeten Fußballen kratzt und mit der anderen dieses Buch festhältet, während die Stereoanlage plärrt.

Ihr glaubt kein Wort von dieser Geschichte, was? Keine Minute lang.

Kein Mensch würde so leben wollen, sagt ihr mit einem ärgerlichen und keineswegs belustigten Grunzen, während ihr neue Eiswürfel in eure schalen Drinks werft.

Trotzdem eilt Dora durch die roten Transportröhren zu ihrem Unterwasserheim zurück (sie fühlt sich wohl dort, denn sie hat sich somatisch so verändert, daß sie Wasser atmen kann). Wenn ich Ihnen jetzt erzähle, Welch süße Erfüllung sie findet, wenn sie Dons aufgezeichnete Analoga in den Symbolmanipulator steckt, wenn sie sich selbst darin festklemmt und sich einschaltet... Wenn ich Ihnen irgend etwas davon berichte, werden Sie nur die Augen aufreißen. Oder Sie werden murmeln: »Was soll denn das für ein Liebesakt sein, zum Teufel?« Und doch kann ich Ihnen versichern, lieber Freund, daß Doras Ekstasen ebenso leidenschaftlich sind wie die Abenteuer der James Bond-Gespielinnen und sogar noch viel schöner als alles, was Sie in Ihrem »wirklichen Leben« genießen können. Reißen Sie nur die Augen auf, murmeln Sie nur! Wenn Dora an Sie denkt, an ihren Dreißig-mal-Urururgroßvater, kann sie diesen primitiven Rohling nur verachten. Ja, das sind Sie. Dora ist weiter von Ihnen entfernt als Sie vom Australopithecus, der vor fünf Jahrtausenden gelebt hat. Sie könnten keine Sekunde lang in Doras starkem Existenzstrom schwimmen. Und Sie glauben doch nicht etwa, der Fortschritt würde sich in einer geraden Linie voranbewegen? Erkennen Sie, daß dies eine ansteigende, beschleunigende, vielleicht sogar exponentielle Kurve ist. Sie braucht ihre Zeit, um sich in Bewegung zu setzen, aber dann explodiert sie wie eine Bombe. Und ihr – ihr Scotchsäufer und Steakfresser, die ihr in euren Fernsehsesseln hockt, ihr habt gerade erst die Zündschnur dieser Bombe gefunden. Was haben wir denn jetzt – den sechs- oder siebenhunderttausendsten Tag nach Christus?

Dora lebt am millionsten Tag. In tausend Jahren. Ihre Körperfette sind polyungesättigt. Ihre Ausscheidungsprodukte werden aus dem Blutkreislauf hämodialysiert, während sie schläft. Das bedeutet, daß sie niemals auf die Toilette gehen muß. Um sich eine langweilige halbe Stunde zu vertreiben, kann sie mehr Energie verschwenden, als ganz Portugal am heutigen Tag verbraucht, und sie benutzen, um einen Wochenend-Satelliten zu starten oder einen Mondkrater nachzubilden. Sie liebt Don sehr. Sie hat alle seine Gesten, seine Manierismen, die Berührung seiner Hände, die Erregung des Zusammenseins, die Leidenschaft seiner Küsse in symbolischmathematischer Form gespeichert. Wenn sie sich nach ihm sehnt, braucht sie nur die Maschine anzuschalten, und schon ist er bei ihr.

Und sie ist natürlich auch bei ihm. Wenn Don ein paar Hundert Yards über ihrem Kopf eine Satellitenstadt anfliegt oder den Arcturus umkreist, fünfzig Lichtjahre weit weg, braucht er nur seinen Symbol-Manipulator anzustellen, um Dora aus den Ferrit-Akten zu holen und zum Leben zu wecken. Und dann lieben sie sich die ganze Nacht, leidenschaftlich und unermüdlich. Natürlich nicht körperlich. Aber Dons Fleisch hat sich im Lauf der Jahre stark verändert, und deshalb würde ihm das auch gar keinen Spaß machen. Er braucht kein Fleisch, um sich zu vergnügen. Geschlechtsorgane fühlen nichts, ebensowenig die Hände, die Brüste und Lippen. Sie sind nur Rezeptoren, die Impulse empfangen und aussenden. Es ist das Gehirn, das fühlt – es ist die Interpretation jener Impulse, die Lust und Orgasmen bewirkt. Und Dons Symbol-Manipulator schenkt ihm die Analoga von Umarmungen und Küszen, von wilden, glühenden Stunden mit dem ewigen, wunderbaren, unzerstörbaren Analogon von Dora. Oder von Diana. Oder von der süßen Rose oder der lachenden Alicia. Denn wir wollen nicht verschweigen, daß die beiden schon vorher mit anderen Leuten Analoga ausgetauscht haben und es immer wieder tun werden.

Verdammtd, werden Sie sagen, wenn das nicht verrückt ist... Und Sie mit Ihrer After Shave Lotion, mit Ihrem kleinen roten Auto – Sie, ein Mann, der tagsüber Papiere auf einem Schreibtisch herumschiebt und nachts auf Mädchenjagd geht – was

glauben Sie wohl, was Tiglatpileser oder Attila, der Hunnenkönig, von Ihnen halten würde?

Der Vater der Sterne

1

Norman Marchand saß zwischen den Kulissen der kleinen Bühne im Ballsaal auf einem Lederhocker, den ihm irgend jemand gebracht hatte. Draußen im Saal warteten eintausend-fünfhundert Leute, um ihn zu ehren und zu feiern.

Marchand erinnerte sich noch gut an den Ballsaal. Er hatte ihn einst besessen. Vor vierzig Jahren – nein, es waren nicht vierzig, auch nicht fünfzig. Vor sechzig Jahren hatte er mit Joyce in diesem Saal getanzt. Damals war es das allerneueste Hotel der Welt gewesen und Marchand der Jungverheiratete Sohn des Mannes, der es gebaut hatte. Die Hochzeitsparty hatte in diesem Saal stattgefunden. Davon wußten die Leute da draußen natürlich nichts. Aber Marchand erinnerte sich daran... *O Joyce, mein Liebling!* Aber sie war schon lange tot.

Wie laut sie waren... Er spähte zwischen den Kulissen hindurch und sah, wie sie an dem Tisch Platz nahmen, der auf der Bühne stand. Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten schüttelte dem Gouverneur von Ontario die Hand, als hätten sie vergessen, daß sie verschiedenen Parteien angehörten. Da war Linfox vom Institut, der einen Schimpanse höflich zu dem Platz neben dem Stuhl führte, auf dem Marchand sitzen würde – nach den vielen Mikrofonen zu schließen, die davor aufgebaut waren. Linfox schien sich in der Gesellschaft des Schimpansen etwas unbehaglich zu fühlen. Das Tier war zweifellos humanisiert worden, aber die eingepflanzte menschliche Intelligenz hatte die Affenbeine nicht verlängert.

Dann erschien Dan Fleury auf den Stufen, die vom Boden des Ballsaals heraufführten, wo die übrigen Gäste saßen.

Fleury sieht nicht besonders gut aus, dachte Marchand mit einer gewissen Befriedigung, denn Fleury war fünfzehn Jahre jünger als er. Aber Marchand war nicht neidisch. Nicht einmal auf den Hotelpagen, der ihm den Hocker gebracht hatte, einen Zwanzigjährigen, der wie ein Football-Verteidiger gebaut war.

Ein Leben war genug. Besonders, wenn man sich seinen schönsten Wunsch erfüllt hatte. Oder beinahe.

Natürlich hatte er sein gesamtes Erbe dafür opfern müssen. Aber was hätte er denn sonst mit dem Geld machen sollen?

»Es ist soweit, Sir. Darf ich Ihnen helfen?« Es war der Football-Verteidiger, dessen jugendliche Muskeln fast die Uniform sprengten. Das Schönste an diesem Ehrendinner im Marchand-Hotel war die Ehrerbietung, die ihm das Personal entgegenbrachte – als ob ihm das Haus immer noch gehören würde. Aus diesem Grund hatte das Komitee vermutlich dieses Hotel ausgesucht, obwohl es heutzutage etwas seltsam und altmodisch wirkte. Aber damals...

Er riß sich zusammen. »Tut mir leid, junger Mann. Ich war mit meinen Gedanken ganz woanders. Vielen Dank.«

Er stand auf, langsam – aber es tat nicht sonderlich weh, wenn man bedachte, daß es ein langer Tag gewesen war. Als der Football-Verteidiger ihn auf die Bühne führte, erhielt er einen donnernden Applaus, der die automatische Lautstärkekontrolle seines Hörgeräts in Gang setzte. Deshalb verpaßte er die ersten Worte Fleurys, die zweifellos sehr schmeichelhaft waren. Vorsichtig ließ er sich auf seinem Stuhl nieder, und als der Beifall verklang, konnte er verstehen, was der Mann sagte.

Dan Fleury war immer noch ein großer Mann, wie ein Faß gebaut, mit buschigen Brauen und einer dichten Haarmähne. Er hatte Marchands verrücktes Projekt, den ersten menschlichen Vorstoß ins All zu wagen, von Anfang an unterstützt. Und davon sprach er jetzt. »Der großartigste Traum der Menschheit!« dröhnte er. »Die Eroberung der Sterne! Und hier ist der Mann, der uns gelehrt hat, diesen Traum zu träumen – Norman Marchand!«

Stürmisches Applaus klang auf, und Marchand verbeugte sich.

Wieder rettete die automatische Lautstärkekontrolle seine Ohren, und er konnte die nächsten Worte nicht hören. »...und jetzt, wo wir auf der Schwelle des Erfolges stehen«, fuhr Fleury

fort, »ist es nur recht und billig, daß wir uns heute abend hier versammeln, um dieser großen Hoffnung Ausdruck zu geben, um dem Mann, der uns den Traum als erster vor Augen geführt hat, unseren Respekt zu bezeugen und ihn unserer tiefsten Zuneigung zu versichern!«

Während die Lautstärkenkontrolle die Wirkung registrierte, die Fleurys Worte ausgelöst hatten, blickte Marchand lächelnd auf ein nebelhaftes Meer aus Gesichtern. Es ist fast grausam, es so auszudrücken, dachte er. Die Schwelle des Erfolges – also wirklich! Wie viele Jahre hatten sie geduldig darauf gewartet? Und die Tür war ihnen immer noch verschlossen. Natürlich, so dachte er wehmütig, würden sie Überlegt haben, daß sie das Ehrendinner bald veranstalten mußten, denn sonst würde eine Leiche als Ehrengast an der Tafel sitzen. Trotzdem... Mühsam wandte er den Kopf und sah Fleury an. Da lag etwas in seiner Stimme. Könnte es sein...

Nein, sagte er sich. Es gab keine Nachrichten, keine Berichte von einem der Schiffe, die durch das All flogen. Der Traum war nicht Wirklichkeit geworden. Er wäre der erste gewesen, der davon erfahren hätte. So etwas hätten sie ihm bestimmt nicht verheimlicht. Und er wußte von nichts.

»...und jetzt«, sagte Fleury, »will ich Sie nicht länger vom Essen abhalten. Ich verspreche Ihnen, daß nachher noch viele lange Reden gehalten werden, was Ihrer Verdauung sicher dienlich sein wird. Aber nun wollen wir es uns schmecken lassen!«

Gelächter, Applaus, Hektik, klirrendes Besteck...

Fleurys Aufforderung, das Mahl zu genießen, war natürlich nicht an Norman Marchand gerichtet. Er saß da, die Hände im Schoß, und beobachtete, wie sie hungrig zulangten, lächelte und war von jenem schmerzlichen Gefühl des Verlustes erfüllt, dem Gefühl, verzichten zu müssen, das alte Menschen so oft plagt. Er beneidete die jungen Leute nicht wirklich, sagte er sich. Er beneidete sie nicht um ihre Gesundheit, ihre Jugend und ihre Lebenserwartungen, aber um ihr Eisdessert.

Er versuchte, so zu tun, als würden ihm der Wein und die große rosa Garnele in Milch mit Crackern schmecken. Asa Czerny zufolge, der Marchand bisher am Leben erhalten hatte, konnte er sich zwischen zwei Möglichkeiten entscheiden – zu essen, was er wollte, oder am Leben zu bleiben, zumindest noch für eine kleine Weile. Und seit ihm Czerny vorgerechnet hatte, wie lange er bei entsprechendem Maß, halten noch leben könnte, hatte er immer wieder überlegt wie viele dieser restlichen Monate er für eine reichliche Mahlzeit opfern würde. Wenn Czerny ihm nach einer der wöchentlichen Untersuchungen mitteilen sollte, daß seine Tage gezählt wären, würde er diese wenigen Tage wahrscheinlich gegen einen Sauerbraten mit Reibekuchen und süßsaurem Rotkohl eintauschen. Aber dieser Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Er hatte noch einen Monat vor sich – falls er Glück hatte. Vielleicht auch zwei...

»Verzeihen Sie«, sagte er und wandte sich zu dem Schimpanse. Obwohl das Tier humanisiert worden war, sprach es ziemlich undeutlich, und so hatte Marchand nicht gemerkt, daß es ihm eine Frage gestellt hatte.

Er hätte sich nicht bewegen sollen.

Sein Handgelenk war nicht mehr so biegsam wie früher. Der Löffel in seinen Fingern neigte sich, der mit Milch getränkten Cracker fiel hinab. Er machte den Fehler, mit seinem Knie auszuweichen. Es war schon schlimm genug, alt zu sein. Er wollte sich nicht auch noch das Hosenbein bekleckern. Aber er bewegte sich zu schnell.

Der Stuhl stand am Rand der kleinen Plattform, und er stürzte hinab.

Mit sechsundneunzig ist man zu alt, um auf den Kopf zu fallen, dachte er. Wenn mir das jetzt passiert, hätte ich genausogut ein bißchen mehr von der Garnele essen können... Aber er starb nicht.

Er verlor nur das Bewußtsein – nicht für lange, weil er schon wieder zu sich kam, als sie ihn in seine Garderobe hinter der Bühne trugen.

Vor vielen Jahren hatte Norrnan Marchand sein Leben einer Hoffnung geweiht.

Er war reich und intelligent und mit einer schönen, sanftmüti- gen Frau verheiratet gewesen, und er hatte dem Institut für die Kolonisation extrasolarer Planeten sein ganzes Vermögen geschenkt.

Es war das gesamte persönliche Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, aber es genügte nicht. Es wirkte nur als Katalysator. Er hatte es benutzt, um Werbefachleute, Invest- mentberater zu engagieren. Er hatte sein Geld in Dokumentar- filme und TV-Werbung gesteckt. Er hatte Cocktailparties für US- Senatoren finanziert und Schulwettbewerbe veranstaltet. Er hatte alles getan, was er nur konnte, um sein Ziel zu erreichen.

Er hatte Geld beschafft. Sehr viel Geld.

Das Geld, das er zusammengebettelt und den Leuten aus der Tasche gezogen hatte, war für die Konstruktion von sechsund- zwanzig großen Raumschiffen verwendet worden. Jedes Schiff war so groß gewesen wie ein Dutzend Linienschiffe, und er hatte sie ins All geschleudert, wie ein Farmer die Saat in den Wind wirft.

Ich habe es versucht, sagte er sich, als er vom dunkelsten Ort zurückkehrte, den er je gesehen hatte. Ich wollte sehen, wie der Mensch nach den Sternen greift und neue Reiche erschließt. Und ich wollte ihn dorthin führen...

Irgend jemand sagte: »Er wußte es doch, nicht wahr? Wir haben zwar versucht, es ihm zu verheimlichen...« Jemand anderer befahl dem Mann, der soeben gesprochen hatte, den Mund zu halten. Marchand öffnete die Augen.

Czerny stand vor ihm. Er lächelte nicht. Jetzt sah er, daß Marchand bei Bewußtsein war. »Es ist alles okay«, sagte er, und Marchand wußte, daß das stimmte, weil Czerny ärgerlich die Stirn runzelte. Wenn die Situation bedenklich gewesen wäre, hätte er gelächelt. »Nein!« schrie Czerny und packte ihn an den

Schultern. »Bleiben Sie liegen! Ich bringe Sie jetzt nach Hause – ins Bett!«

»Aber Sie haben doch gesagt, daß alles okay ist.«

»Ich habe gemeint, daß Sie noch leben. Übertreiben Sie's nicht, Norm!«

»Aber das Dinner«, protestierte Marchand. »Ich muß doch dabeisein.«

Asa Czerny behandelte Marchand schon seit dreißig Jahren. Sie waren zusammen angeln gegangen, und ein- oder zweimal hatten sie sich gemeinsam betrunken. Czerny hätte nicht grundlos nein gesagt. Er sagte es auch gar nicht. Er schüttelte nur den Kopf.

Marchand ließ sich auf die Couch zurück sinken. Hinter Czerny hockte der Schimpanse schweigend auf einer Stuhlkante und beobachtete den alten Mann. Er macht sich Sorgen, dachte Marchand, weil er glaubt, es sei seine Schuld, daß mir das passiert ist. Der Gedanke gab ihm die Kraft, zu dem Affen zu sagen: »Wie dumm von mir, daß ich von der Plattform gestürzt bin, Mr.... Es tut mir leid.«

Czerny stellte den Schimpansen vor. »Das ist Duane Ferguson, Norm. Er ist humanisiert und war außerplanmäßiger Offizier auf der *Copernicus*.« Der Schimpanse nickte, aber er sagte nichts. Er beobachtete Dan Fleury, den engelszüngigen Redner, der nun ziemlich beunruhigt dreinschaute. »Wo ist der Krankenwagen?« fragte Czerny ungeduldig, und der Football-Verteidiger in der Hotelpagenuniform eilte wortlos davon, um sich zu informieren.

Der Schimpanse stieß einen bellenden Laut aus und räusperte sich. »Wasch haben Schie denn mit Eschael gemeint, Mischa Fleury?«

Dan Fleury wandte sich um und sah den Schimpansen ausdruckslos an. Aber Marchand hatte das Gefühl, daß der Mann wußte, wovon Ferguson gesprochen hatte. Er wollte nur nicht antworten.

»Was ist denn?«

»Keine Ahnung. Hören Sie, Mr. Ferguson, wir gehen lieber hinaus.«

»Wasch?« Die bellende Stimme kämpfte mit dem Affenkörper, aus dem sie sich mühsam herauspreßte. »Wasch haben Schie gemeint?«

Ein unhöflicher junger Mann, dachte Marchand verärgert. Der Bursche ging ihm auf die Nerven.

Wenn ihn die beharrliche Frage auch irgendwie beeindruckte...

Marchand stöhnte und hatte das Gefühl, er müßte sich übergeben. Es ging vorbei, aber danach zitterte er am ganzen Körper. Es war unmöglich, daß er sich etwas gebrochen hatte. Das hätte Czerny ihm gesagt. Trotzdem...

Er verlor jedes Interesse an dem Schimpansen und wandte nicht einmal den Kopf, als Fleury das Tier aus dem Zimmer scheuchte und dabei aufgereggt mit ihm flüsterte, zirpend wie eine Grille.

Wenn ein Mann seinen gottgegebenen Menschenkörper aufgab und sein Gehirn, seine Gedanken und – ja, auch seine Seele in den Körper eines Anthropoiden verpflanzen ließ, so verdiente er damit keineswegs die besondere Wertschätzung Norman Marchands.

Natürlich nicht! Marchand rief sich die wohlvertrauten Argumente ins Gedächtnis zurück, während er auf den Krankenwagen wartete. Die Männer, die sich freiwillig für interstellare Flüge meldeten, wußten genau, worauf sie sich einließen. Und solange nicht irgendein Superman den mythischen SAL-Treibstoff erfand, würde es immer so sein. Bei den derzeit möglichen Geschwindigkeiten, die unter der Lichtgeschwindigkeit von 186000 Sekundenmeilen lag, brauchte man Jahrzehnte, um all die Planeten zu erreichen, die man kannte und für die sich die Mühe lohnte.

Der Humanisierungsprozeß erlaubte es diesen Männern, ihre Gehirne zu benutzen, um Schimpansenkörper zu kontrollieren, die leicht zu züchten und enorm widerstandsfähig waren. Die Menschenkörper lagen während der langen Reise in Tiefkühltruhnen.

Das waren selbstverständlich sehr tapfere Männer, die ein Recht auf Höflichkeit und Rücksichtnahme hatten.

Aber dieses Recht hatte er auch, und es war ganz einfach unhöflich, von »Eschael« zu quatschen, was immer das sein mochte, während der Mann, der die interstellaren Flüge ermöglicht hatte, ernsthaft verletzt war...

Es sei denn...

Marchand schlug wieder die Augen auf.

Eschael. Es sei denn, Eschael war jener Ausdruck, den Schimpansenstimmbänder und Schimpansenlippen produzieren konnten, wenn ihnen das menschliche Gehirn befahl, das Zauberwort zu sagen... Es sei denn, sie hätten während seiner Bewußtlosigkeit von jenem völlig unmöglichen, hoffnungslosen, phantastischen Traum gesprochen, dem er, Marchand, den Rücken gekehrt hatte, als er die Kolonisationskampagne zu organisieren begann...

Es sei denn, jemand hätte tatsächlich einen Weg gefunden, den Traum von der SAL-Fahrt zu verwirklichen.

Sobald er sich am nächsten Tag kräftig genug fühlte, um aufzustehen, setzte sich Marchand in einen Rollstuhl – ganz allein, denn dabei wollte er sich nicht helfen lassen – und fuhr in den Kartenraum des Hauses, das ihm das Institut mietfrei zur Verfügung stellte, bis zu seinem Lebensende. (Zuerst hatte er es natürlich dem Institut geschenkt.)

Das Institut hatte dreihunderttausend Dollar in den Kartenraum gesteckt. Sterne an Sprossen und Spannträhten füllten einen Saal, der vierzig Fuß im Quadrat maß, und stellten das All dar, im Umkreis von fünfundfünfzig Lichtjahren von der Sonne aus gemessen. Jeder Stern war mit einem Schildchen versehen und zusätzlich in einer Kartei verzeichnet. Vor einem Jahr hatte man ein paar Sterne sogar leicht bewegt, um ihre Position zu korrigieren, so daß sie ihren Pendants im All entsprachen, die ihre Stellung in letzter Zeit verändert hatten. Das alles war sehr sorgfältig gemacht.

Auch die sechsundzwanzig großen Sternenschiffe, die das Institut finanziert hatte, waren zu sehen. Ihre Größe stimmte natürlich nicht mit dem Maßstab der Sternendarstellung überein, aber Marchand verstand, was sie repräsentieren sollten. Er rollte seinen Stuhl über den markierten Weg zum Zentrum des Raumes, und dann saß er direkt unter der gelben Sonne und blickte sich um.

Der blauweiße Sirius beherrschte die anderen Sterne, und der Procyon hing direkt darüber. Die beiden leuchteten am hellsten von allen, obwohl der rote Altair auf seine Art noch heller war als der Procyon. In der Mitte des Saals bildeten die Sonne und Alpha Centauri A ein strahlendes Paar.

Mit trüben Augen starrte er auf diese größte Enttäuschung seines Lebens. Alpha Centauri B. So nah. So schön. So steril. Es war eine Ironie, ein Mißgriff der Schöpfung, daß diese Sonne, die beste und nächstliegende Möglichkeit, ein Heim für die Menschheit zu schaffen, keine Planeten gebildet hatte. Oder sie hatte welche gebildet und sie in irgendwelche unheilvollen Fallen

gelockt, die sie zusammen mit ihren beiden Gefährtinnen gestellt hatte.

Aber es gab noch andere Hoffnungen...

Marchand suchte und fand den Tau Ceti, gelb und bleich. Nur elf Lichtjahre entfernt, müßte die Kolonie mittlerweile etabliert sein. In einem Jahrzehnt würden sie eine Antwort bekommen – natürlich nur, wenn die Sonne Planeten hatte, auf denen die Menschen leben konnten.

Das war die große Frage, auf die sie schon so viele verneinende Antworten bekommen hatten. Aber der Tau Ceti gibt trotzdem zu gewissen Hoffnungen Anlaß, sagte sich Marchand eigensinnig. Er war trüber und kühler als die Sonne. Er gehörte dem Typus G an und war der Spektropolarimetrie zufolge mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Planetenträger.

Marchand richtete den Blick auf 40 Eridani A, noch trüber, noch weiter weg. Er erinnerte sich, daß die Expedition zu 40 Eridani A vom fünften Schiff durchgeführt worden war, dessen Start er ermöglicht hatte. Es müßte sein Ziel bald erreichen, vielleicht in diesem Jahr oder im nächsten. Man konnte die Zeit nicht abschätzen, wenn sich das Tempo fast der Lichtgeschwindigkeit näherte...

Aber nun war die Spitzengeschwindigkeit natürlich viel höher. Es wurde ihm fast schlecht, als er an seinen Fehlschlag dachte.

Schneller als das Licht – wie konnten sie es wagen!

Aber er hatte keine Zeit, um sich solchen Gefühlen hinzugeben. Er durfte sich überhaupt keine Gefühle leisten. Er spürte, daß ihm die Zeit davonlief, und er richtete sich kerzengerade auf und sah sich wieder um. Mit sechsundneunzig mußte man sich beeilen – sogar, wenn man seinen Tagträumen frönte.

Er sah auf den Procyon und klammerte ihn aus. Kürzlich hatten sie versucht, den Procyon anzufliegen. Das Schiff würde mittlerweile nicht einmal die halbe Strecke zurückgelegt haben. Sie hatten fast alles versucht. Sogar Epsilon Eridani und Groombridge 1618. Auch 61 Cygni A und Epsilon Indi, trotz der

Skepsis der Spektralanalytischen Universitäten. Und sie hatten einen letzten, verzweifelten Versuch unternommen, Proxima Centauri zu erreichen (Obwohl sie fast sicher waren, daß sich die Mühe nicht lohnte. Bei der Alpha Centauri-Expedition hatte man keine bewohnbaren Planeten gefunden.)

Im ganzen waren es sechsundzwanzig Schiffe gewesen. Drei waren verlorengegangen, drei waren zurückgekehrt, eines flog die Erde an. Und neunzehn befanden sich noch im All.

Um sich zu trösten, schaute Marchand auf den hellgrünen Pfeil, der die Position der *Tycho Brake* anzeigen. Von ionisiertem Gas angetrieben, flog sie dahin. Sie war das größte seiner Schiffe und faßte dreitausend Männer und Frauen. Er glaubte sich zu erinnern, daß in letzter Zeit irgend jemand die *Tycho Brake* erwähnt hatte. Wann? Warum? Er war sich nicht sicher, aber der Name des Schiffs ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Die Tür öffnete sich, und Dan Fleury kam herein, blickte auf die Sterne und Schiffe, ohne sie zu sehen. Der Kartenraum hatte ihm nie etwas bedeutet. »Verdamm, Norman, du hast uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt!« schimpfte er. »Du solltest doch im Krankenhaus liegen...«

»Ich war dort, aber ich wollte nicht bleiben. Schließlich hat Asa Czerny begriffen, daß ich es ernst meine, und so hat er gesagt, daß ich nach Hause darf, wenn ich mich nicht anstreng und mich seinen regelmäßigen Untersuchungen nicht widersetze. Nun, wie du siehst, strenge ich mich nicht an. Ich sitze ganz ruhig da. Und es ist mir egal, ob Czerny kommt oder nicht. Es gibt nur noch eins, was mich interessiert. Ich möchte die Wahrheit über SAL herausfinden.«

»Verdamm, Norm! Also ehrlich, du solltest dir keine Sorgen machen...«

»Dan, seit dreißig Jahren benutzt du das Wort >ehrlich< nur dann, wenn du mich anlüst. Jetzt sag mir endlich, was los ist! Ich habe dich heute morgen zu mir gebeten, weil du die Wahrheit kennst. Und ich will sie auch wissen. Um Himmels willen, Dan!«

Fleury blickte sich im Saal um, als würde er die funkelnden Lichtpunkte zum erstenmal sehen. Vielleicht sieht er sie tatsächlich zum erstenmal, dachte Marchand.

Endlich sagte Fleury: »Nun, da gibt es wirklich etwas...«

Marchand wartete. Er hatte eine gewisse Übung im Warten.

»Da ist ein junger Bursche namens Eisele«, fuhr Fleury fort. »Ein Mathematiker! Würdest du das glauben? Er hatte eine Idee.« Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich.

»Natürlich ist diese Idee keineswegs die Lösung des Problems. Die meisten Leute bezweifeln, daß sie funktionieren wird. Du kennst ja die Theorie. Einstein, Lorentz-Fitzgerald, die ganze Horde – sie sind alle dagegen. Die Idee nennt sich – und jetzt paß auf – Polynomismus!« Hilflos wartete er darauf, daß Marchand lachen würde. Dann fügte er hinzu:

»Wenn ich auch zugeben muß, daß was dran ist, denn die Tests...«

Marchand sagte sanft und mit großer Beherrschung: »Dan, würdest du es bitte endlich ausspucken? Bisher hast du mir nur erzählt, daß es da einen Burschen namens Eisele gibt und daß er eine Idee hat, die zwar verrückt ist, aber zu funktionieren scheint.«

»Nun-ja...«

Marchand lehnte sich langsam zurück und schloß die Augen. »Das bedeutet also, daß wir uns alle geirrt haben. In erster Linie ich. Und unsere ganze Arbeit...«

»Hör mal, Norm! Das darfst du dir nicht einbilden. Deine Arbeit hat uns ganz enorm weitergeholfen. Wenn du nicht gewesen wärst, hätten Leute wie Eisele überhaupt keine Chance. Weißt du denn nicht, daß er eins unserer Stipendien bekommen hat?«

»Nein, das wußte ich nicht.« Marchand öffnete die Augen und blickte sekundenlang zur *Tycho Brake* hinüber. »Aber das nützt mir nicht viel. Ich frage mich, ob die über fünfzigtausend Frauen und Männer, deren Körper aufgrund meiner Arbeit den größten

Teil ihres Lebens in Tiefkühltruhen verbracht haben, ebenso denken wie du. Jedenfalls danke ich dir. Du hast mir gesagt, was ich wissen wollte.«

Als Czerny eine Stunde später den Kartenraum betrat, fragte Marchand sofort: »Ist mein Gesundheitszustand gut genug daß ich eine Gehirn Verpflanzung verkraften könnte?«

Der Arzt stellte erst seine Tasche ab und setzte sich, bevor er antwortete: »Wir haben niemanden zur Verfügung, Norman. Es hat sich schon seit Jahren niemand mehr freiwillig gemeldet.«

»Ich möchte mein Gehirn nicht in einen menschlichen Körper verpflanzen lassen. Ich will nicht, daß ein freiwilliger Spender zum Selbstmordkandidaten wird. Sie haben mir selbst erzählt, daß die Menschenkörper mit fremden Gehirnen manchmal Selbstmord begehen. Nein, ich werde mich mit einem Schimpanse begnügen. Warum soll ich es besser haben als dieser junge Bursche – wie heißt er doch gleich?«

»Sie meinen Duane Ferguson.«

»Genau. Also, warum sollte ich was Besseres sein als er?«

»Schlagen Sie sich das aus dem Kopf, Norm. Sie sind zu alt. Ihre Phospholipoide...«

»Ich bin nicht zu alt, um zu sterben, nicht wahr? Und das ist das Schlimmste, was mir passieren kann.«

»Es wäre nicht richtig. Nicht in Ihrem Alter. Sie verstehen nichts von Chemie. Ich könnte Ihnen nicht mehr als ein paar Wochen versprechen.«

»Wirklich?« rief Marchand erfreut.

Der Doktor versuchte ihn von seinem Plan abzubringen, aber Marchand hatte in seinem sechsundneunzigjährigen Leben schon viele harte Kämpfe gewonnen, und außerdem hatte er Czerny gegenüber einen Vorteil. Der Arzt wußte sogar besser als Marchand selbst, daß es den alten Mann umbringen konnte, wenn er sich zu sehr aufregte. In dem Augenblick, wo Czerny das Risiko einer Gehirnverpflanzung gegen das Risiko eines

weiteren Streits abwägen mußte, runzelte er die Stirn, schüttelte den Kopf und ging.

Marchand folgte ihm langsam in seinem Rollstuhl.

Er wollte diese Aktion, die vielleicht die letzte seines Lebens sein würde, nicht überstürzen. Er hatte Zeit genug. Im Institut wurde immer ein gewisser Vorrat an Schimpansen gehalten, aber es würde mehrere Stunden dauern, eines der Tiere vorzubereiten.

Ein Gehirn mußte im Zuge der Verpflanzung geopfert werden. Der Mensch würde die Möglichkeit haben, in seinen eigenen Körper zurückzukehren. Sein Risiko war gering. Die Statistik hatte erwiesen, daß von fünfzig Rückverpflanzungen nur eine schiefging. Aber der Schimpanse würde nie mehr so sein wie zuvor. Marchand unterzog sich den Bestrahlungen, der komplizierten Titrierung seiner Körperflüssigkeiten, ertrug geduldig die endlosen Stunden, wo er festgeschnallt auf dem Operationstisch liegen mußte, während an ihm herumgeflickt wurde. Er hatte solche Operationen schon mitangesehen, und so war die Prozedur nichts Neues für ihn. Aber er hatte nicht gewußt, daß es so weh tun würde.

3

Er versuchte, nicht auf den Fingerknöcheln zu gehen, aber das war schwierig. (Der Affenkörper war gebeugt, die Arme waren zu lang, um seitlich bequem herabzuhängen.) Marchand watschelte zur Abschußrampe und bog seinen steifen Schimpansenrücken nach hinten, um zu dem verhaßten Ding hinaufzublicken. Dan Fleury kam auf ihn zu. »Norm?« fragte er vorsichtig. Marchand versuchte zu nicken. Es gelang ihm nicht, aber Fleury hatte verstanden »Norm, das ist Sigmund Eisele«, sagte er. »Der Mann, der den SAL-Treibstoff erfunden hat.«

Marchand hob einen langen Arm und streckte eine Hand aus, die sich nicht öffnen ließ. Sie war es gewöhnt, zur Faust geballt

zu sein. »Gradschuliere«, sagte er, so deutlich er konnte. Aufgrund seiner virtuosen Selbstbeherrschung gelang es ihm, die Hand des jungen, dunkelhäutigen Mannes nicht zu zerquetschen. Man hatte ihn davor gewarnt, daß die Kraft der Schimpansen Menschen verletzen könnte. Natürlich würde er das nicht vergessen, aber einen Augenblick lang war er versucht, ein bißchen darüber nachzudenken.

Er ließ die Hand fallen und stöhnte auf, als ihn ein heftiger Schmerz durchzuckte.

Czerny hatte ihn davor gewarnt. »Instabil – gefährlich – wird nicht lange dauern«, hatte er während des Gesprächs gemurmelt. »Und vergessen Sie nicht, Norman – die Sinneswahrnehmungen sind für Ihr Alter ziemlich kräftig. Eine so große Energiezufuhr sind Sie nicht gewöhnt. Es wird weh tun.«

Aber Marchand hatte dem Doktor versichert, das würde ihm nichts ausmachen, und es machte ihm auch nichts aus. »Dasch isch es alscho«, knurrte er, und wieder beugte er das Rückgrat zurück, die ganze breite Brust des Tieres, in dem seine Seele wohnte, um das Schiff auf der Abschußrampe anzustarren. Es war vielleicht hundert Fuß hoch. »Dasch isch aber nicht grosch«, sagte er verächtlich. »Die Zarian, unscher erschtesch Schiff, war neuhundert Fusch lang und transchportierte tauschend Leute nach Alpha Zentauri.«

»Und hundertfünfzig sind lebend zurückgekommen.« erwiderte Eisele. Er betonte seine Worte nicht, aber er sprach sie sehr deutlich aus. »Ich wollte Ihnen sagen, daß ich Sie schon immer bewundert habe, Dr. Marchand. Ich hoffe, meine Gesellschaft wird Sie nicht stören. Ich habe gehört, daß Sie mit mir zur *Tycho Brake* fliegen wollen.«

»Warum schollten Schie mich shtören?« Natürlich störte er Marchand. Wenn er es auch nur gut meinte, dieser junge Bursche warf siebzig Jahre aufopfernder Arbeit und ein beträchtliches Vermögen – acht Millionen, die Marchand selbst besessen hatte, zahllose Millionen, die er von Millionären erbettelt, Regierungsgelder, Ersparnisse von Schulkindern – in

den Schmelziegel der Geschichte. Später würden die Leute vielleicht sagen: Norman Marchand oder Marquand, ein Wissenschaftler, der im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert lebte, versuchte die Sterne mit primitiven Raketenantriebsschiffen zu kolonialisieren. Natürlich hatte er keinen Erfolg und erlitt einen enormen Verlust – nicht nur in finanzieller Hinsicht, auch zahllose Menschenleben wurden geopfert. Aber als Eiseles Schiffe eingesetzt wurden, die schneller als das Licht flogen... Sie würden ihn als Versager betrachten. Und das war er auch.

Als die *Tycho Brake* abgeschossen wurde, um zu den Sternen zu fliegen, hatten mehrere Musikkapellen gespielt, um den Countdown zu begleiten. Die Satelliten, die um die Erde kreisten, hatten den Start zu allen Fernsehsendern der Welt übertragen. Ein Präsident, ein Gouverneur und der halbe Senat hatten sich vor der Abschußrampe versammelt.

Als Eiseles kleines Schiff startete, um der Welt zu beweisen, daß sich das Institut in all den Jahren umsonst bemüht hatte, war nicht mehr los als bei der Abfahrt der Sieben Uhr-Siebzig Fähre nach Jersey City. Auf so eklatante Weise hat Eisele die Majestät der Sternenflüge degradiert, dachte Marchand. Aber er hätte den Start um nichts auf der Welt versäumen wollen, obwohl er sich Eisele als zusätzliche Fracht aufdrängen mußte, diesem Eisele, der sein Leben zerstört hatte, und dem anderen humanisierten Schimpansen, Duane Ferguson, der aus irgendeinem Grund besondere Privilegien an Bord zu genießen schien.

Sie nahmen eine zusätzliche SAL-Einheit mit – Marchand hörte, wie sie von einem der Männer Polyflektor genannt wurde, aber er wollte sich nicht dazu herablassen, irgend jemanden zu fragen, was das bedeutete. Warum brauchten sie die Extra-Einheit? Bestand die Gefahr, daß das System zusammenbrach, so daß man einen Ersatz benötigen würde? Marchand verdrängte diese Frage aus seinen Gedanken, als ihm bewußt wurde, daß er die Gefahr nicht fürchtete, sondern herbeisehnte.

Und so stieg er in Eiseles Schiff.

Das Innere dieses verdamten Schiffs war nach menschlichen Bedürfnissen gebaut worden, mit einer neun Fuß hohen Decke und breiten Beschleunigungscouchen. Aber sie hatten auch Hängematten mitgebracht, die der Schimpansengröße entsprachen – für Marchand und Duane Ferguson. Zweifellos hatten sie die Hängematten aus dem neuen Schiff entwendet, aus dem Schiff, das niemals fliegen würde – zumindest nicht mit ionisiertem Gas. Und dies war auch zweifellos das letztemal, daß sich ein menschliches Gehirn in einen Affenkörper begeben mußte, um die Erde zu verlassen.

Marchand wußte nicht, durch welche Kraft Eiseles verdammtes Schiff zu den Sternen befördert werden sollte. Dieser Gott-weiß-was-flektor, oder wie das verfluchte Ding hieß, war so winzig klein. Das ganze Schiff war ein Zwerg.

Da war kein Platz für die Reaktionsmasse – oder nur so viel, daß sich das Schiff von der Erde entfernen konnte. Und da stand die kleine schwarze Box – eigentlich war sie gar nicht so klein, sondern so groß wie ein Konzertflügel, und sie war auch nicht schwarz, sondern grau – aber es war eine Box, das stand fest, und sie würde ihren Zauber ausüben. Dieser Zauber wurde »Polynomismus« genannt. Marchand versuchte erst gar nicht zu begreifen, was das bedeuten sollte – abgesehen von der Tatsache, daß er scheinbar desinteressiert zuhörte, als Eisele sich bemühte, seine mathematischen Formeln in eine verständliche englische Sprache zu übersetzen. Marchand hörte gerade genug, um ein paar Wörter wiederzuerkennen. Das All war N-dimensional. Okay, das beantwortete die ganze Frage, soweit es ihn betraf. Und als Eisele sich abquälte, um den Leuten zu erklären, wie man sich in eine Polynomische Dimension brachte – genauer gesagt, wie man die bestehenden polynomischen Ausdehnungen einer vierdimensionalen Standardmasse in eine übergeordnete Form transportierte, hörte Marchand schon nicht mehr zu. Er hörte überhaupt nichts mehr davon. Er hörte nur noch das tiefe, flutende Dröhnen des großen Affenherzens, das jetzt sein Gehirn mit Blut versorgte.

Duane Ferguson erschien in dem Affenkörper, den er nie mehr verlassen würde. Das war eines der Risiken, die Marchand eingegangen war. Er hatte gehört, daß Ferguson Pech gehabt hatte – daß sein Körper in der Tiefkühltruhe gestorben war.

Sobald Marchand erfahren hatte, was Eisele plante, hatte er beschlossen, an der Expedition teilzunehmen, die er als eine Gelegenheit betrachtete, Buße zu tun. Das Projekt war simpel. Er stellte sich zur Verfügung, um Eiseles Treibstoff zu testen, und vollbrachte gleichzeitig eine barmherzige Tat Sie beabsichtigten, die *Tycho Brake*, die schon so lange durch das All kroch, einzuholen und zu bergen. Dreißig Jahre nachdem sie Port Kennedy verlassen hatte, verminderte sie immer noch die Geschwindigkeit, auf der Suche nach einem Testorbit um Groombridge 1618. Als sich Marchand festschnallte, erklärte Eisele alles noch einmal. Er machte ein paar Tests mit seiner schwarzen Box, und dabei redete er unablässig. »Sehen Sie, Sir, wir werden versuchen, den Kurs und das Tempo in Einklang zu bringen. Ehrlich gesagt, das ist der schwierigste Teil des ganzen Unternehmens. Es ist ein Kinderspiel, das Schiff einzuholen. Wir sind schnell genug. Dann werden wir den Extra-Polyflektor in die *Tycho Brake* transferieren...«

»Ja, danke«, sagte Marchand höflich, aber er hörte sich dieses technische Kauderwelsch über die Maschine noch immer nicht an. Solange sie existierte, würde er sie benutzen – das befahl ihm sein Gewissen. Aber er interessierte sich nicht für die Einzelheiten.

Weil er so viele Menschenleben geopfert hatte...

Jedes Jahr in der Tiefkühlkammer der *Tycho Brake* bedeutete für die Menschenkörper, die dort lagen, einen Lebensmonat. Die Respiration konnte zwar verlangsamt, aber nicht gestoppt werden. Das Herz schlug nicht, aber das Blut wurde durch die Adern geschwemmt. Durch Röhren wurde das leblose Blut mit Zucker und Mineralstoffen versorgt. Katheder entfernten die Ausscheidungsprodukte. Und man mußte neunzig Jahre lang durch das All fliegen, um Groombridge 1618 zu erreichen.

Im besten Fall konnte ein vierzigjähriger Mann hoffen, bei seiner Ankunft auf dem Planeten in einen Körper zurückversetzt zu werden, der biologisch betrachtet etwa fünfzig Jahre alt war – während seine Familie, die er auf der Erde zurückgelassen hatte, längst tot und seine Freunde zu Staub zerfallen waren.

Es hatte sich gelohnt. So dachten zumindest die Kolonisten – getrieben von dem rastlosen Wurm, der sich im Rückerat jedes Forschers wand, von jenem Prickeln, das auch Marchand angespornt hatte, von der Sehnsucht nach dem Reichtum und der Macht und der Freiheit, die ihnen eine neue Welt schenken konnte, von dem Wunsch, einen Platz im Buch der Geschichte einzunehmen. Nicht Washingtons Platz, nicht einmal den Platz Christi – nein, einen Platz, wie ihn nur Adam und Eva innehatten.

Es würde sich lohnen, hatten alle die Tausende gedacht, die sich freiwillig gemeldet hatten und zu den Sternen aufgebrochen waren. Aber was würden sie denken, wenn sie auf neuen Welten landeten?

Wenn sie landeten, ohne die Wahrheit zu kennen, wenn sie nicht mitten im All von einem Eisele-Schiff eingeholt wurden, wenn man sie nicht informieren konnte, würden sie die größte Enttäuschung der Menschheitsgeschichte erleben. Die Groombridge 1618-Expeditionsteilnehmer an Bord der *Tycho Brake* müßten noch vierzig Jahre lang durch das Universum rasen, um den ursprünglichen Flugplan zu erfüllen. Wenn Eiseles Treibstoff, der die Schiffe schneller als das Licht ans Ziel beförderte, erst einmal kommerziell genutzt werden konnte, würde die Besatzung der *Tycho Brake* in vierzig Jahren einen Planeten vorfinden, der von mehreren Hunderttausend Leuten bewohnt wurde. Sie würden Fabriken und Straßen gebaut und sich das beste Land angeeignet haben, und in ihrem Geschichtsbuch wäre bereits das fünfte Kapitel geschrieben worden. Was würden die dreitausend gealterten Abenteurer dann denken?

Marchand stöhnte und zitterte – nicht nur, weil das Schiff jetzt abgeschossen wurde und die Beschleunigung seinen Brustkorb an die Wirbelsäule preßte.

Als sie sich in der Gewalt des Polyflektors befanden, schwebte er quer durch den Pilotenraum zu den anderen. »Ich bin zum erschtenmal im All«, sagte er.

»Sie haben eben auf der Erde gearbeitet«, erwiderte Eisele ehrerbietig.

»Ja.« Marchand ließ es dabei bewenden. Ein Mann, der sein Leben lang versagt hatte, war den Menschen etwas schuldig, und dazu gehörte auch ein Privileg, das er ihnen zugestand – das Privileg, diese Tatsache zu übersehen.

Aufmerksam sah er zu, wie Eisele und Ferguson ihre Instrumente kontrollierten und am Polyflektor mikrometrische Justierungen vornahmen. Er verstand nichts von der SAL-Treibkraft, aber er wußte, daß eine Karte eine Karte war. An der Wand hing eine Reliefkarte des Kurses, den die Groombridge 1618-Expedition genommen hatte. Die *Tycho Brake* war ein Lichtpunkt, etwa neun Zehntel so weit entfernt wie die Sonne vom Stern Groombridge.

»Die Massendetektoren, Dr. Marchand«, sagte Eisele und zeigte fröhlich auf die Karte. »Gut, daß sie nicht näher bei uns sind, sonst hätten sie nicht genug Masse, um aufgespürt zu werden.« Das verstand Marchand. Dieselben Detektoren, die eine Sonne oder einen Planeten anzeigen, würden auch ein Millionentonnenschiff orten, wenn die Geschwindigkeit hoch genug war, um eine ausreichende Masse zu erzeugen. »Und es ist auch gut«, fügte Eisele hinzu und sah besorgt aus, »daß sie nicht viel weiter weg sind. Wir müssen uns ihrer Geschwindigkeit anpassen, und das wird nicht leicht sein, auch wenn sie das Tempo schon seit neun Jahren verringern... Schnallen wir uns wieder an!«

Marchand lag in seiner Hängematte und wappnete sich für eine weitere Beschleunigungswoge. Aber sie kam nicht – dafür kam etwas anderes, viel Schlimmeres.

Ein Mahlwerk schien sein Herz und seine Sehnen zu zerquetschen.

Eine Wein presse schien ihm den Hals zuzudrücken und sein Herz zu zerbrechen.

Es war das Schwindelgefühl, das man in einer Berg-und-Tal-Bahn verspürt oder in einem kleinen Flugzeug, das in einen Taifun gerät. Wohin immer diese Kraft das Schiff auch trug, die Sterne auf der Reliefkarte rutschten umher und nahmen neue Positionen ein.

Marchand, von den schrecklichsten Kopfschmerzen seines Lebens geplagt, wußte kaum, was rings um ihn geschah, aber er wußte, daß sie in wenigen Stunden die *Tycho Brake* einholen würden, die einen Vorsprung von dreißig Jahren hatte.

4

Der Captain der *Tycho Brake*, ein ergrauter Schimpanse mit gelben Zähnen, hieß Lafcadio. Seine braunen Augen waren getrübt vor Entsetzen, seine langen, sehnigen Arme zitterten immer noch, nachdem ihm der Anblick eines Schiffes und menschlicher Wesen einen so gewaltigen Schock versetzt hatte.

Marchand merkte, daß der Captain den Blick nicht von Eisele wenden konnte. Dreißig Jahre lang hatte Lafcadio in einem Affenkörper gelebt. Der Affe war jetzt alt, und der Captain betrachtete sich vermutlich bereits als halben Schimpansen. Seine Erinnerungen an seine einstige menschliche Gestalt mußten verblaßt sein neben dem täglichen Anblick der behaarten Handrücken und der Greif- und Spreizfüße. Manchmal spürte auch Marchand, daß das Affengehirn in seinen Körper zurückkroch, wenn er auch wußte, daß das nur Einbildung war.

Oder war es doch keine Einbildung? Asa Czerny hatte gesagt, die Verpflanzung würde nicht stabil sein. Das hatte irgend etwas mit den Phospholipoiden zu tun – er konnte sich nicht mehr so genau daran erinnern. Er konnte sich an überhaupt nichts mehr mit jener Klarheit und Deutlichkeit erinnern, die er sich

gewünscht hätte – und das nicht nur, weil sein Gehirn sechsundneunzig Jahre alt war.

Emotionslos erkannte Marchand, daß seine vorausberechneten Lebensmonate oder -wochen auf Tage zusammengeschrumpft waren.

Natürlich konnte es auch der pochende Schmerz zwischen den Schläfen sein, der ihm den Verstand raubte. Aber diesen Gedanken schob Marchand sofort wieder beiseite. Wenn er den Mut hätte, zuzugeben, daß er sein Leben lang umsonst gearbeitet hatte, könnte er der Tatsache ins Auge sehen, daß der Schmerz nur ein untergeordnetes Derivat des Killers war, der sich in seinen Affenkörper geschlichen hatte. Aber der Schmerz beeinträchtigte seine Konzentrationsfähigkeit.

Wie durch einen Schleier hörte er die Stimmen des Captains und seiner Besatzung, der zweiundzwanzig humanisierten Schimpansen, die das Schiff manövrierten und die dreitausend eingefrorenen Körper im Laderraum bewachten. Wie durch eine dichte, dröhnende Masse hörte er, wie Eisele der *Tycho Brae*-Besatzung Anweisungen gab, als sie die SAL-Einheit von dem winzigen Schiff in das große, plumpe Ding transportierten, das nun bald schnell genug fliegen würde, um in einer Tagesreise alle Sterne zu erreichen.

Er merkte, daß sie ihn hin und wieder mitleidig ansahen.

Ihr Mitgefühl störte ihn nicht. Er bat sie nur, ihm zu erlauben, bis zu seinem Tod bei ihnen zu leben. Er wußte, daß er bald sterben würde. Und während sie immer noch redeten, versank er in einem schmerzhaften, betäubenden Traum, der andauerte, bis – er hatte kein Gefühl mehr für die Zeit –, bis er sich angeschnallt in einer Hängematte wiederfand, im Kontrollraum des Schiffs. Und er spürte jene zermalmende Kraft, die ihm verriet, daß sie erneut durch einen Raum von anderen Dimensionen rasten.

»Geht esch Ihnen gut?« fragte eine vertraute, mißtonende Stimme.

Es war ein weiteres Opfer seiner Fehlschläge – der Schimpanse namens Ferguson. Mühsam versicherte Marchand, daß alles in Ordnung wäre.

»Wir sind gleich da«, sagte Ferguson. »Ich dachte, das würde Sie interessieren. Da ist ein Planet. Wir glauben, daß er bewohnbar ist.«

Von der Erde aus war der Stern namens Groombridge 1618 nicht mit bloßem Auge zu erkennen. Durch das Binokular konnte man ein winziges Flackern wahrnehmen, das sich zwischen unzähligen Tausenden von ferneren, aber viel helleren Sternen verlor. Von Groombridge 1618 aus betrachtet war auch die Sonne nur ein schwaches Flimmern.

Marchand erinnerte sich, daß er Fergusons besorgtes Affengesicht ignoriert hatte und mit großer Mühe aus seiner Hängematte gestiegen war, um nach der Sonne Ausschau zu halten. Ferguson zeigte sie ihm, und Marchand blickte auf das Licht, das sich schon seit fünfzehn Jahren von seinem Heimatplaneten entfernte.

Die Photonen, die jetzt auf seine Augen einwirkten, hatten schon aufgehört, die Erde in die Farben des Sonnenuntergangs zu tauchen, als er um die siebzig gewesen war und seine Frau erst seit ein paar Jahren betrauert hatte. Später wußte er nicht mehr, wie er in seine Hängematte zurückgekommen war.

Er erinnerte sich auch nicht mehr, zu welchem Zeitpunkt sie ihm von dem Planeten erzählt hatten, den sie jetzt kolonialisieren wollten. Er hing tief über der kleinen orangeroten Scheibe des Groombridge 1618, der nach solaren Maßstäben nur schwach leuchtete. Nach den ersten Schätzungen des Captains war sein Orbit unregelmäßig, aber bei der größtmöglichen Annäherung würde er weniger als zehn Millionen Meilen von den glühenden Feuerkohlen seiner Sonne entfernt sein. Das war nah genug und warm genug. Die Teleskope zeigten einen Planeten mit Meeren und Wäldern und beseitigten die Zweifel des Captains, denn nun wußte er, daß diese Welt nicht gefrieren

konnte, wenn sie am weitesten von ihrer Sonne entfernt war, und nicht verbrennen, wenn sie ihr am nächsten kam. Sonst wären die Wälder nicht entstanden. Die Spektroskope, die Thermoelemente und die Filarometer zeigten noch mehr, diese Instrumente, die dem Schiff vorausseilten, das sich nun im Orbit befand und gezwungen war, auf dem letzten Teil der Strecke im Raketentempo dahinzukriechen.

Man konnte die Atmosphäre einatmen, denn die Farnwälder hatten ihre Gifte eingesogen und die Luft mit Sauerstoff gefüllt.

Die Gravitation war stärker als auf der Erde, was der ersten Generation Schwierigkeiten bereiten und ihren Nachkommen Fußkrankheiten und Hüftschmerzen eintragen würde. Aber mit diesem Problem würde man fertig werden. Es war eine schöne Welt.

Marchand wußte nicht mehr, wie er das alles erfahren hatte. Er erinnerte sich auch nicht an die Landung, an die ungeduldige Freude, die alle erfüllt hatte, als sie die Gefriertruhen öffneten, an das Erwachen der Kolonisten, an den Beginn des neuen Lebens... Er wußte nur, daß er irgendwann in einer warmen, weichen Hängematte gelegen und zum Himmel aufgeblickt hatte.

5

Eine fliehende Affenstirn und wulstige Lippen neigten sich über ihn. Marchand erkannte den jungen Ferguson. »Hallo!« sagte er. »Wie lange war ich denn bewußtlos?«

»Nun – Sie waren gar nicht bewußtlos«, erwiderte der Schimpanse verlegen. »Sie waren...« Seine Stimme erstarb.

»Ich verstehe«, sagte Marchand und richtete sich auf. Er war dankbar für die Kraft des kurzbeinigen Körpers mit den hängenden Schultern, den er sich ausgeliehen hatte, denn diese Welt, zu der er geflogen war, besaß eine unangenehme Schwerkraft. Bei der Anstrengung wurde ihm schwindlig. Ein blässer Himmel und Schleierwolken begannen sich um ihn zu

drehen. Er verspürte seltsame Sinneseindrücke von Schmerz und Freude, erinnerte sich an Wahrnehmungen, die ihm neu waren, empfand Freuden, die er nie zuvor gekannt hatte... Mühsam verdrängte er das Affenrudiment aus seinem Gehirn und sagte: »Sie meinen, daß ich – wie würden Sie es nennen? Daß ich instabil war? Daß die Verpflanzung nicht ganz geklappt hat?« Aber er konnte auf Fergusons Bestätigung verzichten. Er wußte es – und er wußte auch, daß seine letzte Stunde schlagen würde, wenn ihm die Sinne noch einmal schwanden. Czerny hatte ihn gewarnt. Die Phospholoide – das war es doch gewesen, nicht wahr? Es war bald an der Zeit, ins Jenseits zu gehen.

Er blickte zu den Männern und Frauen, zu den menschlichen Männern und Frauen, die verschiedenen Aufgaben nachgingen, und fragte: »Sind Sie immer noch ein Affe?«

»Das werde ich bis zu meinem Ende sein, Dr. Marchand. Ich habe meinen Körper verloren.«

Marchand dachte eine Weile darüber nach. Dann verirrten sich seine Gedanken, und schließlich ertappte er sich dabei, daß er an seinem Unterarm leckte und sich den runden Bauch kratzte. »Nein!« schrie er und versuchte aufzustehen.

Ferguson half ihm, Marchand stützte sich dankbar auf den starken Arm des Schimpansen. Jetzt wußte er wieder, was ihn irritiert hatte. »Warum?« fragte er.

»Was meinen Sie, Dr. Marchand?«

»Warum sind Sie hierhergekommen?«

»Bitte, setzen Sie sich doch, bis der Arzt kommt«, sagte Ferguson besorgt. »Ich bin hierhergekommen, weil jemand an Bord der *Tycho Brake* war, den ich gern wiedersehen wollte.«

»Ein Mädchen? Und?« fragte Marchand. »Haben Sie sie gesehen?«

»Es ist keine Frau. Es sind meine Eltern. Ja, ich habe sie gesehen. Ich war zwei Jahre alt, als die *Tycho Brake* startete. Meine Eltern waren vielversprechende, fortpflanzungsfähige

Kolonisten. Es war damals schwer, Freiwillige aufzutreiben. Aber das wissen Sie natürlich besser als ich. Ich wurde von einer Tante adoptiert. Meine Eltern hinterließen mir einen Brief, den ich las, als ich alt genug war... Dr. Marchand! Was ist denn los?«

Marchand taumelte und stürzte. Er konnte nichts dagegen tun. Er wußte, daß er Aufsehen erregte, spürte die unangebrachten Tränen, die aus seinen tierischen Augen flössen, aber dieser letzte und unerwartete Schlag hatte ihn zu hart getroffen. Er hatte der Tatsache ins Auge geblickt, daß er fünfzigtausend Menschenleben zerstört hatte, und er hatte seine Schuld akzeptiert. Aber ein verlassenes Kind, das einer Tante übergeben worden war, mitsamt einem Entschuldigungsbrief, brach ihm das Herz.

»Warum töten Sie mich nicht?« fragte er.

»Dr. Marchand! Ich weiß nicht, wovon Sie reden!«

»Ich wünschte, daß es eine Möglichkeit gäbe, für meine Schuld zu bezahlen... Aber es gibt keine. Ich habe nichts mehr – nicht einmal mehr ein bißchen Lebenskraft, die ich abgeben könnte. Aber es tut mir leid, Mr. Ferguson. Das muß Ihnen genügen.«

»Wenn ich mich nicht irre, wollen Sie für das Institut um Entschuldigung bitten«, sagte Ferguson.

Marchand nickte.

»Aber...« Ferguson unterbrach sich. »Es steht mir nicht zu, das zu sagen, aber es ist sonst niemand da. Hören Sie mir bitte zu. Lassen Sie mich versuchen, es Ihnen zu erklären. Die Kolonisten haben dem Planeten gestern einen Namen gegeben. Das war das erste, was sie nach ihrer Ankunft taten. Sie haben eine einstimmige Wahl getroffen. Wissen Sie, wie der Planet heißt?«

Marchand konnte ihn nur stumm anblicken.

»Bitte, hören Sie mir zu, Dr. Marchand. Sie haben ihre neue Welt nach dem Mann genannt, der sie ihr Leben lang inspiriert hat – nach ihrem größten Helden. Der Planet heißt Marchand.«

Marchand starrte ihn lange an, entrückt, wortlos, dann schloß er die Augen, ohne seinen Gesichtsausdruck zu verändern.

»Dr. Marchand!« sagte Ferguson erschrocken. Und dann machte er sich ernsthafte Sorgen, wandte sich ab und watschelte davon, so schnell ihn seine Affenarme und -beine trugen, um den Schiffsarzt zu holen, der ihm aufgetragen hatte, ihn sofort zu verständigen, wenn der Patient das erste Lebenszeichen erkennen ließ.

Als er mit dem Arzt zurückkam, war der Schimpanse verschwunden.

Sie blickten zum Farnwald hinüber, dann starrten sie einander an.

»Er ist davongelaufen«, sagte der Arzt. »Vielleicht ist es gut so.«

»Aber die Nächte sind kalt. Er wird sich eine Lungenentzündung holen. Er wird sterben.«

»Das kann er nicht mehr – zumindest nicht im eigentlichen Sinn«, erwiderte der Doktor sanft. »Er ist schon tot. Alles, was ihm wichtig war, ist bereits in ihm gestorben.«

Er bückte sich und rieb seine schmerzenden Schenkel, die schon müde waren vom Kampf gegen die Schwerkraft dieses neuen Paradieses. Dann richtete er sich auf und blickte auf die Sterne am Westhimmel, der langsam dunkler wurde. Der grüne Stern da oben war ein weiterer Planet der Groombridge 1618 weiter draußen, ein Planet, der nur aus Eis und Kupfersalzen bestand. Und einer der Sterne, die nur ganz schwach leuchteten, war vielleicht die Sonne.

»Er hat uns diese Planeten geschenkt«, sagte der Arzt und wandte sich wieder der Stadt zu. »Wissen Sie, was es bedeutet, ein guter Mensch zu sein, Ferguson? Es bedeutet, besser zu sein, als man wirklich ist – so daß man den anderen sogar mit seinen Fehlschlägen hilft, dem Ziel ein Stückchen näherzukommen. Und das hat er für uns getan.

Ich hoffe, er hat gehört, was Sie ihm gesagt haben. Ich hoffe auch, er wird sich daran erinnern, wenn er stirbt.«

»Und wenn er sich nicht daran erinnert«, fügte Ferguson mit klarer, deutlicher Stimme hinzu, »so werden wir anderen immer daran denken.«

Am nächsten Tag fanden sie den zusammengekrümmten Körper.

Es war das erste Begräbnis, das auf dem Planeten stattfand, und es wurde im Buch der Geschichte vermerkt. Und auf dem Raumflugplatz des Planeten namens Marchand steht eine Statue, in deren Sockel die Worte eingraviert sind: *Der Vater der Sterne*.

Unter dieser Inschrift ist ein kleines Basrelief zu sehen, das einen zusammengekrümmten Schimpansen zeigt. Mit blinden, angstvollen Augen starrt er auf die neue Welt. Denn es war eine Schimpansenleiche, die sie im Wald gefunden und unter der Statue begraben hatten. Das Basrelief stellt einen Affenkörper dar, und es ist ein Affenkörper, der unter der Erde liegt. Aber die Statue, die in den Himmel ragt, ist göttergleich.

Der Tag, als die Marasmenschen kamen

In jedem Zimmer des Motels standen noch zwei Couchen außer den üblichen Betten, und Mr. Mandala, der Manager, hatte den hinteren Teil der Halle in einen Männer schlafsaal verwandelt. Trotzdem war er nicht zufrieden und versuchte seine farbigen Pagen dazu zu überreden, den Gepäckraum sauberzumachen und auch dort Sofas hineinzustellen. »Bitte, Mr. Mandala!« sagte der Chefpage und mußte fast schreien, um den Lärm von der Halle zu übertönen. »Sie wissen, daß wir das gern für Sie tun würden, wenn es möglich wäre. Aber es geht nicht, denn erstens haben wir keinen anderen Raum, wo wir diese alten Fernsehapparate hineinstellen könnten, die Sie unbedingt retten wollen, und zweitens haben wir keine Sofas mehr.«

»Sie streiten mit mir, Ernest«, erwiderte Mr. Mandala. »Habe ich Ihnen nicht oft genug gesagt, daß Sie nicht mit mir streiten sollen?« Er trommelte mit den Fingern auf die Theke der Rezeption und blickte sich ärgerlich in der Halle um. Mindestens vierzig Leute saßen da, unterhielten sich, spielten Karten oder dösten. Der Fernseher leerte eine Kurzfassung der NASA-Bombenabwürfe herunter, und als Mr. Mandala auf den Bildschirm blickte, sah er einen Marasmenschen, der in die Kamera starnte und große Gelatinetränen weinte.

»Hört auf damit!« befahl Mr. Mandala, als er sich umdrehte und die beiden Pagen dabei ertappte, wie sie auf den Bildschirm starnten. »Ich bezahle euch nicht dafür, daß ihr fernseht. Schaut mal nach, ob ihr in der Küche helfen könnt!«

»Wir waren schon in der Küche, Mr. Mandala. Die brauchen uns nicht.«

»Gehen Sie, wenn ich ihnen sage, daß Sie gehen sollen, Ernest! Und Sie auch, Berzie!« Er sah ihnen nach, als sie durch die Halle gingen, und wünschte, er könnte einen Teil der Menschenmenge, die den großen Raum füllte, ebenso leicht loswerden. Jeder Stuhl war besetzt, und die Leute, die keinen Stuhl mehr bekommen hatten, hockten auf Armstützen, lehnten

an den Wänden und drängten sich in der Bar, die in den letzten beiden Stunden aus gesetzlichen Gründen geschlossen gewesen war. Dem Anmeldeblock zufolge waren fast alle Reporter und Reporterinnen, von Zeitungen, Nachrichtendiensten, Radio- und Fernsehsendern und so weiter. Sie warteten auf den nächsten Morgen, auf die Flugbesprechung in Cape Kennedy, und Mr. Mandala wünschte, dieser Morgen würde endlich anbrechen. Er mochte es nicht, wenn so viele Leute in seiner Halle herumlungerten, noch dazu, wo er ziemlich sicher war, daß ein Großteil nicht zu den registrierten Gästen zählte.

Auf dem Bildschirm lief nun ein hastig eingelegtes Videoband ab, das die Rückkehr der Algonquin-Neun-Raumsonde vom Mars zeigte, aber niemand schaute hin. Dieses Band wurde seit Mitternacht schon zum drittenmal abgespielt, und jeder hatte es mindestens einmal gesehen. Aber als ein weiterer Marsmensch erschien und wie ein trauriger Dackel mit langen Seehundflossen aussah, richtete sich ein Pokerspieler kerzengerade auf und schrie: »Ich weiß einen Marswitz! Warum darf ein Marsbewohner nicht im Atlantik schwimmen?«

»Na, warum nicht?« fragte der Geber.

»Weil er ein Loch hineinmachen würde«, sagte der Reporter und legte seine Karten zusammen. Niemand lachte, nicht einmal Mr. Mandala, obwohl manche Witze wirklich gut gewesen waren. Aber jetzt gingen sie den Leuten auf die Nerven, oder sie waren ganz einfach zu müde zum Lachen.

Mr. Mandala hatte die erste Aufregung um die Marsbewohner verpaßt, weil er geschlafen hatte. Als ihn der Tagesmanager angerufen und geweckt hatte, war Mr. Mandala zunächst der Meinung gewesen, es handelte sich um einen Scherz. Dann hatte er gedacht, daß der Tagesmanager den Verstand verloren hatte. Und außerdem – wen interessierte es schon, daß die Marssonde mit ein paar Tieren zurückgekommen war? Oder daß es genauer gesagt gar keine Tiere waren? Aber als er herausfand, wie viele Zimmerbestellungen über den Fernschreiber hereinkamen, mußte er feststellen, daß sich doch einige Leute dafür interessierten. Nun, Mr. Mandala interessierte sich jedenfalls nicht für

solche Dinge. Es war ja ganz nett, daß die Marsbewohner gekommen waren und daß dadurch sein Motel und alle anderen Motels im Umkreis von hundert Meilen überfüllt waren, aber damit war bereits alles gesagt, was Mr. Mandala im Zusammenhang mit den Marsbewohnern interessierte.

Der Bildschirm wurde schwarz, dann erschien der Schriftzug »Bulletin der NBC-Nachrichten«. Die Pokerspieler machten eine Pause. Es wurde fast still in der Halle, als ein unsichtbarer Sprecher eine neue NASA-Erklärung verlas. »Dr. Hugo Bache von Fort Worth, Texas, der Tierarzt, der am späten Abend im Empfangszentrum der Patrick-Luftwaffenbasis eingetroffen war, um die Marsbewohner zu untersuchen, hat einen vorläufigen Bericht erstattet, den Colonel Eric T. »Happy« Wingerter, der Sprecher der National-Aeronautic und der Raumverwaltung, soeben zur Veröffentlichung freigegeben hat.«

»Stellt das Gerät lauter!« brüllte ein Mann von einem der Nachrichtendienste. Das Bild zuckte, für einen Augenblick verstummte der Ton, dann plärrte die Stimme: »...Marsbewohner sind Wirbeltiere, Warmblüter und Säugetiere. Eine oberflächliche Untersuchung weist auf einen niedrigen Stoffwechselgrad hin, wenn Dr. Bache auch betont, es sei möglich, daß dies auf ihren schwierigen, unbequemen Flug von 137 000 000 Meilen zurückzuführen ist. Sie waren die ganze Zeit in der winzigen Spezima-Kammer der Algonquin-Neun-Sonde zusammengepfercht. Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß keine Anzeichen einer ansteckenden Krankheit festgestellt wurden, wenn auch die Sterilisation...«

»Zum Teufel!« schrie jemand, wahrscheinlich ein Reporter von CBS. »Walter Cronkite hat ein Interview mit der Mayo-Klinik gemacht und...«

»Halt den Mund!« brüllten ein Dutzend Stimmen, und der TVsprecher war wieder zu verstehen.

»...damit endet der ungekürzte Text des Berichtes von Dr. Hugo Bache, den Colonel »Happy« Wingerter soeben zur Veröffentlichung freigegeben hat.« Eine kleine Pause entstand,

dann ertönte die müde Stimme des Ansagers und begann das halbe Dutzend Geschichten zu rekapitulieren, das er bereits vor dem Bulletin erzählt hatte. Man setzte sich zu einem neuen Pokerspiel zusammen, während der Ansager ein Interview mit Dr. Sam Sullivan vom Sprachwissenschaftlichen Institut der Indiana-Universität schilderte, der zu der Auffassung gelangt war, daß die von den Marsbewohnern produzierten Laute tatsächlich als Sprachform betrachtet werden konnten.

Was für ein Unsinn, dachte Mr. Mandala schlaftrig. Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich und nickte ein.

Schallendes Gelächter weckte ihn, und er richtete sich kampfeslustig auf und klingelte mit seiner Glocke, um sich Gehör zu verschaffen. »Meine Damen und Herren – bitte!« rief er. »Es ist vier Uhr nachts! Unsere anderen Gäste wollen schlafen.«

»Ja, ja«, sagte der CBS-Mann und hob ungeduldig eine Hand. »Wartet mal – ich weiß noch einen. Was ist ein Mars-Wolkenkratzer?«

»Spucken Sie's aus!« forderte ihn ein rothaariges Mädchen auf, ein Redaktionsmitglied von *Life*.

»Kellerappartments, auf siebenundzwanzig Etagen verteilt.«

»Okay, ich weiß auch einen«, sagte das Mädchen. »Warum gebietet es die Marsreligion den Frauen, die Augen während des Geschlechtsverkehrs geschlossen zu halten?« Sie wartete eine Weile, und als alle mit den Schultern gezuckt hatten, kreischte sie: »Gott erlaubt ihr nicht, zuzuschauen, wie sich ihr Mann vergnügt.«

»Spielen wir jetzt Poker oder nicht?« stöhnte ein Mann, aber die anderen waren in der Überzahl.

»Wer hat den Marsschönheitswettbewerb gewonnen? Niemand!«

»Wie bringt man eine Marsfrau dazu, den Sex aufzugeben? Man muß sie heiraten!«

Nun mußte sogar Mr. Mandala lachen, und als einer der Reporter zu ihm kam und Streichhölzer kaufen wollte, schenkte er ihm ein Schäckelchen. »Eine lange Nacht, was?« meinte der Mann, als er seine Pfeife angezündet hatte.

»Allerdings«, erwiderte Mr. Mandala liebenswürdig. Auf dem Bildschirm lief wieder das Standardband ab, zum viertenmal. Mr. Mandala gähnte und starrte mit leeren Augen auf den Fernseher. Dort war wirklich nicht viel zu sehen, und das war alles, was man bereits von den Marsbewohnern gesehen hatte und jemals zu sehen bekommen würde. All diese Reporter und Fotografen und Kolumnisten, dachte Mr. Mandala schadenfroh, all die Leute, die hier herumsaßen und auf die Flugbesprechung um zehn Uhr vormittags im Cape warteten, würden Meilen weit durch die Palmito-Sümpfe fahren, für nichts und wieder nichts. Denn sie würden dort nichts anderes sehen, als was sie jetzt auch sahen.

Einer der Pokerspieler erzählte einen langen, komplizierten Witz über Marsmenschen, die am Miami Beach Pelzmäntel trugen. Angewidert blickte Mr. Mandala zu den Leuten hinüber. Wenn wenigstens ein paar von den Quälgeistern auf ihre Zimmer gingen, würde er eine Gelegenheit finden, die anderen zu fragen, ob sie Anmeldeformulare ausgefüllt hätten. Andererseits konnte er ohnehin niemanden mehr unterbringen, da schon alle Räume des Motels doppelt belegt waren. Er gab diesen Plan auf und starrte desinteressiert auf die Marsmenschen, die wieder einmal auf dem Bildschirm erschienen, und versuchte sich vorzustellen, daß es irgendwo auf der Welt Leute gab, die sich diese Sendung jetzt auch ansahen, die in den Zeitungen von den Marsbewohnern lasen und das tatsächlich wichtig fanden. Er verstand nicht, daß man sich für diese Wesen interessieren konnte, die da ungeschickt auf ihren langen, schwachen Gliedmaßen herumkrochen, keuchend versuchten, gegen die Erdenschwerkraft anzukämpfen, und sich mit großen, länglichen, trüben Augen umblickten.

»Diese Bastarde sehen verdammt stupide aus«, sagte einer der Reporter zu dem Pfeiferaucher. »Weißt du, was ich gehört

habe? Die Astronauten haben sie die ganze Zeit in der kleinen Kammer eingesperrt, weil sie stinken.«

»Auf dem Mars merkt man das wahrscheinlich nicht, weil dort die Luft so dünn ist«, meinte der Pfeifenraucher.

»Sie merken es nicht? Sie lieben diesen Gestank!« Der Mann legte einen Dollarschein auf die Rezeptionstheke und wandte sich an Mr. Mandala. »Kann ich ein bißchen Kleingeld für den Cola-Automaten haben?« Schweigend drückte ihm der Manager ein paar Münzen in die Hand. Er wäre nicht auf die Idee gekommen, daß die Marsmenschen stinken könnten, aber das war auch kein Wunder, denn er hatte kaum einen Gedanken an sie verschwendet. Wenn er darüber nachgedacht hätte, wäre er wohl auch auf die Frage des Körpergeruchs gestoßen.

Mr. Mandala nahm sich auch ein Zehncentstück und folgte den beiden Männern zum Cola-Automaten. Auf dem Bildschirm waren jetzt ein paar unscharfe Fotos zu sehen, die das Astronautenteam mitgebracht hatte – niedere, unregelmäßige sandfarbene Gebäude auf einem hellen Sandboden. Das wurde von der NASA als »größte Marsstadt« bezeichnet – eine Gruppe von etwa hundert flachen, fensterlosen Bauten. »Ich weiß nicht«, sagte der zweite Reporter, bevor er die Cola-Flasche an die Lippen setzte, »glaubst du, daß sie eine gewisse Intelligenz besitzen?«

»Das ist schwer zu sagen«, erwiderte der Pfeifenraucher. Er war von Reuter und sah auch danach aus mit seinem roten, breiten englischen Squire-Gesicht. »Immerhin können sie Häuser bauen.«

»Das kann auch das Leittier einer Gorillaherde.«

»Zweifellos, zweifellos.« Plötzlich leuchteten die Augen des Reuter-Mannes auf. »Moment mal... Da fällt mir einer ein. Wie ging der noch? Daheim erzählen wir den über die Iren. Ach ja, jetzt weiß ich's wieder. Das zweite Erdenschiff fliegt zum Mars, und die Besatzung stellt fest, daß eine gefürchtete Erdenkrankheit die ganze Rasse dahingerafft hat – alle bis auf eine Frau. Natürlich sind sie entsetzt. In der UNO wird lange debattiert. Sie unterzeichnen einen AntiVölkermord-Vertrag, und Amerika

spendet zweihundert Millionen Dollar für eine Wiedergutmachungsaktion und... Nun ja, um es kurz zu machen – da sie die Rasse vor dem Aussterben retten wollen, beschließen sie, einen nichtmenschlichen Mann mit der einzigen überlebenden Marsfrau zu kreuzen.«

»Quatsch!«

»Ja, genau. Nun, sie finden Paddy O'Shaugnessy, der gerade eine Pechsträhne hat, und sagen zu ihm: >Hör mal, du gehst jetzt in diesen Käfig, Paddy, und da drin findest du diese Frau. Du brauchst nichts weiter zu tun, als sie zu schwängern, verstehst du?< O Shaughnessy fragt: >Und was ist für mich drin?< Sie bieten ihm tausend Pfund an. Natürlich ist er damit einverstanden.

Aber dann öffnet er die Tür des Käfigs und sieht, wie die Frau ausschaut. Da geht er wieder raus. Der Reuter-Mann steckte seine leere Cola-Flasche in das Gestell, das dafür bestimmt war, und imitierte Paddys angewidertes Gesicht. >Du lieber Gott<, sagt er, >mit so was habe ich nicht gerechnet.< – >Zehntausend Pfund, Paddy!< sagen sie zu ihm und flehen ihn an, reinzugehen.

>Also gut<, sagt er, >aber nur unter einer Bedingung.< – >Und was ist das für eine Bedingung?< fragen sie. Da sagt er: >Ihr müßt mir versprechen, daß die Kinder katholisch erzogen werden.<«

»Ja, den habe ich schon mal gehört«, sagte der andere Reporter. Er steckte seine Cola-Flasche in das Gestell, blieb mit einem Fuß daran hängen, und vier Reihen leerer Flaschen fielen klimpend auf den Boden.

Das war so ungefähr das Äußerste, was Mr. Mandala noch ertragen konnte. Er keuchte und stotterte, ließ seine Glocke ertönen und schrie: »Ernest! Berzie! Kommt sofort her!« Und als Ernest seinen dunklen Kopf aus der Küchentür steckte, wobei sich in seinen Auge, deutlich die Angst vor einer nahenden Katastrophe widerspiegelte, brüllte Mr. Mandala: »Ihr verdammten Schwachköpfe! Ich habe euch schon tausendmal gesagt, ihr sollt dieses Gestell regelmäßig leerräumen!« Wutentbrannt stand

er daneben, als die beiden Pagen die Flaschen und Glasscherben einsammelten und ihm immer wieder besorgte Seitenblicke zuwarf.

Und dann ging er hinaus in die Nacht, um sich abzukühlen – und weil es ihm leid tat und weil er ahnte, daß er sich zu einer Aktion hinreißen lassen könnte, die noch viel bedauerlicher ausfallen würde.

Das Gras war feucht, Tau tropfte vom Trampolin ins Schwimmbecken. Das Motel war nicht so still, wie es um diese Zeit, kurz vor dem Morgengrauen, sein sollte – aber es war relativ still. Nur hin und wieder drang ein gedämpftes Gelächter aus der Halle. Das tröstete Mr. Mandala. Er hätschelte seine Seele, in dem er an den Veranden der Zimmer vorbeiging, die Eis- und Zigarettenautomaten inspizierte und feststellte, daß alles in Ordnung war.

Ein Militärjet von McCoy kreischte über seinem Kopf. Die Sterne funkelten immer noch am Himmel, obwohl es im Osten bereits hell wurde. Mr. Mandala gähnte, blickte nach oben und fragte, welcher dieser Lichtpunkte der Mars sein mochte.

Dann kehrte er zur Rezeption zurück. Bald darauf mußte er die Gäste wecken und war viel zu beschäftigt, um noch über die Marasmenschen nachzudenken. Und als die meisten Reporter lärmend in ihre Autos und Kleinbusse stiegen und das Tagesteam des Motels eintraf, öffnete Mr. Mandala zwei eisgekühlte Cola-Flaschen und brachte sie Ernest an die Küchentür.

»Das war eine schlimme Nacht«, sagte er, und Ernest akzeptierte sowohl die beiden Flaschen als auch die gute Absicht und trank einen großen Schluck. Später lehnten sie an der Wand, die das Schwimmbecken von der Zufahrt abschirmte, und beobachteten die Reporter und Reporterinnen, die zum Highway und zur Lagebesprechung fuhren. Die meisten hatten kein Auge zugetan. Mr. Mandala schüttelte den Kopf und konnte nicht verstehen, warum man so viel Wirbel um eine solche Bagatelle machte.

Und Ernest schnippte mit den Fingern, grinste und sagte: »Ich weiß einen Marowitz, Mr. Mandala. Wie reden Sie einen sieben

Fuß großen Marsbewohner an, wenn er mit einem Speer auf Sie zukommt?«

»Ach, zum Teufel, Ernest«, erwiderte Mr. Mandala, »ich sage natürlich Sir zu ihm. Der Witz ist doch schon uralt.« Er gähnte und streckte sich und fügte nachdenklich hinzu: »Man sollte meinen, daß jetzt ein paar neue Witze aufkommen. Aber ich habe nur alte gehört. Der einzige Unterschied besteht darin, daß man sich jetzt nicht mehr über die Juden und Katholiken und – und alle anderen lustig macht, sondern über die Marsmenschen.«

»Ja, das ist mir auch schon aufgefallen, Mr. Mandala«, sagte Ernest.

Mr. Mandala richtete sich auf. »Geh jetzt lieber schlafen«, riet er, »denn sie kommen heute abend wahrscheinlich wieder. Ich habe keine Ahnung, warum... Weißt du, was ich glaube, Ernest? Abgesehen von den Witzen wird in sechs Monaten niemand mehr daran denken, daß es mal so was wie Marasmenschen gab. Ich bezweifle, daß ihre Ankunft für irgend jemanden irgendeinen Unterschied macht.«

»Ich widerspreche Ihnen nur ungern, Mr. Mandala«, entgegnete Ernest sanft, »aber das glaube ich nicht. Ich glaube sogar, daß es für manche Leute einen großen Unterschied machen wird. Und für mich wird es einen *verdammmt* großen Unterschied machen.«

Die Midas-Seuche

Und so wurden sie getraut.

Sie waren ein schönes Paar – die Braut in zwanzig Yards Rüschen in fleckenlosem Weiß, der Bräutigam in einer grauen, gerafften Bluse und gefältelten Hosen.

Es war eine kleine Hochzeit – aber das Beste, was er sich leisten konnte. Sie hatten nur die engsten Verwandten und ein paar gute Freunde eingeladen. Und als der Priester die Zeremonie beendet hatte, küßte Morey Frey seine junge Frau, und sie fuhren zum Hochzeitsempfang. Der Konvoi bestand aus achtundzwanzig Limousinen – wenn in zwanzig Autos auch nur die Roboter des Partyservice saßen – und zwei Blumenwagen.

»Ich segne euch beide«, sagte der alte Elon gefühlvoll. »Deine Cherry ist ein wunderbares Mädchen, Morey.« Er schneuzte sich in ein zerrissenes Batisttaschentuch.

Morey fand, daß sich die alten Leute sehr gut benahmen. Auf dem Empfang, umgeben von hohen Bergen aus Hochzeitsgeschenken, tranken sie Champagner und aßen eine große Menge von den winzigen, köstlichen Canapes. Sie lauschten höflich dem Fünfzehn-Mann-Orchester, und Cherrys Mutter tanzte sogar einmal mit Morey, aus sentimental Gründen, obwohl es offensichtlich war, daß Tanzen nicht zu ihrem Lebensstil gehörte. Sie bemühten sich sehr, inmitten der anderen Gäste nicht aufzufallen, aber in ihren einfachen und vermutlich geliehenen Kleidern, wirkten sie trotzdem erschreckend deplaziert zwischen den Springbrunnen und riesigen Gobelins, die den Ballsaal in Moreys Landhaus schmückten.

Als die Gäste aufbrachen, um die Jungvermählten allein zu lassen, so daß sie ihr gemeinsames Leben beginnen konnten, schüttelte Cherrys Vater Moreys Hand, und ihre Mutter küßte den Schwiegersohn. Aber als sie in ihrem winzigen Sportwagen davonfuhren, lag eine dunkle Angst in ihren Augen.

Natürlich hatten sie nichts gegen Morey persönlich. Aber arme Leute sollten keine reichen heiraten.

Sicher, Morey und Cherry liebten sich, was ihnen vieles erleichterte. Ein dutzendmal pro Stunde sagten sie sich, wie sehr sie sich liebten, in all den vielen Stunden, die sie zusammen waren, in den ersten Monaten ihrer Ehe. Morey nahm sich sogar die Zeit, mit seiner jungen Frau einkaufen zu gehen, wofür sie ihm unendlich dankbar war. Sie fuhren ihre Einkaufswagen durch die riesigen gewölbten Korridore des Supermarkts. Morey hakte die Sachen, die Cherry aus den Regalen nahm, auf der Einkaufsliste ab. Es machte ihnen großen Spaß.

In der ersten Zeit.

Ihr erster Streit begann im Supermarkt, zwischen den »Frühstücksdelikatessen« und den »Möbeln«, in der neueröffneten Schmuckabteilung.

»Diamantenkollier«, las Morey von seiner Liste ab. » Modeschmuckringe, Ohrclips«

»Morey, ich *habe* ein Kollier«, sagte Cherry rebellisch.

Morey faltete die Liste unsicher zusammen. Tatsächlich sie trug ihr Kollier. Aber es gab ja Alternativen.

»Wie wäre es mit einem Armband?« schmeichelte er. »Schau mal, hier haben sie schöne Rubinarmbänder. Wie wundervoll sie zu deinem Haar passen würden, Liebling!« Er winkte einen Robotverkäufer herbei, der sofort angelaufen kam und Cherry ein Tablett mit Armbändern reichte. »Sehr schön!« rief Morey, als Cherry das breiteste Armband auf ihr Handgelenk streifte.

»Und ich muß kein Kollier nehmen?« fragte sie.

»Natürlich nicht.« Er blickte auf den Preiszettel. »Das kostet ohnehin genausoviel.« Als Cherry ihn zweifelnd ansah, sagte er fröhlich: »Und jetzt gehen wir in die Schuhabteilung. Ich möchte ein Paar Pumps zum Tanzen aussuchen.«

Cherry erhob keine Einwände, weder jetzt noch während des restlichen Einkaufsbummels. Danach saßen sie im Salon, im Erdgeschoß des Supermarkts, und warteten, bis die Robotbuch-

halter die Rechnung geschrieben und die Robotkassierer ihre Rationierungsbücher abgestempelt hatten.

Morey veranlaßte, daß alle Waren bis auf das Armband in ihr Haus geliefert wurden.

»Ich möchte, daß du es jetzt gleich trägst, Liebling«, erklärte er. »Ehrlich – ich habe noch kein Schmuckstück gesehen, das besser zu dir passen würde, Liebling.«

Cherry errötete erfreut, und Morey war sehr zufrieden mit sich. Es gab sicher nicht viele Männer, die solche kleinen häuslichen Probleme so bravurös lösen konnten.

Seine Zufriedenheit hielt auch während der Heimfahrt an, als Henry, ihr Begleitroboter, sie mit komischen Geschichten über die Fabrik unterhielt, in der er gebaut und ausgebildet worden war. Cherry hatte sich erst an den Roboter gewöhnen müssen, aber es war unmöglich, Henry nicht sympathisch zu finden. Er erzählte Witze und lustige Stories, wenn man sich amüsieren wollte, er zeigte Mitleid, wenn man deprimiert war, und er war eine nie versiegende Informationsquelle – egal, welches Thema man zur Sprache brachte. O ja, mit Henry kam sie sehr gut zurecht. Sie bat ihn sogar, ihnen während des Dinners Gesellschaft zu leisten, und lachte ebenso herzlich wie Morey über die drolligen Anekdoten des Roboters.

Aber später, im Wintergarten, als Henry sie taktvoll allein gelassen hatte, erstarb das Gelächter.

Morey merkte es nicht. Er widmete sich voller Hingabe seinem Abendritual, schlenderte umher, schaltete den dreidimensionalen Fernseher an, goß die Liköre ein, blätterte in den Abendzeitungen.

Cherry räusperte sich, und Morey hob den Kopf. »Liebling«, begann sie vorsichtig, »ich bin heute abend ein bißchen müde. Könnten wir – ich meine – findest du nicht auch, daß wir mal zu Hause bleiben und uns entspannen sollten?«

Morey sah sie besorgt an. Sie saß zurückgelehnt in ihrem bequemen Sessel, die Augen halb geschlossen. »Fühlst du dich nicht gut?« fragte er.

»Doch. Aber ich möchte heute abend nicht ausgehen, Liebling. Ich habe keine Lust dazu.«

Er setzte sich und zündete sich automatisch eine Zigarette an. »Ich verstehe«, sagte er. Im 3-D-Fernsehen begann gerade eine heitere Show. Er schaltete das Gerät aus und stellte das Magnetophon an. Sanfte Streicherklänge füllten den Raum.

»Aber wir haben für heute abend zwei Plätze im Klub reservieren lassen«, erinnerte er sie.

Cherry rutschte unbehaglich in ihrem Sessel hin und her. »Ich weiß.«

»Und wir haben die Opernkarten, die ich letzte Woche umgetauscht habe. Ich will ja nicht nörgeln, Liebling, aber bisher haben wir alle unsere Opernkarten zurückgegeben.«

»Wir können uns die Aufführungen doch auch im Fernsehen anschauen«, erwiderte sie mit dünner Stimme.

»Daraufkommt es nicht an, Schätzchen. Ich – ich wollte es dir eigentlich nicht erzählen – aber Wainwright sagte mir gestern im Büro, er würde abends in den Zirkus gehen und wir könnten uns dort treffen. Nun, wir waren nicht da. Der Himmel mag wissen, was für eine Ausrede ich ihm nächste Woche auftischen werde...«

Er wartete auf eine Antwort, aber Cherry schwieg.

»Wenn du dich also irgendwie dazu überwinden könntest, heute abend mit mir auszugehen...«, begann er.

Dann brach er ab, und seine Kinnlade klappte nach unten. Cherry weinte, lautlos und tränenreich.

»Liebling!« stieß er hervor.

Er lief zu ihr, aber sie hob abwehrend die Hände. Und so stand er hilflos vor ihr und sah ihr zu, wie sie weinte.

»Liebling, was ist denn los?« fragte er.

Sie wandte den Kopf ab.

Morey trat von einem Fuß auf den anderen. Es war nicht das erstmal, daß er Cherry weinen sah. Da hatte es jene bedeutungsvolle Szene gegeben, als sie beschlossen hatten, aufeinander zu verzichten, da sie von so verschiedener Herkunft waren. Doch sie hatten bald darauf erkannt, daß sie ohne einander nicht leben konnten – egal, was auf sie zukommen mochte.

Aber jetzt erweckten Cherrys Tränen zum erstenmal Schuldgefühle in Morey. Er stand da und starrte sie an.

Und dann wandte er ihr den Rücken zu und ging zur Bar. Er ignorierte die gefüllten Likörgläser, die auf der Theke bereitstanden, und goß zwei Highballs ein, trug sie zum Couhtisch, setzte sich neben seine Frau und nahm einen großen Schluck.

»Liebling, was ist los?« fragte er in sanfterem Ton als zuvor.

Er bekam keine Antwort.

»So sag mir doch endlich, was du hast!«

Sie sah ihn an, dann rieb sie sich die Augen. »Tut mir leid.«

»Ich weiß, daß es dir leid tut. Schau mal – wir lieben uns. Deshalb sollten wir immer über alles sprechen.«

Sie griff nach ihrem Glas, hielt es eine Weile in der Hand, stellte es auf den Tisch zurück, ohne getrunken zu haben. »Was hätte das denn für einen Sinn, Morey?«

»Bitte! Versuchen wir's.«

Sie zuckte mit den Schultern.

Aber er war nicht gewillt, die Flinte so schnell ins Korn zu werfen. »Du bist nicht glücklich, nicht wahr? Deshalb, was?« Mit einer weit ausholenden Geste umfaßte er den kostbar ausgestatteten Wintergarten, den dicken Teppich, die raffinierten Geräte, die nur daraufwarteten, ihre Eigentümer zu unterhalten. Und symbolisch umfaßte diese Geste auch die anderen fünfundzwanzig Räume, die fünf Autos, die neun Roboter. »Du bist nicht daran gewöhnt, nicht wahr?« fragte Morey bedrückt.

»Ich kann nichts dagegen tun«, erwiderte Cherry. »Morey, du weißt, daß ich es versucht habe. Aber zu Hause...«

»Verdammte«, unterbrach er sie, »du bist jetzt hier zu Hause. Du wohnst nicht mehr bei deinen Eltern in einem Fünf-Zimmer-Häuschen. Du verbringst deine Abende nicht mehr mit Gartenarbeit, du spielst nicht mehr Karten, um ein paar Streichhölzer zu gewinnen. Du lebst jetzt hier, bei mir – bei deinem Mann! Du hast gewußt, wie es sein würde. Wir haben vor der Hochzeit oft darüber gesprochen...«

Er verstummte, weil Worte sinnlos waren. Cherry weinte wieder. Aber diesmal waren es keine stummen Tränen.

»Liebling, ich habe es versucht«, beteuerte sie schluchzend. »Du weißt doch, wie sehr ich mich bemüht habe. Ich habe alle die dummen Kleider getragen und alle die idiotischen Spiele gespielt. Ich bin mit dir ausgegangen, so oft ich konnte – ich habe dieses schreckliche Essen hinuntergewürgt, bis ich immer dicker geworden bin. Aber ich kann einfach nicht so weiterleben. Ich bin nicht daran gewöhnt. Ich – ich liebe dich, Morey. Aber ich werde verrückt, wenn ich so leben muß. Ich kann nicht anders – ich habe es einfach satt, reich zu sein.«

Irgendwann versiegten die Tränen, und der Streit war vorbei. Sie küßten sich, sie versöhnten sich. Aber in dieser Nacht konnte Morey lange nicht einschlafen. Er lauschte auf die leisen Atemzüge seiner Frau, die aus der Suite nebenan herüberdrangen, und starrte ins Dunkel, fühlte sich so unglücklich wie all die Armen, die vor ihm gelebt hatten.

Selig sind die Armen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Selig war Morey, der mehr weltliche Güter besaß, als er jemals konsumieren konnte.

Morey Frey, der in qualvoller Armut dahinvegetierte, war noch nie in seinem Leben hungrig gewesen. Was immer sein Herz begehrte hatte, sei es eine besondere Mahlzeit, Kleidung oder ein Platz zum Schlafen, er hatte es bekommen. Niemand auf Moreys Welt mußte diese Dinge entbehren. Das war unmöglich.

Malthus verfügte über eine Zivilisation ohne Maschinen, automatische Fabriken, Wasserkulturen und Synthesen, für nukleare Brüter und Meeresminen...

Und es gab einen ständig wachsenden Vorrat an Arbeitsplätzen...

Und eine Architektur, die hoch in den Himmel ragte und sich tief in den Boden hinabgrub und auf Piers und Pontons weit draußen auf dem Wasser schwammen – eine Architektur, die an einem Tag entstand und schon am nächsten bewohnt werden konnte...

Und Roboter...

Überall Roboter – Roboter, die gruben und wühlten und Bodenschätze förderten, die schmolzen und fabrizierten, die bauten und Landwirtschaft betrieben, webten und nähten...

Was dem Land an Reichtum mangelte, spendete das Meer, und die Labors erfanden den Rest – und die Fabriken bildeten eine Pipeline des Überflusses, produzierten genug, um ein Dutzend Welten zu ernähren, zu kleiden und zu beherbergen.

Unbegrenzte Erfindungen, unbegrenzte Atomkraft, Menschen und Roboter, die unermüdlich arbeiteten, eine Mechanisierung, die Dschungel und Sümpfe und Eis von der Erde verbannte und statt dessen Bürogebäude, Fabrikzentren und Raumflughäfen errichtete...

Die Pipeline der Produktion, die zu Malthus' Zeiten kein König gekannt hatte.

Aber eine Pipeline hat zwei Enden. In das eine Ende ergießen sich Erfindungsgeist und Kraft und Arbeit, und das muß am anderen Ende irgendwie wieder herauskommen .

Der glückliche Morey, jene gesegnete ökonomisch-konsumierende Einheit, ertrank in der Flut, die aus der Pipeline floß, kämpfte manhaft, um zu essen und zu trinken und seinen Anteil am unaufhörlichen Überfluß zu verbrauchen.

Aber Morey fühlte sich alles andere als gesegnet, denn die Segnungen der Armut werden immer besser aus sicherer Entfernung gewürdigt.

Quoten geisterten durch seine Träume, bis er am nächsten Morgen um acht Uhr erwachte, bleich und mit roten Augen, aber fest entschlossen. Er würde ein neues Leben beginnen.

Die ersten Probleme tauchten bereits mit der Morgenpost auf. Unter dem Briefkopf des Nationalen Rationierungsbüros stand: *Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die folgenden, von Ihnen im Zusammenhang mit Ihren Angstquoten als abgenutzt zurückgegebenen Gegenstände inspiziert und als ungenügend verbraucht betrachtet wurden.* Nun folgte die Liste – eine lange Liste, wie Morey bedrückt feststellen mußte. *Deshalb werden Sie keinen Kredit erhalten und werden im laufenden Monat zu einer zusätzlichen Konsumquote von 435 Punkten verpflichtet, wobei mindestens 350 Punkte für Kleidung und Möbel verwendet werden müssen.*

Morey warf den Brief auf den Boden. Der Robotkammerdiener hob ihn emotionslos auf, strich ihn glatt und legte ihn auf den Schreibtisch.

Das war nicht fair. Okay, vielleicht waren die Badehosen und Sonnenschirme nicht übermäßig abgenutzt – aber wie zum Teufel sollte man seine Schwimmausrüstung abnützen, wenn man keine Zeit zum Schwimmen hatte, fragte er sich bitter. Und die Wanderhosen hatte er nun wirklich oft angehabt. Er hatte sie drei ganze und einen halben Tag getragen. Was erwarteten die eigentlich von ihm? Daß er in Fetzen herumlief?

Morey starre kampflustig auf das Tablett mit Kaffee und Toast, das ihm der Robotkammerdiener zusammen mit der Post gebracht hatte, und seine Entschlossenheit wuchs. Ob es nun unfair war oder nicht, er mußte sich bei diesem Spiel an die Regeln halten. Er würde es mehr für Cherry tun als für sich selbst, und er wollte sein neues Leben sofort beginnen.

Morey würde für zwei konsumieren.

»Trag das Zeug wieder hinaus!« befahl er dem Robotkammerdiener. »Ich möchte Sahne und Zucker zum Kaffee – viel Sahne und viel Zucker. Und zum Toast möchte ich noch Spiegeleier – und Bratkartoffeln, Orangensaft – nein, lieber eine halbe Grapefruit. *Und* Orangensaft, wenn ich's mir recht überlege...«

»Sofort, Sir«, sagte der Kammerdiener. »Dann werden Sie wohl um neun kein zweites Frühstück einnehmen?«

»Oh, doch!« erwiderte Morey und lächelte tugendhaft. »Eine doppelte Portion!« Als der Roboter die Tür schloß, rief er ihm noch nach: »Ich will noch Butter und Marmelade zum Toast haben!«

Dann ging er ins Bad. Er hatte einiges vor und keine Zeit zu verschwenden. Unter der Dusche seifte er sich sorgfältig dreimal ein, und als er die Seife abgewaschen hatte, drückte er auf alle verfügbaren Knöpfe, worauf aus den Röhren nacheinander drei Lotions, geruchloser Talkpuder, duftender Talkpuder und dreißig Sekunden lang ultraviolette Strahlen drangen. Dann seifte er sich noch einmal ein, spülte die Seife ab, rieb sich mit einem Handtuch trocken, statt die Heißluftdüse zu benutzen. Natürlich hatte er die diversen Düfte wieder abgewaschen, aber wenn ihn das Rationierungsbüro der Verschwendung beschuldigen sollte, konnte er ja behaupten, er hätte experimentiert.

Tatendurstig verließ er das Badezimmer. Cherry saß bereits im Frühstückszimmer und starrte entsetzt auf das Tablett, das der Kammerdiener gebracht hatte. »Guten Morgen, Liebling«, sagte sie mit schwacher Stimme. »Uff!«

Morey küßte sie und tätschelte ihre Hand. »Sehr gut!« jubelte er und blickte mit einem breiten Grinsen auf das Tablett. »Endlich was zu essen!«

»Ist das nicht ein bißchen viel für uns beide?«

»Für uns beide? Unsinn, meine Liebe, das esse ich alles allein.«

»O Morey!« rief Cherry atemlos, und der bewundernde Blick, den sie ihm schenkte, genügte volllauf, um ihn für ein Dutzend solcher Mahlzeiten zu entschädigen.

So würde es jetzt immer sein, dachte er, als er seine morgendliche Boxrunde mit einem Roboter als Sparringspartner beendet hatte und sein zweites Frühstück nahm – Tag für Tag, für lange, lange Zeit.

Aber Moreys Entschluß stand fest. Während er mit Räucherhering, Tee und Pfannkuchen kämpfte, besprach er seine Pläne mit Henry. »Du kannst gleich ein paar Termine für mich ausmachen«, sagte er mit vollem Mund. »Drei Gymnastikstunden pro Woche – aber auch ein Institut mit Reduktionsgeräten aus. Die werde ich nämlich brauchen. Und dann mußt du mich bei meinem Schneider anmelden. Diese Anzüge trage ich jetzt schon seit Wochen. Laß mal sehen – Arzt, Zahnarzt – sag mal, Henry, hatte ich nicht einen Termin bei den Psychiatern?«

»O ja, Sir«, antwortete der Roboter höflich. »Heute vormittag. Ich habe den Chauffeur bereits verständigt und in Ihrem Büro angerufen.«

»Sehr gut. Dann kannst du dich ja um alles andere kümmern, Henry.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Henry, und sein Gesicht nahm den seltsam abwesenden Ausdruck eines Roboters an, der seinen GZR-Sender benutzte – ein Funkgerät für »Gespräche zwischen Robotern«, mit dessen Hilfe die Automaten Termine für ihre Herren vereinbarten.

Schweigend beendete Morey sein Frühstück, sonnte sich im Licht seiner Tugend und war mit sich und der Welt zufrieden. Es ist gar nicht so schwierig, ein braver, fleißiger Konsument zu werden, wenn man sich ein bißchen anstrengt, überlegte er. Nur die Unzufriedenen, die Taugenichtse und die Unfähigen schaffen es nicht, sich ihrer Umwelt anzupassen. Nun, dachte er mit vagem Mitgefühl, es muß auch unglückliche Leute geben. Ohne Eier zu zerschlagen, kann man kein Omelett machen. Und es ist nicht meine Aufgabe, mit wildem Blick herumzulaufen, schreiend die gesellschaftliche Ordnung anzuprangern, mich auf die Brust zu schlagen und Gerechtigkeit zu fordern. Nein, es ist meine Pflicht, für meine Frau und mein Heim zu sorgen.

Schade, daß er sich heute nicht sofort in die geplante Konsum-Orgie stürzen konnte... Aber heute war der einzige Tag in der Woche, an dem er arbeiten mußte. Vier von den anderen sechs Tagen waren allein für den Konsum bestimmt. Und außerdem hatte er auch noch ein paar Gruppentherapie-Termine. Morey sagte sich, daß seine Analyse von heute an viel besser ausfallen würde – jetzt, wo er sein Problem erkannt hatte und bereit war, ihm zu Leibe zu rücken.

Sein neu erwachtes Selbstbewußtsein umgab ihn wie eine Gloriole, als er Cherry zum Abschied küßte. Sie war ganz verwirrt vor Entzücken über die Wandlung, die in ihm vorgegangen war, und begleitete ihn zum Wagen hinaus. Morey bemerkte den kleinen Mann mit dem großen Schlapphut nicht, der halb verborgen zwischen den Büschen stand.

»He, Kumpel!« Die Stimme des Mannes war nur ein Flüstern.

»Eh? Oh – was ist denn?«

Der Mann blickte sich verstohlen um. »Hören Sie mal, Freund!« stieß er hastig hervor. »Sie schauen wie ein intelligenter Mann aus, der ein bißchen Hilfe brauchen könnte. Die Zeiten sind hart – Sie helfen mir, ich helfe Ihnen. Wollen Sie ein Geschäft mit Rationsmarken machen? Sechs für eine. Eine von Ihnen für sechs von mir – der beste Handel, den Sie in dieser Stadt abschließen können. Natürlich sind meine Marken keine echten McCoy's, aber sie werden ihren Zweck erfüllen, mein Freund...«

Morey blinzelte ihn an. »Nein!« Hastig stieß er den Mann beiseite. Jetzt sind auch schon Spekulanten am Werk, dachte er erbost. Dieses Elend und der endlose schmutzige Kampf mit den Rationen genügen noch nicht, um Cherry zu quälen. Nein, jetzt müssen auch noch Leute, die auf der Schattenseite des Gesetzes stehen, in der Nachbarschaft herumlungern. Es war natürlich nicht das erstemal, daß ein Rationsmarken-Gangster an ihn herantrat, aber zu seiner Vordertür hatte sich bisher noch keiner gewagt.

Als Morey in sein Auto stieg, überlegte er, ob er die Polizei rufen sollte. Aber wenn die Beamten hier ankamen, würde der

Mann längst verschwunden sein. Außerdem war er ja ganz gut mit der Situation fertig geworden.

Sicher, es wäre ganz nett, sechs Marken für eine zu bekommen. Aber wenn man ihn erwischte, würde er nichts zu lachen haben.

»Guten Morgen, Mr. Frey«, klirrte die Robot-Sprechstundenhilfe, »würden Sie bitte gleich hineingehen?« Sie zeigte mit einem Stahlfinger auf die Tür mit der Aufschrift »Gruppentherapie«.

Als Morey nickte und der Aufforderung folgte, gelobte er sich, daß er eines Tages in der Lage sein würde, sich einen eigenen Analytiker leisten zu können. Natürlich milderte die Gruppentherapie den unaufhörlichen Streß des modernen Lebens, und ohne sie wäre er wahrscheinlich genauso schlimm dran wie der hysterische Mob bei den Rationalisierungsrevolten oder so gefährlich und asozial wie die Fälscher.

Gleichzeitig aber mangelte es der Gruppentherapie ganz einfach an persönlicher Atmosphäre. Die privatesten Dinge wurden in aller Öffentlichkeit breitgetreten, und das war ebenso entnervend wie der Versuch, in einem Haus, wo man ständig von Robotern umgeben war, ein glückliches Eheleben zu führen...

Morey riß sich in kalter Panik zusammen. Wie war er denn *auf diesen Gedanken* gekommen? Er war tieferschüttert, als er den Raum betrat und die Gruppe begrüßte, der er zugeteilt war.

Da waren elf Leute – vier Freudianer, vier Reichianer, vier Junianer, ein Gestalter, ein Schocktherapist und der alte ziemlich stille Sullivanist. Auch die Mitglieder der größeren Gruppen hatten ihre individuellen Differenzen, was Technik und Überzeugungen betraf, aber obwohl er nun schon vier Jahre mit dieser Gruppe von Analytikern zusammenarbeitete, konnte er sie immer noch nicht auseinanderhalten. Aber er kannte wenigstens ihre Namen.

»Guten Morgen, Gentlemen«, sagter er. »Was steht denn heute auf dem Programm?«

»Guten Morgen«, sagte Semmelweiss mürrisch. »Heute sehen Sie zum erstenmal so aus, als hätten Sie ernsthafte Probleme – und ausgerechnet für heute ist das Psychodrama anberaumt. Dr. Fairless«, bat er, »können wir den Plan nicht abändern? Frey steht offensichtlich unter einer starken Anspannung. Das wäre genau der richtige Zeitpunkt, um nachzuhaken und zu sehen, was dabei herauskommt. Das Psychodrama könnten wir doch auch das nächstmal absolvieren.«

Fairless schüttelte seinen kahlen alten Schädel. »Tut mir leid, Doktor. Wenn es an mir läge – ich hätte nichts dagegen. Aber Sie kennen ja die Regeln.«

»Regeln, Regeln!« stieß Semmelweiss hervor. »Und was haben wir davon? Hier ist ein Patient in einem akuten Angstzustand, und wir ignorieren das, weil wir uns an die Regeln halten müssen. Können Sie das mit Ihrer Berufsehre vereinbaren? Wollen Sie den Patienten auf diese Weise heilen?«

»Wenn ich mir einen Einwand erlauben darf, Dr. Semmelweiss«, sagte der kleine Blaine frostig, »wir haben schon viele Patienten geheilt, ohne von den Regeln abzuweichen. Ich selbst zum Beispiel...«

»Sie selbst!« spottete Semmelweiss. »Sie selbst haben noch nie in Ihrem Leben allein einen Patienten behandelt. Wann werden Sie denn die Gruppe verlassen, Blaine?«

»Dr. Fairless!« rief Blaine wütend. »Ich glaube nicht, daß ich diesen persönlichen Angriff hinnehmen muß. Nur weil Semmelweiss älter ist und an einem Tag pro Woche ein paar Privatpatienten hat, denkt er...«

»Gentlemen!« sagte Fairless sanft. »Wir wollen mit der Arbeit beginnen. Mr. Frey ist zu uns gekommen, weil er Hilfe braucht – und nicht, um unsere Wutanfälle mitzuerleben.«

»Es tut mir leid«, sagte Semmelweiss. »Trotzdem bitte ich um eine Abstimmung.«

Fairless nickte. »Wer ist dagegen, daß wir vom Arbeitsplan abweichen?« Er blickte in die Runde. Neun Hände hatten sich

erhoben. »Sie sind überstimmt, Dr. Semmelweiss. Dann wollen wir also mit dem Psychodrama beginnen. Wenn der Protokollführer bitte die Notizen und Kommentare der letzten Sitzung vorlesen würde...«

Der Protokollführer, ein dicker junger Mann namens Sprogue, blätterte in seinem Notizbuch und begann mit sonorer Stimme: »Sitzung am 24. Mai, Patient – Morey Frey. Behandelnde Ärzte – Dr. Fairless, Dr. Bileck, Dr. Semmelweiss, Dr. Carrado, Dr. Weber«

Fairless unterbrach ihn mit milder Stimme. »Bitte nur die letzte Seite, Dr. Sprogue.«

»Hm – o ja...« Nach einer zehnminütigen Pause, in der zusätzliche Rorschachtests und ein Elektro-Enzephalogramm gemacht wurden, trat die Gruppe wieder zusammen und ließ den Patienten Wortassoziationen bilden. Die Resultate wurden in Tabellen eingetragen und mit den Standard-Abweichungsschemata verglichen. Dabei wurde festgestellt, daß die vorrangigen Traumata des Patienten...«

Moreys Aufmerksamkeit ließ nach. Die Therapie war gut. Das wußte jeder. Aber er fand sie manchmal ein bißchen langweilig. Trotzdem – wenn er sich dieser Therapie nicht unterzog, konnte man nicht wissen, was passieren würde.

Natürlich hatte man ihm schon sehr geholfen. Immerhin hatte er sein Haus nicht angezündet und den Feuerwehrroboter nicht angeschrien, wie Newell, der einen Block weiter unten wohnte – damals, als sich seine älteste Tochter scheiden ließ und mitsamt ihren Rationierungsquoten nach Hause zurückkehrte. Morey hatte noch nicht einmal das Bedürfnis verspürt, etwas so Ungeheures und beängstigend Unmoralisches zu tun wie Dinge zu zerstören oder zu verschwenden – nun ja, wenn er ehrlich war, mußte er zugeben, daß er manchmal in Versuchung geraten war. Aber er wurde von keinen Gefühlen heimgesucht, die zur Besorgnis Anlaß geben könnten. Er war gesund – völlig gesund.

Verwirrt hob er den Kopf. »Mr. Frey«, wiederholte Fairless, »würden Sie bitte ihren Platz einnehmen?«

»Natürlich«, sagte Morey hastig. »Eh – wo denn?«

Semmelweiss brach in wieherndes Gelächter aus. »Das haben wir Ihnen doch gesagt. Na ja, macht nichts, Morey. Sie haben nicht viel versäumt. Wir spielen jetzt die wichtigsten Szenen Ihres Lebens durch, von denen Sie uns letztesmal erzählt haben. Erinnern Sie sich? Sie waren vierzehn, und es war Weihnachten. Ihre Mutter hatte Ihnen etwas versprochen.«

Morey schluckte. »Ja, ich erinnere mich«, sagte er unglücklich. »Okay. Wo soll ich mich denn hinstellen?«

»Da drüben«, erwiderte Fairless. »Sie sind Sie selber, und Carrado ist Ihre Mutter. Ich bin Ihr Vater. So, der Weihnachtsmorgen ist angebrochen. Fröhliche Weihnachten, Morey!«

»Fröhliche Weihnachten«, sagte Morey halbherzig. »Eh – lieber Vater, wo ist denn das – eh – das Hündchen, das Mutter mir versprochen hat?«

»Ach was, ein Hündchen!« rief Fairless in herzlichem Ton.

»Deine Mutter und ich haben etwas viel Schöneres für dich. Schau doch mal, was da unter dem Baum steht – ein Roboter! Ja, Morey, er gehört dir ganz allein – ein richtiger, vollautomatischer Robot-Kamerad mit achtunddreißig Röhren. Geh doch hin und sprich mit ihm, Morey! Er heißt Henry. Geh nur, mein Junge!«

Morey verspürte ein plötzliches, unbegreifliches Prickeln über seinem Nasenrücken.

»Aber – ich wollte keinen Roboter«, sagte er mit zitternder Stimme.

»Natürlich willst du einen Roboter«, entgegnete Carrado. »Geh nur, Kind, spiel mit deinem schönen Roboter!«

»Ich hasse Roboter!« stieß Morey wütend hervor. Er sah die Ärzte der Reihe nach an, blickte sich um in dem Behandlungsraum mit den graugetäfelten Wänden. »Hört ihr mich? Ich hasse die Roboter immer noch!«

Eine kurze Pause trat ein. Dann begann man ihm Fragen zu stellen.

Eine halbe Stunde später kam die Sprechstundenhilfe herein und verkündete, daß die Zeit um war.

In dieser halben Stunde hatte er sein Zittern und die wilden Emotionen überwunden, aber er hatte sich an etwas erinnert, das er vor dreizehn Jahren vergessen hatte.

Er haßte Roboter.

Das Erstaunliche an der ganzen Sache war nicht der Haß, den der junge Morey gegen die Roboter gehegt hatte, sondern das Faktum, daß die Revolte gegen die Roboter, der letzte heftige Kampf zwischen Fleisch und Metall, die tödliche Schlacht zwischen der Menschheit und ihren Maschinenerben niemals stattgefunden hatte. Ein kleiner Junge hatte die Roboter gehaßt – aber nachdem er herangewachsen war, arbeitete er mit den Robotern zusammen.

Und doch – der neue Arbeiter, der Berufsrivale, stand unabänderlich außerhalb des Gesetzes. So war es schon immer gewesen. Die Iren, die Neger, die Juden, die Italiener – die wurden in Ghettos abgeschoben, wo sie sich einkapselten, innerlich zu kochen begannen und dann ausbrachen, um sich einen Weg in die etablierte Gesellschaft zu bahnen, mit der sie sich vermischten, bis sie in späteren Generationen nicht mehr von ihr zu unterscheiden waren.

Für die Roboter war dieser genetische Ausweg noch nicht in Sicht. Trotzdem kam es zu keinem Konflikt. Die Rückkopplungsstromkreise richteten die Flugabwehrgeschütze, fanden in neuer Gestalt, mit neuen Verwendungszielen einen Platz in neuen Maschinen – zusammen mit einer wunderbaren Vielfalt von Nocken und Hebeln, bildeten unzerstörbare, nie versiegende Energiequellen, die aus hunderttausend Teilen und Ergänzungsmontagen bestanden.

Und so sprang der erste Roboter vom Fließband.

Seine Mission war die eigene Vernichtung. Aber aus dem gereinigten Wrack seines Metallkörpers bezogen hundert bessere Roboter ihre Inspirationen. Und die hundert machten sich an die Arbeit, gefolgt von weiteren hundert, bis es unzählige Millionen von Robotern gab.

Und die Menschen rebellierten immer noch nicht.

Denn die Roboter hatten ihnen ein Geschenk gebracht, und dieses Geschenk hieß »Überfluß«.

Und als man die Nachteile dieses Geschenks erkannt hatte, war die Zeit des Aufstands vorüber. Der Überfluß ist eine Droge, die süchtig macht. Man setzt die Dosis nicht herab. Man versucht, die Droge überhaupt nicht mehr zu nehmen. Aber die Krämpfe, die man dann erleidet, können den Körper für immer zerstören.

Der Süchtige sehnt sich nach dem körnigen weißen Pulver. Er haßt es nicht, er haßt auch den Händler nicht, der es ihm verkauft. Und wenn Morey als kleiner Junge den Roboter hassen konnte, der ihn um sein Hündchen gebracht hatte, so war sich der erwachsene Morey voll der Tatsache bewußt, daß die Roboter seine Diener und Freunde waren.

Aber der kleine Junge, der in Morey weiterlebte, hatte sich nie überzeugen lassen.

Normalerweise freute sich Morey auf seine Arbeit. Dieser einzige Tag in der Woche, an dem er wirklich etwas *tat*, war eine wundervolle Abwechslung, die den zermürbenden Konsumzwang erleichterte. In gehobener Stimmung betrat er den Planungsraum der Bradmoor-Amusement-Company. Aber als er seinen Straßenanzug mit dem Arbeitskittel vertauschte, kam Rowland von der Vermittlung mit einem wissenden Blick zu ihm. »Wainwright hat schon nach Ihnen gesucht«, flüsterte er. »Gehen Sie lieber gleich rein!«

Morey bedankte sich nervös und machte sich auf den Weg. Wainwrights Büro war so groß wie eine Telefonzelle und so kahl wie das antarktische Eis. Jedesmal, wenn Morey diesen Raum sah, wurde ihm ganz schlecht vor Neid. Wenn man sich das

vorstellte – ein Schreibtisch ohne Kalenderuhr, ohne Zwölffarbenkugelschreiber, ohne Diktiergerät...

Er zwängte sich hinein und setzte sich, während Wainwright ein Telefonat beendete. Morey überlegte, warum Wainwright wohl persönlich mit ihm reden wollte, statt das Telefon zu benutzen oder ein paar Worte mit ihm zu wechseln, während er durch den Planungsraum ging.

Und es fielen ihm tatsächlich ein paar gute Gründe ein.

Wainwright legte den Hörer auf die Gabel zurück, und Morey richtete sich auf. »Sie wollten mich sprechen?«

Wainwright wirkte in der Welt, die von lauter Dicken bevölkert war, geradezu aristokatisch schlank. Als Generaldirektor der Bradford-Planungs- und Entwicklungsstelle zählte er zu den ganz großen Tieren. »Allerdings«, stieß er hervor. »Frey, was zum Teufel führen Sie eigentlich im Schilde?«

»Ich – ich weiß nicht, was Sie meinen, Mr. Wainwright«, stammelte Morey.

Wainwright schnaufte verächtlich. »Natürlich nicht. Aber nicht, weil man es Ihnen verschwiegen hat, sondern weil Sie es nicht wissen wollen. Erinnern Sie sich doch mal an die letzte Woche. Warum habe ich Sie da zur Schnecke gemacht?«

»Wegen meines Rationierungsbuchs«, sagte Morey und fühlte sich elend. »Hören Sie mal, Mr. Wainwright, ich weiß, daß ich ein bißchen im Verzug bin, aber...«

»Kein Aber! Was glauben Sie denn, was das für einen Eindruck auf das Komitee macht. Das Rationierungsbüro hat sich über Sie beschwert. Natürlich hat man die Beschwerde an mich weitergegeben. Und ich gebe Sie natürlich an Sie weiter. Die Frage ist jetzt nur – was werden Sie unternehmen? Großer Gott, Mann, schauen Sie sich doch diese Zahlen an – Textilien, einundfünfzig Prozent – Essen, siebenundsechzig Prozent – Vergnügungen, dreißig Prozent. Sie haben ihre Rationen schon seit Monaten nicht mehr erreicht.«

Morey starrte unglücklich auf die Karteikarte. »Nun ja – meine Frau und ich – wir haben gestern abend darüber gesprochen, Mr. Wainwright. Und glauben Sie mir – wir werden uns bessern. Wir werden uns die größte Mühe geben.«

Wainwright nickte, und zum erstenmal lag ein schwaches Mitgefühl in seinen Augen. »Sie sind mit Richter Elons Tochter verheiratet, nicht wahr? Sehr gute Familie. Ich hatte schon oft mit dem Richter zu tun...« Dann fügte er in kühlerem Ton hinzu: »Trotzdem, Frey, ich warne Sie. Es ist mir egal, wie Sie aus diesem Schlamassel herauskommen, aber sorgen Sie dafür, daß das Komitee nicht noch einmal mit einer solchen Klage an mich herantritt!«

»Gewiß, Sir.«

»Okay. Haben Sie die Pläne für das neue K-50-Projekt fertig?«

Moreys Miene erhellt sich.

»Fast, Sir. Ich lasse heute den ersten Teil aufzeichnen. Ich bin sehr damit zufrieden, Mr. Wainwright, wirklich. Bis jetzt habe ich über achtzehntausend bewegliche Teile drin, und das ohne die...«

»Gut, gut.« Wainwright blickte auf seinen Schreibtisch hinab. »Machen Sie nur so weiter. Und sehen Sie zu, daß Sie diese andere Sache in Ordnung bringen. Ich weiß, daß Sie das können, Frey. Es ist unsere allererste Pflicht zu konsumieren. Das dürfen Sie nie vergessen.«

Howland folgte Morey aus dem Planungsraum zu den makellos sauberen Werkstätten hinab. »War's schlimm?« fragte er besorgt.

Morey grunzte. Das ging Howland nichts an.

Howland blickte über seine Schulter, als er die Programmiertafel einstellte. Morey studierte schweigend die Matrizen, dann kontrollierte er die zusammenfassenden Bänder, verglich sie mit seinen Plänen und begann sie auf die Programmiertafel zu übertragen. Rowland hielt den Mund, während Morey die Aufzeichnung beendete und ein Testband ablaufen ließ. Alles war

in bester Ordnung. Morey wandte sich von der Schalttafel ab und zündete sich zur Feier des Tages eine Zigarette an, bevor er auf den Startknopf drückte.

»Machen Sie schon!« sagte Howland. »Ich kann erst gehen, wenn Sie das Ding eingestellt haben.«

Morey grinste und drückte auf den Knopf. Das Brett leuchtete auf, und ein Metronom begann leise zu piepsen. Das war alles. Morey wußte, daß die automatischen Sortierer und Förderer am Ende der lange Halle nun in die Kupferspulen und Stahlgußblöcke griffen und Plastikpuder und Farben in die Trichter füllten, um einen komplizierten Weg für die vielen tausend individuellen Komponenten zu bahnen, aus denen sich Bradmoors neues K-50-Wirbelspiel zusammensetzte. Aber hier, im Programmierraum mit den massiven Wänden, war nichts zu sehen. Bradmoor war eine ultramoderne Fabrik. In den Werksräumen hatte man sogar die Roboter durch Maschinen ersetzt, die sich selbst kontrollierten.

Morey blickte auf seine Uhr und notierte die Startzeit, während Howland rasch Moreys Rohmaterialfließbandprogramm gegencheckte.

»Alles okay«, sagte Howland beglückt und schlug ihm auf die Schulter. »Das muß gefeiert werden. Das ist doch Ihr erstes Design, was?«

»Ja, das erste, das ich ganz allein gemacht habe.«

Howland suchte bereits in seinem Privatschrank nach der Flasche, die er dort für besondere Gelegenheiten aufbewahrte. Schwungvoll goß er die Gläser voll. »Auf Morey Frey! Unseren Lieblingsdesigner, der uns so viel Freude bereitet!«

Morey trank. Der Whisky floß mühelos durch seine Kehle hinab. Morey war im Lauf der Jahre immer sehr vorsichtig mit seinen Alkoholrationen umgegangen, und wenn er das Minimum auch nie unterschritten hatte und durchaus ans Trinken gewöhnt war, erwärmte dieser einzige Drink sofort seinen ganzen Körper – seinen Mund, seinen Hals, seinen Magen. Howland war

ausnehmend nett, übertraf sich nahezu selbst, lobte Moreys Design über den grünen Klee und goß noch zwei Drinks ein. Morey dachte gar nicht daran zu protestieren.

Howland leerte sein Glas. »Sie werden sich fragen, warum ich so zufrieden mit Ihnen bin, Morey Frey. Nun, ich werde es Ihnen sagen.«

Morey grinste. »Tun Sie das, bitte.«

Howland nickte. »Weil ich mit der ganzen Welt zufrieden bin. Meine Frau hat mich gestern verlassen.«

Morey erschrak so sehr, wie nur ein frischgebackener Ehemann erschrecken kann, wenn er von einer gescheiterten Ehe hört. »Das ist ja furchtbar... Ich meine – ist es endgültig?«

»Ja. Sie verließ mein Bett, mein Haus und meine fünf Roboter, und ich weine ihr keine Träne nach.« Er füllte die Gläser zum drittenmal. »Frauen! Mit ihnen kann man nicht leben und ohne sie auch nicht. Zuerst seufzt man und keucht und jagt hinter Ihnen her...« Plötzlich unterbrach sich Howland. »Mögen Sie eigentlich Gedichte?«

»Nun-ja – einige«, erwiederte Morey vorsichtig.

»Wie lang, mein Lieb, soll noch die Mauer zwischen unseren Gärten stehen?« zitierte Rowland. »Zwischen deinen Rosen und meinen schmachtenden Lilien? Gefällt Ihnen das? Hab ich für Jocylen geschrieben – das ist meine Frau. Kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten.«

»Es ist sehr schön«, sagte Morey.

»Als ich es ihr vorgelesen hatte, weigerte sie sich zwei Tage lang, mit mir zu reden.« Rowland trank sein Glas leer. »Eine intelligente Frau... Nun, ich habe sie wie ein Tiger gejagt – und schließlich erwischte ich sie. Wumm!«

»Was meinen Sie mit – Wumm?«

»Wumm!« Howland zeigte mit einem Finger auf Morey. »Ich meine Wumm! Ich habe sie geheiratet und in mein bescheidenes

Heim geholt. Wumm – schon hatte ich ein Kind. Wumm – schon hatte ich Ärger mit dem Rationierungsbüro. Natürlich war es nichts Ernstes – aber ich hatte immerhin Unannehmlichkeiten. Und Wumm – diese Streitereien! Zuerst fing sie nur ab und zu ein bißchen zu nörgeln an, und natürlich habe ich ihr gelegentlich widersprochen, und – peng – schon waren wir mitten im schönsten Streit. Haushaltsplan, Haushaltsplan, Haushaltsplan! Ich möchte sterben, wenn ich das Wort Haushaltsplan noch einmal höre. Morey, Sie sind ein verheirateter Mann. Sie wissen ja, wie das ist. Sagen Sie mir die Wahrheit – waren Sie nicht auch nahe dran, zum erstenmal mit Ihrer Frau zu streiten, als Sie ihr auf diese Betrügereien drauf gekommen sind?«

»Betrügereien?« wiederholte Morey verwirrt. »Wie könnte sie mich denn betrügen?«

»Oh, da gibt's viele Möglichkeiten. Sie nimmt sich kleine Portionen und gibt Ihnen große. Sie kauft Ihnen Hemden von ihren Kleiderrationen. Das wissen Sie doch.«

»Verdammtd, das weiß ich nicht!« schrie Morey. »Cherry würde so was nie tun!«

Howland sah ihn ein paar Sekunden lang ausdruckslos an. Dann sagte er: »Natürlich nicht. Trinken wir noch einen.«

Immer noch verärgert, hielt Morey sein Glas hin. Cherry gehörte nicht zu der Sorte von Frauen, die ihren Mann betrogen. Natürlich nicht. Sie war nett und liebevoll und stammte aus einer guten Familie. Sie würde gar nicht wissen, wie man so was machte.

»Kein Haushaltsplan mehr, keine Streitereien mehr!« jubelte Howland. »Keine Klagelieder mehr – Daddy hat mich niemals so behandelt...Keine Nörgeleien mehr, keine Extrarationen mehr – gar nichts mehr... Sagen Sie mal, Morey, wollen wir rausgehen und uns noch ein paar Drinks genehmigen? Ich kenne da ein Lokal...«

»Tut mir leid, Howland. Ich muß wieder in den Planungsraum.«

Howland brach in schallendes Gelächter aus und zeigte auf seine Armbanduhr. Als sich Morey leicht schwankend vorbeugte und darauf schaute, stellte er fest, daß das Büro in wenigen Minuten schließen würde.

»Oh, das habe ich ja gar nicht gemerkt«, sagte er. »Nun, trotzdem – vielen Dank, Howland, aber es geht leider nicht. Meine Frau wartet auf mich.«

»Natürlich tut sie das«, spöttelte Howland. »Sie werden sie bestimmt nicht dabei erwischen, wie sie die Rationen ihres lieben Gatten ißt – und dazu noch ihre eigenen.«

»Howland!« stieß Morey hervor.

»Schon gut!« Howard klopfte ihm besänftigend auf die Schulter. »Ich will ja nichts gegen Ihre Frau sagen. Durch meine Erlebnisse mit Jocelyn bin ich wohl etwas voreingenommen. Aber ehrlich, Morey, das Lokal würde ihnen gefallen. Es heißt >Onkel Piggotty< und liegt unten in der Altstadt. Dort hängen ganz verrückte Leute rum. Die würden Ihnen Spaß machen. Letzte Woche haben sie an mehreren Abenden... Sie müssen verstehen, Morey, ich gehe nicht oft da hin, aber ich bin ein paarmal zufällig vorbeigekommen und...«

»Ich muß jetzt gehen, Rowland«, fiel ihm Morey mit fester Stimme ins Wort. »Meine Frau erwartet mich. Aber es war nett von Ihnen, daß Sie mich eingeladen haben. Guten Abend. Bis bald!«

Er ging zur Tür, wo er sich noch einmal umdrehte und sich höflich verbeugte. Als er sich wieder abwandte, stieß er mit dem Gesicht gegen den Türrahmen. Ein angenehmes Gefühl der Betäubung breitete sich auf seiner ganzen Haut aus, und erst als Henry mitfühlend auf ihn einredete, merkte er, daß Blut an seiner Wange her abrann.

»Nur eine kleine Fleischwunde«, sagte er würdevoll. »Du brauchst dir keine Seh – Seh – Schorgen zu machen, Henry. Und jetzt halt deinen häßlichen Mund. Ich will nachdenken.«

Und er verschlief die ganze Heimfahrt.

So einen Kater hatte er noch nie gehabt. Man hat sich ein paar Drinks einverleibt. Man schläft ein bißchen, um wieder nüchtern zu werden. Dann wird von einem verlangt, daß man wach und voll da ist. Aber man hat einen Brummschädel und einen pelzigen Geschmack im Mund, und man ist weit davon entfernt, nüchtern zu sein.

Aber es gibt ein Heilmittel. »Trinken wir einen Cocktail, Liebling«, schlug Morey mit schwerer Zunge vor.

Cherry war entzückt von dieser Idee. Sie ist ja so wunderbar, dachte Morey liebevoll, so wunderbar, so wunderbar...

Er stellte fest, daß sein Kopf im Rhythmus dieser Gedanken nickte, und das tat verteufelt weh. Er stöhnte unwillkürlich auf.

Cherry eilte zu ihm und berührte sanft seine Schläfe. »Hast du starke Schmerzen, Liebling?« fragte sie besorgt. »Warum bist du denn gegen diese Tür gelaufen?«

Morey warf ihr einen scharfen Blick zu, aber in ihren Augen lag keine Spur von Falschheit. Offen, ehrlich und anbetend schauten sie zu ihm auf.

Der Robotkammerdiener servierte die Cocktails und zog sich dann zurück. Cherry prostete ihrem Mann zu, er hob sein Glas und ließ es beinahe fallen, als ihm der Geruch des Alkohols in die Nase stieg. Sein Magen begann sich zu drehen. Aber er riß sich zusammen und zwang sich, einen Schluck zu trinken.

Überrascht und dankbar stellte er fest, daß er sich nicht übergeben mußte. Und einen Augenblick später erlebte er wieder jenes seltsame Phänomen – eine angenehme Wärme breitete sich in seinem Körper aus. Er leerte das Glas und hielt es, um es nachfüllen zu lassen. Er versuchte sogar zu lächeln. Komisch, daß sein Gesicht dabei nicht auseinanderfiel...

Ein weiterer Drink, und alles war okay. Morey fühlte sich glücklich und entspannt, aber keineswegs betrunken. In bester Laune gingen sie ins Eßzimmer, unterhielten sich vergnügt miteinander und mit Henry, und Morey dachte voller Mitleid an den armen Rowland, dessen Ehe schiefgelaufen war, obwohl es

doch so leicht war, eine gute Ehe zu führen, eine Zweierbeziehung herzustellen, die für beide Teile so erfreulich, so herzerwärmend war...

»Was?« fragte er verwirrt.

»Das ist der cleverste Gag, der mir je untergekommen ist, Liebling«, wiederholte Cherry. »So ein ulkiger kleiner Mann! Nervös von den Haar- bis zu den Zehenspitzen. Die ganze Zeit starrte er auf die Tür, als ob er auf jemanden warten würde, aber das war natürlich dumm. Keiner seiner Freunde wäre in *unser* Haus gekommen, um ihn hier zu treffen.«

»Cherry, bitte!« sagte Morey mit gepreßter Stimme. »Hast du vorhin nicht von Rationsmarken gesprochen?«

»Aber das habe ich dir doch erzählt, Liebling. Er kam gleich, nachdem du heute morgen weggefahren warst. Der Kammerdiener öffnete ihm die Tür und sagte mir, daß der Mann seinen Namen nicht nennen wollte. Ich habe trotzdem mit ihm gesprochen. Ich dachte, es wäre vielleicht ein Nachbar, und ich kann natürlich nicht unhöflich zu unseren Nachbarn sein...«

»Die Rationsmarken!« flehte Morey. »Hast du nicht gesagt, daß er dir gefälschte Rationsmarken andrehen wollte?«

»Nun, in gewisser Weise sind sie wahrscheinlich falsch«, sagte Cherry unsicher. »Als er mir die Sache erklärte, wußte ich natürlich, daß es keine offiziellen Marken sind. Aber er bot mir vier für eine an. Also holte ich unser Haushaltbuch, riß ein paar Marken heraus und...«

»Wie viele?« brüllte Morey.

Cherry blinzelte. »Nun – etwa zwei Wochenquoten...«

Morey schloß wie betäubt die Augen. »Zwei Wochenquoten«, wiederholte er. »Vier Marken für eine. Du hast sie nicht einmal zum üblichen Kurs bekommen.«

»Wie hätte ich das denn wissen sollen?« jammerte Cherry. »Bei mir zu Hause ist so was nie passiert. Bei uns gab's keine Lebensmittelaufstände und keine Slums und keinen einzigen von

diesen schrecklichen kleinen Robotern, und bei uns kamen auch keine schmutzigen, kleinen, widerlichen Männer an die Tür.«

Morey starnte sie mit steinernem Gesicht an. Sie weinte schon wieder. Aber das machte keinen Eindruck auf den stahlharten Panzer, der sich plötzlich um sein Herz gelegt hatte.

Henry gab versuchsweise ein Geräusch von sich, das dem menschlichen Räuspern entsprach, aber Morey ließ ihn mit einem eisigen Blick erstarren und verstummen.

Mit dumpfer, monotoner Stimme, die Cherrys Schluchzen kaum übertönte, sagte er: »Ich will dir mal erzählen, was du getan hast. Angenommen – und das wäre noch der günstigste Fall –, daß diese Marken, die du dir da eingehandelt hast, wenigstens durchschnittliche Fälschungen sind und nicht so miserabel, daß wir sie gleich wegwerfen müßten, bevor man sie bei uns findet... Also, wenn wir das mal annehmen, hast du etwa einen Zweimonatsvorrat von diesen komischen kleinen Marken. Falls du es nicht gewußt haben solltest – diese Rationierungsbücher sind nicht nur zur Zierde da. Wir müssen sie jeden Monat abgeben, um zu beweisen, daß wir unsere Konsumquoten erreicht haben. Bei manchen Büchern macht man nur Stichproben, aber einige werden sehr sorgfältig geprüft. Ein gewisser Prozentsatz wird mit ultravioletten und infraroten Strahlen durchleuchtet, mit Röntgenapparaten und Radio-Isotopen und chromatographischen Geräten getestet und mit jeder anderen verdammten Methode, die der Mensch bisher erfunden hat.«

Moreys Stimme schwoll zu einem bebenden Crescendo an. »Wenn wir Glück haben und die Marken loskriegen, ohne erwischt zu werden, können wir nicht wagen, mehr als ein oder zwei Fälschungen zusammen mit einem Dutzend echter Marken zu benutzen. Das bedeutet also, daß du keinen Zwei-Monats-Vorrat gekauft hast, sondern einen Zwei-Jahres-Vorrat. Und da diese Dinger, wie dir zweifellos entgangen ist, nur für einen gewissen Zeitraum gelten und das Verfallsdatum aufgedruckt ist, werden wir wahrscheinlich nicht einmal die Hälfte verwenden können.«

Morey war aufgesprungen und stand nun drohend vor seiner Frau. »Was noch schlimmer ist – wir müssen jetzt sofort die Marken verkonsumieren, die du dem Kerl gegeben hast. Das bedeutet also, daß wir uns zwei Wochen lang mit doppelten Rationen abquälen müssen. Vom allerschlimmsten Aspekt habe ich bisher noch nicht gesprochen – gefälschte Marken sind verboten! Ich bin arm, Cherry. Ich lebe in den Slums, und das weiß ich auch. Ich muß noch schwer schuften, bevor ich so reich und respektiert und mächtig wie dein Vater sein werde – von dem ich übrigens bald nichts mehr hören möchte. Aber so arm ich auch bin, Cherry – bis jetzt habe ich noch nie gegen das Gesetz verstößen!«

Cherrys Tränen waren versiegt. Als Morey alles gesagt hatte, was es zu sagen gab, blickte sie mit bleichem Gesicht und trockenen Augen zu ihm auf. Er hatte sich völlig verausgabt. Sekundenlang erwiderte er Cherrys Blick, dann wandte er sich wortlos ab und stapfte aus dem Haus.

Stundenlang streifte er umher, ohne zu wissen, wohin er ging.

Was ihn schließlich zur Besinnung brachte, war ein Gefühl, das er schon seit einem Dutzend Jahren nicht mehr empfunden hatte. Es waren nicht die schwindenden Spuren seines Katers, die seinen Magen so seltsam quälten. Ganz plötzlich wurde ihm bewußt, daß er hungrig war – richtig hungrig.

Morey blickte sich um. Er war in der Altstadt, meilenweit von zu Hause entfernt, umgeben von zahllosen Menschen niederer Klassen. Die Gasse, in der er sich befand, war der abscheulichste Slum, den er je gesehen hatte. Chinesische Pagoden standen neben Rokokoimitationen der Kapellen rund um Versailles. Schnörkel verunzierten sämtliche Fassaden, an jedem Haus funkelten grelle Lichtreklamen.

Er entdeckte ein grell aufgemachtes Eßlokal namens »Bülie's emsige Budgetbiene«, ging über die Straße darauf zu, drängte sich durch den dichten Verkehr. Es war ein miserabler Abklatsch von einem Restaurant, aber das war Morey egal. Er fand einen Platz unter einer Topfpalme, möglichst weit entfernt von den

klingelnden Springbrunnen und dem Robot-Streichorchester, und bestellte, worauf er Lust hatte, ohne auf die Rationspreise zu achten. Als der Robotkellner lautlos davonglitt, gelangt Morey zu einer betrüblichen Erkenntnis – er hatte sein Rationierungsbuch nicht mitgenommen. Er stöhnte laut auf. Jetzt war es zu spät, um noch zu gehen, ohne einen Wirbel heraufzubeschwören.

Aber – so dachte er rebellisch – was machte eine unrationierte Mahlzeit mehr oder weniger schon für einen Unterschied?

Nach dem Essen fühlte er sich etwas besser. Er schob den letzten Bissen seiner Profiterole au Chocolat in den Mund, ohne das traditionelle Drittel der Portion auf dem Teller zurückzulassen, und bezahlte. Der Robotkassierer griff automatisch nach seinem Rationierungsbuch. Morey fühlte sich, zumindest für einen Augenblick, richtig großartig, als er sagte: »Keine Rationierungsmarken.«

Die Roboterkassierer sind nicht so konstruiert, daß sie Überraschung ausdrücken können, aber dieser versuchte es. Der Mann, der hinter Morey in der Schlange der Wartenden stand, hielt den Atem an und flüsterte deutlich hörbar: »Diese Shimmer!« Morey betrachtete es als Kompliment, und als er hinausging, hatte sich seine Laune erheblich gebessert.

Er fühlte sich sogar gut genug, um wieder nach Hause zu Cherry zu gehen. Morey dachte ein paar Minuten lang ernsthaft darüber nach. Nein, er würde ganz gewiß nicht den reuigen Sünder spielen, und Cherry war sicher nicht bereit, zuzugeben, daß sie einen Fehler gemacht hatte.

Außerdem würde sie jetzt schon schlafen, sagte sich Morey grimmig. Das war das Ärgerliche an Cherry – sie konnte immer sofort einschlafen. Sie verbrauchte nicht einmal ihre Schlafmittelquoten, obwohl Morey schon öfter mit ihr darüber gesprochen hatte. Natürlich war er so höflich und taktvoll gewesen, wie es sich für einen frischgebackenen Ehemann gehörte, und deshalb hatte sie wohl gar nicht begriffen, daß er sich beklagte. Nun, damit war jetzt Schluß.

In männlicher Entschlossenheit marschierte er durch die Straßen der Altstadt.

»He, Joe, willst du was Schönes erleben?«

Morey warf einen ungläubigen Blick auf den Mann. »Sie schon wieder!« schrie er.

Der kleine Mann starrte ihn überrascht an. Dann schien er Morey zu erkennen. »Ach ja! Wir haben uns heute morgen schon mal gesehen, was?« Er schnalzte bedauernd mit der Zunge. »Schade, daß Sie keine Geschäfte mit mir machen wollten! Ihre Frau war viel klüger. Natürlich hatte Sie mich ein bißchen verärgert, und deshalb mußte ich mit dem Preis raufgehen.«

»Sie Stinktier, Sie haben meine arme Frau übers Ohr gehauen! Wir beide werden jetzt mal in die nächste Station gehen und über die ganze Sache sprechen.«

Der kleine Mann kräuselte die Lippen. »So? Werden wir das?«

Morey nickte heftig. »Allerdings! Und ich werde Ihnen was sagen...«

Er brach ab, als sich eine große Hand auf seine Schulter legte.

Der gleichfalls große Mann, dem die Hand gehörte, sagte mit sanfter, kultivierter Stimme: »Belästigt dich der Gentleman, Sam?«

»Bisher nicht«, erwiderte der kleine Mann. »Aber vielleicht hat er das vor. Also bleib bitte hier.«

Morey schüttelte die Hand ab. »Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie mich einschüchtern können! Wir gehen jetzt zur Polizei!«

Sam schüttelteverständnislos den Kopf. »Meinen Sie das ernst? Sie wollen sich wegen dieser Bagatelle tatsächlich an die Polizei wenden?«

»Genau.«

Sam seufzte betrübt. »Was hältst du davon, Walter? Wie kann er seine Frau Gemahlin nur so behandeln? So eine reizende Dame!«

»Wovon reden Sie eigentlich?« fragte Morey, den man an einer empfindlichen Stelle getroffen hatte.

»Ich rede von Ihrer Frau«, erklärte Sam. »Ich bin zwar nicht verheiratet, aber wenn ich es wäre, würde ich ganz bestimmt nicht die Polizei verständigen, wenn meine Frau in eine kleine Gaunerei verwickelt wäre. Nein, Sir, ich würde versuchen, das selbst zu regeln. Soll ich Ihnen einen guten Rat geben? Sprechen Sie mal mit Ihrer Frau darüber. Machen Sie ihr klar, daß sie einen Fehler begangen hat...«

»Moment mal!« fiel ihm Morey ins Wort. »Würden Sie meine Frau da reinziehen?«

Der Mann breitete hilflos die Arme aus. »Also – *ich* würde das nicht tun, Kumpel. Sie hat sich ja selber reingeritten. An einem solchen Verbrechen sind immer zwei Leute beteiligt. Ich habe die Dinger verkauft. Das leugne ich nicht. Aber ich könnte sie nicht verkaufen, wenn ich nicht jemanden fände, der sie kauft. Klar?«

Morey starrte ihn finster an. Dann warf er dem großen Walter einen schnellen, abschätzenden Blick zu. Aber Walter war genauso groß, wie er ihn in Erinnerung hatte, also beschloß er, auf der Hut zu sein. Ein Gewaltakt kam nicht in Frage, die Polizei ebensowenig. Also blieb nur ein einziger, nicht sonderlich attraktiver Ausweg übrig – die Hoffnung, daß er dem Mann nicht mehr begegnen würde.

»Ich merke, daß Sie's begriffen haben«, sagte Sam. »Wie schön! Und nun kehre ich zu meiner ursprünglichen Frage zurück. Wollen Sie nicht was Schönes erleben, mein Freund? Sie sehen so aus, als ob Sie einiges auf dem Kasten hätten. Und Sie sehen so aus, als würden Sie sich für das Lokal interessieren, das ich zufällig kenne. Es ist ganz in der Nähe.«

»Sie sind also auch ein Spelunkenschlepper«, erwiderte Morey bitter. »Ich muß sagen, Sie haben viele Talente.«

Sam nickte. »Ja, das gebe ich zu. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das Markengeschäft nachts nicht so gut läuft, denn da wollen sich die Leute vor allem amüsieren. Und dabei

kann ich ihnen helfen, glauben Sie mir! Zum Beispiel das Lokal, das ich vorhin erwähnte habe – es heißt >Onkel Piggotty<...Ein ungewöhnlicher Schuppen, nicht wahr, Walter?«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, murmelte Walter.

Aber Morey hörte kaum zu. »Sagten Sie >Onkel Pigotty<?«

»Genau«, antwortete Sam.

Morey runzelte die Stirn und dachte nach. »Onkel Pigotty« – war dies das Lokal, von dem Rowland im Werk gesprochen hatte? Das könnte ganz interessant sein.

Während er noch überlegte, nahm Sam seinen einen Arm und Walter den anderen, und Morey merkte, daß er unwillkürlich seine Beine in Bewegung gesetzt hatte.

»Das wird Ihnen sicher Spaß machen«, versprach Sam liebenswürdig. »Und wegen heute morgen – nichts für ungut, mein Freund. Wenn Sie erst mal im >Pigotty< sind, werden Sie Ihren Ärger bald vergessen. Das ist ganz was Besonderes. Ich schwöre, wenn ich nicht an den Schuppen glauben würde, ich würde für das Geld, das die mir bezahlen, keine Gäste reinschleppen.«

»Willst du tanzen, Jack?« überschrie die Wirtin den Lärm, der an der Bar herrschte. Sie trat einen Schritt zurück, hob ihre Rüschenröcke auf Knöchelhöhe und führte einen komplizierten Neun-Step vor.

»Ich heiße Morey!« schrie Morey zurück. »Und ich will heute nicht tanzen – danke!«

Die Wirtin zuckte mit den Schultern, runzelte die Stirn und warf Sam einen vielsagenden Blick zu, dann tanzte sie davon.

Sam winkte dem Barkeeper. »Die erste Runde geht auf unsere Rechnung«, erklärte er Morey. »Danach werden wir Ihnen nicht mehr auf den Wecker fallen. Es sei denn, Sie bitten uns darum. Na, gefällt's Ihnen hier?« Morey zögerte, aber Sam erwartete keine Antwort. »Nette Kaschemme!« schrie er und nahm den

Drink, den der Barkeeper vor ihn auf die Theke gestellt hatte.
»Bis später, Freund.«

Sam und der große Mann gingen davon. Morey blickte ihnen unsicher nach, dann fügte er sich in sein Schicksal. Jetzt war er nun mal hier, also konnte er sich auch ein Gläschen genehmigen – wenigstens eins. Er griff nach dem Drink, den Sam für ihn bestellt hatte, dann blickte er sich um.

»Onkel Piggotty« war eine drittklassige Spelunke, die sich zumindest teilweise als exklusiver Country Club herausgeputzt hatte. Die Theke sah aus, als wäre sie aus echten, zusammengegenagelten Holzbrettern, aber durch die Löcher in der dünnen Holzschicht sah Morey das Plastik durchschimmern. Was auf den ersten Blick wie Leinen vorhänge aussah, war in Wirklichkeit synthetisches Zeug.

Auf der kleinen Bühne lief gerade eine Show, der aber kaum jemand Beachtung schenkte. Morey spitzte eine Zeitlang die Ohren und versuchte den Conferencier zu verstehen, gab es aber sofort wieder auf, als er merkte, daß die Witze unterhalb der Gürtellinie anzusiedeln waren. Ein paar gelangweilte Mädchen hüpfen herum, in langen Rüschenhosen und durchsichtigen BHs. Morey war fast sicher, daß eine der Damen die Wirtin war, die ihn vorhin zum Tanzen aufgefordert hatte.

Neben ihm deklamierte ein Mann einer Frau, die ihre erste Jugend bereits hinter sich hatte, mit sonorer Stimme ins Ohr:

*Ich zerschmetterte den riesigen Felsen, yahoo!
Ich ließ das ungeheure Gewölbe einstürzen, Bully Boy!
Ich zerriß den zerklüfteten Berg...*

»He Morey!« unterbrach sich der Mann. »Was machen Sie denn hier?«

Er drehte sich noch weiter herum, und Morey erkannte ihn. »Hallo, Rowland«, sagte er. »Ich hatte heute abend zufällig Zeit, und – eh – da dachte ich...«

Howland kicherte. »Da ist Ihre Frau aber viel großzügiger als meine Verflossene. Bestellen Sie sich einen Drink auf meine Kosten, Junge!«

»Danke, aber ich hatte schon einen«, erwiderte Morey.

Die Frau warf ihm einen Tigerblick zu und fragte: »Warum hast du denn aufgehört, Everett? Das war eins deiner schönsten Gedichte.«

»Oh, ich glaube, Morey hat meine Werke schon mal gehört. Morey, ich möchte Ihnen eine sehr schöne und sehr talentierte junge Dame vorstellen – Tanaquil Bigelow. Morey arbeitet bei mir im Büro, Tan.«

»Offensichtlich«, sagte Tanaquil Bigelow mit frostiger Stimme, und Morey zog hastig die Hand zurück, die er ausgestreckt hatte.

Das Gespräch stockte. Die Frau war kalt und abweisend, Howland entspannt und geistesabwesend. Morey fragte sich, ob es wirklich eine so gute Idee gewesen war, hierherzugehen. Er winkte, um das Elektronenauge des Robot-Barkeepers auf sich zu lenken, bestellte eine Runde für alle drei und nahm höflich die Marken aus Rowlands Rationierungsbuch. Als die Drinks serviert wurden und Morey sich zu der Auffassung durchgerungen hatte, daß es doch keine gute Idee gewesen war, taute die Frau plötzlich auf.

»Sie sehen wie ein Mann aus, der zu denken pflegt, Morey«, sagte sie, »und ich unterhalte mich gern mit solchen Männern. Offengestanden, Morey – Ich habe einfach keine Geduld mit diesen stupiden bornierten Männern, die den ganzen Tag in ihren Büros sitzen und jeden Abend ihr Dinner essen und wie die Wilden konsumieren. Was haben Sie denn davon? Ich sehe Ihnen an, daß Sie mich verstehen. Das ganze ist nichts weiter als ein irrer Konsumrausch – von der Wiege bis zum Grab! Und wer ist schuld daran? Die Roboter!«

Eine schwache Spur von Besorgnis begann sich auf Howlands entspanntem Gesicht zu zeigen. »Tan!« sagte er tadelnd. »Morey interessiert sich nicht besonders für Politik.«

Politik, dachte Morey. Nun das war zumindest ein Anhaltpunkt. Als die Frau gesprochen hatte, war er von dem schwinderregenden Gefühl erfaßt worden, selbst einer der Bälle in der Spielmaschine zu sein, die er für Bradmoor entworfen hatte. Wenn er ihr noch eine Weile zuhörte, könnte er ein paar wertvolle Anregungen für sein nächstes Design bekommen, was Spielzüge, Kurven und Hindernisse betraf.

»Aber nein, bitte sprechen Sie nur weiter, Miß Bigelow – das interessiert mich sehr«, sagte er, und das war mehr als nur eine Halbwahrheit.

Sie lächelte, dann verwandelte sich ihr Gesicht abrupt in eine furchterregende Grimasse. Morey zuckte zusammen, aber diese Miene war offenbar nicht ihm zugeschrieben. »Diese Roboter!« zischte sie. »Die sollen doch für uns arbeiten, nicht wahr? Ha! Wir sind ihre Sklaven. Wollen Sie sich nicht unserer Bewegung anschließen und frei sein, Morey?«

Morey verschanzte sich hinter seinem Drink und machte eine ausdrucksvolle Geste mit seiner freien Hand. Was er damit ausdrücken wollte, wußte er allerdings nicht, denn er war völlig verwirrt. Aber die Frau schien sich damit zufriedenzugeben.

»Wußten Sie, daß in den vergangenen fünf Jahren und vier Monaten über drei Viertel der Bevölkerung Nervenzusammenbrüche hatten?« rief sie anklagend. »Daß mehr als die Hälfte in ständiger psychiatrischer Behandlung sind? Dabei geht es nicht um einfache Neurosen, wie sie mein Mann und Howland und Sie haben, sondern um Psychosen. So wie ich eine habe. Wußten Sie das? Wußten Sie, daß zehn Prozent der Bevölkerung manisch depressiv sind, einunddreißig Prozent schizoid – und daß achtunddreißig Prozent an einer Kombination mehrerer psychogener Störungen leiden und vierundzwanzig...«

»Moment mal, Tan!« fiel Howland ihr ins Wort. »Du redest zuviel von Prozenten. Fang noch mal von vorn an.«

»Ach, zum Teufel!« sagte die Frau verdrossen. »Ich wünschte, mein Mann wäre hier. Der kann sich viel besser ausdrücken als ich.« Sie leerte ihr Glas. »Da Sie ja offenbar in Geberlaune sind,

könnten Sie uns noch einen Drink spendieren, Morey. Aber diesmal mit meinem Rationierungsbuch!«

Morey gehorchte. Das war das Nächstliegende, was er in seiner Verwirrung tun konnte. Als die Gläser wieder leer waren, gab er noch eine Runde mit Rowlands Buch aus.

Anscheinend gehörten diese Frau und ihr Mann und möglicherweise auch Howland irgendeinem Anti-Roboter-Verein an. Morey hatte schon von diesen Dingen gehört. Diese Gruppen hatten einen quasilegalen Status, sie wurden weder gebilligt noch verboten, aber er war noch nie zuvor mit den Leuten in Berührung gekommen. Er erinnerte sich an seinen Haß, der bei der Psychodrama-Sitzung so qualvoll wiederbelebt worden war, und er dachte, daß er vielleicht auch zu den Anti-Roboter-Gruppen gehörte. Aber ihre Prinzipien waren ihm unklar, und so stellte er einige Fragen, die Tanaquil bereitwillig beantwortete, ohne daß Morey viel klüger wurde.

Schließlich gab sie es auf und machte sich auf die Suche nach ihrem Mann, während Rowland und Morey weitere Drinks verkonsumierten, wobei es darum ging, wer die nächste Runde ausgeben sollte. Sie befanden sich bereits im Stadium des angehenden Vollrausches und würden es morgen bitter bereuen, denn einer stellte dem anderen sein Rationierungsbuch zur Verfügung. Morey dachte unbehaglich an sein eigenes Buch. Rowland hielt sich auf seine Kosten schadlos, aber es geschah ihm ganz recht. Warum hatte er auch sein Buch vergessen?

Die Frau kam mit dem großen Mann zurück, den Morey bereits als Freund des guten Sam kennengelernt hatte, des Fälschers und Spelunkenschleppers und Altstadthais.

»Wie klein die Welt doch ist!« dröhnte Walter Bigelow und quetschte Morey's Finger nur ganz leicht in seiner großen Pranke. »Meine Frau hat mir erzählt, daß Sie sich für die Philosophie interessieren, die unserer Bewegung zugrundeliegt, Sir. Ich würde sehr gern mit Ihnen darüber diskutieren. Am besten fangen wir gleich an, Sir. Haben Sie schon mal über das Prinzip der Zweiheit nachgedacht?«

»Warum...«, begann Morey.

»Sehr schön«, sagte Bigelow höflich, räusperte sich und deklamierte:

*Im Taiki hat es begonnen,
Hell wie eine Explosion der Sonnen,
Teilte sich der strahlende Spiralenwirbel in Frau und Mann.
Und damit fing alles an.
Yang
Und Yin.*

Er zuckte leicht verlegen mit den Schultern. »Das war nur die erste Strophe. Ich weiß nicht, ob Sie daraus schlau geworden sind.«

»Hm – nein«, gab Morey zu.

»Jetzt kommt die zweite Strophe«, erklärte Bigelow.

*Hegel sah es klar und hell.
Auch Marx erkannte es blitzschnell.
Er blickte über die Schulter, und da war es zu sehen
Wie sie sich von oben nach unten drehen:
Yang
Und Yin.*

Er machte eine erwartungsvolle Pause.

»Ich – eh...«, sagte Morey.

»Sonnenklar, nicht wahr?« rief Bigelows Frau. »Oh, wenn die anderen Leute es doch auch so schnell begreifen würden wie Sie, Morey. Der Untergang durch den Roboter, die Rettung vor dem Roboter... Hunger und Übersättigung... Es geht immer um das Prinzip der Zweiheit.«

Bigelow klopfte Morey auf die Schulter. »Die nächste Strophe wird es Ihnen noch deutlicher vor Augen führen. Sie ist wirklich großartig. Ich sollte das natürlich nicht sagen – aber sie ist ebenso Rowlands Werk wie das meine.« Morey warf Rowland einen kurzen Blick zu, aber der zog es vor, in die andere Richtung zu schauen. »Dritte Strophe!« verkündete Bigelow.

»Das ist eine schwierige Strophe, weil sie so lang ist, also passen Sie bitte gut auf.«

Gerechtigkeit, beweg deine blinden Waagschalen! Die eine erhebt sich, die andere muß fallen...

»Rowland«, unterbrach er sich, »bist du dir auch ganz sicher, daß dieser Reim stimmt? Ich stolpere immer wieder darüber. Nun, machen wir weiter...«

Wird A schwerer, wird B leichter – o weh!

Trotzdem ist A der Partner von B.

Außerdem die Zweiheit besteht

In der gleichmäßigen Elektrizität.

Zeichnet den Strom, den reißenden,

In Sinuswellen, in gleißenden.

Wild tanzen die Wellen, fallen und steigen.

Doch sie bilden nur Zahlen, die der Null sind eigen.

Sinuswellen und Waagschalen – alles, was besteht,

Beruht auf Reziprozität.

Männlich und weiblich – dunkel und licht.

Von diesem Prinzip auch Noahs Arche spricht:

Yang und Yin!

»Liebster!« kreischte Bigelows Frau. »So schön hast du das noch nie vorgetragen.«

Applaus klang auf, und Morey merkte erst jetzt, daß die Hälfte der anderen Gäste verstummt war, um Bigelow zu lauschen, der anscheinend in diesem Lokal wohlbekannt war.

»So etwas habe ich noch nie gehört«, sagte Morey mit schwacher Stimme.

Zögernd wandte er sich an Howland, der prompt rief: »Noch einen Drink! Den können wir jetzt alle gut vertragen!«

Sie tranken und bezahlten mit Marken aus Bigelows Buch.

Morey nahm Rowland beiseite und fragte: »Sagen Sie mal, sind diese Leute verrückt?«

Howland war sichtlich pikiert. »Nein. Natürlich nicht.«

»Bedeutet dieses Gedicht denn irgendwas? Hat dieses Zweiehungsprinzip irgendeine Bedeutung?«

Howland zuckte mit den Schultern. »Wenn es für die beiden eine Bedeutung hat – dann hat es auch eine Bedeutung. Das sind Philosophen, Morey. Sie sehen tief hinein in das Innerste der Dinge. Ich weiß nicht, womit ich es verdient habe, daß sie mich als Freund betrachten.«

Sie bestellten noch weitere Drinks, die natürlich mit Howlands Marken bezahlt wurden.

Morey zog Walter Bigelow in eine stille Ecke. »Lassen wir die Zweiehigkeit mal für einen Augenblick beiseite. Wie ist das nun mit den Robotern?«

Bigelow sah ihn mit großen, runden Augen an. »Haben Sie das Gedicht denn nicht verstanden?«

»Natürlich habe ich es verstanden. Aber erklären Sie mir's mal in einfachen Worten, damit ich es auch meiner Frau erzählen kann.«

Bigelow strahlte. »Es geht um die Dichotomie der Roboter. Das ist wie bei der kleinen Salzmühle, die sich ein kleiner Junge wünscht – sie spuckt Salz aus und noch mal Salz und immer mehr Salz. Natürlich braucht er Salz – aber so viel Salz auch wieder nicht. Whitehead drückt das glasklar aus...«

Sie bestellten noch eine Runde.

Morey stand schwankend vor Tanaquil Bigelow und lallte: »Hören Sie mal, Mrs. Walter Tanaquil Bulldozer Bigelow – hören Sie mir mal zu...«

Sie grinste ihn zutraulich an. »Braunes Haar«, sagte sie träumerisch.

Morey schüttelte heftig den Kopf. »Kümmern Sie sich nicht um mein Haar – kümmern Sie sich nicht um das Gedicht. Hören Sie mal – können Sie mir bitte in prä-zi-sen, simplen Worten erklären, was mit unserer Welt nicht stimmt.«

»Es gibt nicht genug braune Haare«, erwiderte sie prompt.

»Lassen Sie doch meine Haare aus dem Spiel!«

»Okay«, sägte sie gutmütig. »Es gibt zu viele Roboter. Zu viele Roboter, die zu viele Sachen machen.«

»Ha! Jetzt hab ich's verstanden!« rief Morey triumphierend.

»Wir müssen also die Roboter loswerden.«

»O nein! Nein! Nein! Nein! Dann hätten wir nichts mehr zu essen! Heutzutage ist alles mechanisiert. Wir können die Roboter nicht abschaffen, wir können auch die Produktion nicht verringern, denn dann würden wir sterben. Ein Produktionsstop würde einen schnellen Tod bedeuten, eine Produktionsverringerung einen langsamen. Das Prinzip der Zweiheit ist das Konzept, das alle diese Probleme...«

»Nein!« unterbrach er sie hastig. »Was sollen wir also tun?«

»Was wir tun sollen? Das kann ich Ihnen sagen, wenn Sie es hören wollen.«

»Dann sagen Sie's!«

»Wir sollten... Hick!« Tanaquil sah ihn leicht vorwurfsvoll an.
»Wir sollten – hick! – endlich wieder was trinken.«

Er bestellte zwei Drinks und ließ sie natürlich galant bezahlen. Und sie stritt ganz undamenhaft mit dem Barkeeper, der nach ihrer Meinung zu wenig Marken verlangte.

Morey versuchte es, obwohl er kein standfester Trinker war. Er bemühte sich wirklich sehr.

Und er bezahlte auch den Preis dafür. Denn eine ganze Weile, bevor seine Gliedmaßen aufhörten, sich zu bewegen, begann sein Verstand zu streiken. Blackout. Oder fast ein Blackout, denn später konnte er sich immerhin an ein Kaleidoskop aus Leuten und Räumen und Dingen erinnern. Howland war da, betrunken wie ein Stinktier, ganz schamlos betrunken, hatte Morey sich gedacht, als er vom Boden aus zu ihm hinaufgeblickt hatte. Daran konnte er sich später sogar noch erinnern. Die Bigelows

waren da. Seine Frau Cherry war da, besorgt und amüsiert zugleich. Und seltsamerweise war auch Henry da.

Es war sehr, sehr schwer, das alles zu rekonstruieren. Morey opferte diesem Bemühen einen ganzen verkaterten Vormittag. Aus irgendeinem Grund war es wichtig, alles zu rekonstruieren. Aber Morey konnte sich nicht einmal mehr erinnern, was das für ein Grund war. Und schließlich gab er es auf und vermutete, daß er weder das Rätsel der Zweiheit gelöst noch herausgefunden hatte, ob Tanaquil Bigelows bemerkenswerte Figur echt war oder nicht.

Aber er wußte wenigstens, daß er am Morgen in seinem eigenen Bett erwacht war, ohne auch nur zu ahnen, wie er hineingekommen war. Seine Erinnerungen waren ziemlich lückenhaft. Zumindest wußte er nichts, was in die richtige chronologische Reihenfolge oder zu dem Ereignis gepaßt hätte, das nach dem elften Drink passiert war, als er Armin Arm mit Howard eine neue Strophe auf die Zweiheit gedichtet, die Melodie eines alten Marschliedes plagiiert und lauthals in den vollen Barraum gebrüllt hatte:

*Auch im Kühlschrank unserer heutigen Zeit
Erblicken Sie eine Zweiheit.*

*Sie müssen Ihr Haus heizen und isolieren.
Und dann müssen Sie Ihr Essen einfrieren.
Die Elektrospulen werden feucht durch das Eis.*

*Durch Nickelchrom wird der Kasten wieder heiß.
Haben Sie's begriffen? Heiß und Kalt!*

*Diese Story ist uralt. Riesengroß steht es im All geschrieben:
O Zweiheit, du bist stets gleich geblieben!*

*Yang
Und Yin!*

Jedenfalls hatte er gestern geglaubt, daß das irgendeine Bedeutung hatte.

Wenn der Alkohol Moreys Augen geöffnet und ihm klargemacht hatte, daß es eine Zweiheit gab, dann war der Alkohol vielleicht genau das, was er brauchte.

Man konnte es ja auch Dichotomic nennen, wenn dieses Wort hübscher klang. Es war eine Art Kampf zwischen zwei Gegenteilen, ein Kampf zweier unermüdlicher Läufer in einem ewigen Wettrennen. Da gab es den Kühlschrank im Haus, die kalte Luft, das Blubbern der warmen Luft im geheizten Haus, das Blubbern der kalten Luft im Kühlschrank, das kurze Blubbern der heißen Luft, die den ganzen Kram abtaut. Man könnte die Hitze Yang nennen und die Kälte Yin – wenn man so wollte. Yang überwältigt Yin, dann wird Yang von Yin überwältigt, dann Yin von Yang, dann...

Man könnte auch andere Namen verwenden. Man könnte Yin als Mund bezeichnen und Yang als Hand.

Wenn die Hand ruht, wird der Mund verhungern. Wenn der Mund nicht ißt, wird die Hand sterben. Yang, die Hand, bewegt sich schneller.

Yin will nicht zurückstehen.

Und dann könnte man Yang mit einem Roboter gleichsetzen.

Und sich daran erinnern, daß eine Pipeline zwei Enden hat.

Wie jeder Amateurtrinker wappnete sich Morey, um den Konsequenzen seines Tuns gewachsen zu sein – und stellte verwirrt fest, daß es gar keine Konsequenzen gab.

Cherry setzte ihn in höchstes Erstaunen. »Du warst so komisch«, sagte sie kichernd. »Und so *romantisch* – also, ehrlich...«

Zitternd trank er seinen Frühstückskaffee.

Die Mitarbeiter im Büro kreischten und schlügen ihm auf die Schulter. »Rowland hat uns erzählt, daß Sie einen draufgemacht haben, Junge!« schrien sie alle im mehr oder weniger gleichen Wortlaut. »He, hört mal, was Morey gemacht hat! Er ist in die Stadt gegangen, um einen draufzumachen, und hat nicht einmal sein Rationierungsbuch mitgenommen!«

Sie fanden das wahnsinnig lustig.

Aber seltsamerweise klappte alles großartig. Cherry war offenbar in sich gegangen und hatte beschlossen, sich zu bessern. Sicher, sie hätte es immer noch, abends auszugehen, und Morey konnte niemals beobachten, daß sie sich zwang, mehr Essen in sich hineinzuschlingen, als sie verkraften konnte, oder ungeliebte Spiele zu spielen. Aber als er eines Nachmittags die Vorratskammer inspizierte, stellte er zu seinem ungläubigen Entzücken fest, daß sie mit ihren Rationsquoten gut im Rennen waren. Manche Lebensmittel waren ihüen schon ausgegangen, und da standen sogar einige Sachen, die sie erst im nächsten Monat kaufen müßten.

Cherry hatte die gefälschten Marken nicht angerührt, denn die hatte er hinter einer Wärmeplatte gefunden und stillschweigend verbrannt. Er überlegte, auf welche Weise er ihr Komplimente machen sollte, dann beschloß er, zunächst noch vorsichtig zu sein. Sie war sehr empfindlich, was dieses Thema betraf, also wollte er es vorerst dabei bewenden lassen.

Und seine Tugend wurde reichlich belohnt.

Wainwright bat ihn mit strahlendem Lächeln in sein Büro. »Morey, es gibt wunderbare Neuigkeiten! Wir alle haben Ihre Arbeit zu schätzen gewußt und waren auch in der Lage, das aufgreifbarere Weise zu zeigen als durch Komplimente. Ich wollte Ihnen nichts sagen, solange ich nichts Definitives wußte, aber – Ihr Status wurde vom Klassifikationsbüro und vom Rationierungsbüro überprüft. Morey – Sie haben die vierte Subklasse verlassen!«

Morey, der sein Glück kaum fassen konnte, fragte mit bebenden Lippen: »Dann bin ich jetzt also ein Vollmitglied der vierten Klasse?«

»Sie gehören der *fünften* an, Morey, der *fünften!* Wenn wir was machen, dann machen wir's gleich richtig. Wir baten um eine Sondergenehmigung, und die haben wir bekommen. Wir dürfen Ihnen gestatten, eine ganze Klasse zu überspringen.« In schöner Ehrlichkeit fügte Wainwright hinzu: »Natürlich ist das nicht nur unser Verdienst. Mit ihrem beispielhaften Konsumverhalten

haben Sie auch eine Menge dazu beigetragen. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie es schaffen würden.«

Morey mußte sich setzen. Was Wainwright sonst noch sagte, entging ihm, aber es war sicher nicht besonders wichtig. Er floh aus dem Büro, wich ein paar Mitarbeitern aus, die ihm gratulieren wollten, und stürzte zum Telefon.

Cherry war ebenso aus dem Häuschen wie Morey. »O Liebling!« war alles, was sie hervorbrachte.

»Ohne dich hätte ich das nie geschafft!« sprudelte er hervor. »Das hat Wainwright auch gesagt – er hat gesagt, wenn wir nicht so phantastisch konsumiert hätten, wäre das Klassifikationsbüro nie auf uns aufmerksam geworden. Ich wollte dir das schon lange sagen – aber ich fand einfach nicht die richtigen Worte. Jedenfalls wußte ich es zu würdigen und... Hallo?« Am anderen Ende der Leitung war es seltsam still. »Hallo?« wiederholte er besorgt.

Cherrys Stimme war leise und gepreßt. »Morey Frey, du bist niederträchtig. Ich wünschte, du hättest diesen schönen Tag nicht so verdorben.« Und damit legte sie auf.

Morey starnte mit offenem Mund auf den Apparat.

Howland tauchte kichernd hinter ihm auf. »Frauen!« sagte er. »Versuchen Sie nur ja nie, die Frauen zu verstehen! Aber wie dem auch sei – herzlichen Glückwunsch, Morey.«

»Danke«, murmelte Morey.

Howland hustelte. »Eh – übrigens, Morey – da Sie jetzt sozusagen ein großes Tier sind – Sie werden sich doch nicht verpflichtet fühlen, Wainwright irgendwas von dem Unsinn zu erzählen, den ich vielleicht verzapft habe, als...«

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Morey, der ihm gar nicht zugehört hatte, und schob sich an ihm vorbei. Verzweifelt überlegte er, ob er Cherry noch einmal anrufen oder ob er nach Hause fahren und sie fragen sollte, was er denn Falsches gesagt

hatte. Natürlich wußte er es ohnehin. Er hatte ihren wunden Punkt berührt.

Außerdem erinnerte ihn das diskrete Ticken seiner Armbanduhr an den wöchentlichen Termin bei den Psychiatern, der immer näherrückte.

Morey seufzte. Gott gibt und Gott nimmt. Gesegnet sei der Tag, wo einem nur schöne Dinge widerfahren...

Würde so ein Tag jemals anbrechen?

Die Sitzung war eine Katastrophe. Aber er hatte schon viele üble Sitzungen erlebt. In letzter Zeit flüsterten die Ärzte immer öfter miteinander, unterbrachen die Therapie mit Diskussionen, von denen er ausgeschlossen wurde, stocherten und tasteten im dunkeln herum, statt sich der präzisen psychischen Behandlungsmethode zu bedienen, an die er gewöhnt war. Irgendwas stimmt da nicht, dachte er.

Und er sollte recht behalten. Semmelweiss bestätigte es ihm, als er zur Gruppensitzung kam. Nachdem die anderen Ärzte hinausgegangen waren, führte Semmelweiss ein privates Gespräch mit Morey, opferte ihm seine kostbare Zeit, ohne ein Extrahonorar zu verlangen. Und daraus ersah Morey, wie wichtig das Problem war.

»Morey, Sie verschweigen uns irgend etwas«, sagte Semmelweiss.

»Aber nicht mit Absicht, Doktor«, erwiderte Morey ernsthaft.

»Wer weiß schon, was Sie Beabsichtigen? Irgendein Teil von Ihnen beabsichtigt jedenfalls, irgend etwas zu verheimlichen. Wir sind ziemlich tief in Ihre Seele eingedrungen, und dabei haben wir ein paar wichtige Dinge gefunden. Die Erforschung des menschlichen Geistes verläuft ungefähr so, als würde man Kundschafter in ein Kannibalenland schicken. Man kann die Kannibalen nicht sehen, Morey – erst wenn es zu spät ist. Aber wenn man einen Kundschafter in den Dschungel schickt und wenn er am anderen Ende nicht herauskommt, kann man annehmen, das ihm irgend etwas den Weg versperrt hat. In

unserem Beispiel würden wir das Hindernis als >Kannibale< bezeichnen. Im menschlichen Gehirn ist das Hindernis ein sogenanntes Trauma. Wir müssen herausfinden, was das für ein Trauma ist und welche Wirkung es auf das Verhalten des Patienten ausübt.«

Morey nickte. Das war ihm alles geläufig, aber er hatte keine Ahnung, worauf Semmelweiss hinauswollte.

Der Doktor seufzte. »Wenn man Traumata heilen, die psychischen Sperren durchdringen und die Hemmungen abbauen will, stehen wir vor dem Problem, das uns Psychiatern immer wieder die Arbeit erschwert – wir können es uns nicht erlauben, unsere Sache zu gut zu machen. Ein gehemmter Mensch ist einer starken Belastung ausgesetzt. Wir versuchen, ihm die Last zu erleichtern. Aber wenn wir einen vollkommenen Erfolg erzielen, wenn der Mensch überhaupt keine Hemmungen mehr hat, wird er zum Verbrecher, Morey. Hemmungen sind oft eine gesellschaftliche Notwendigkeit. Nehmen wir einmal an, ein Durchschnittsmensch hätte nicht die geringsten Hemmungen, irgend etwas sinnlos zu verschwenden. Sie wissen, daß so etwas passieren kann. Angenommen, er weigert sich, seine Rationsquoten auf gesetzliche, verantwortungsbewußte Weise zu konsumieren, und steckt statt dessen sein Haus in Brand oder wirft sein Essen in den Fluß. Wenn sich nur ein paar Individuen so verhalten, können wir sie individuell behandeln. Aber wenn eine Seuche daraus wird, wäre dies das Ende unserer Gesellschaftsordnung. Denken Sie doch einmal an die Berichte über asoziales Verhalten, die Sie täglich in den Zeitungen finden. Ein Mann schlägt seine Frau. Eine Frau verwandelt sich in eine Harpye. Ein junger Bursche zertrümmert Fensterscheiben. Ein Ehemann verkauft gefälschte Marken auf dem Schwarzmarkt. Alle diese Fälle weisen auf eine grundlegende Hemmungsschwäche hin, die das wichtigste asoziale Phänomen begünstigt – das Konsumversagen.«

»Das ist nicht fair, Doktor!« stieß Morey entrüstet hervor. »Das ist schon viele Wochen her! Klar, wir waren ein bißchen in Verzug geraten. Aber heute bin ich vom Klassifikationsbüro...«

»Warum denn so heftig, Morey?« unterbrach ihn der Doktor mit sanfter Stimme. »Ich habe doch nur eine ganz allgemeine Bemerkung gemacht.«

»Es ist doch wohl verständlich, daß ich mich wehre, wenn ich beschuldigt werde.«

Semmelweiss zuckte mit den Schultern. »Wir *beschuldigen* unsere Patienten nicht. Wir versuchen ihnen zu helfen, mit ihrem Seelenleben klarzukommen.« Er zündete sich eine Zigarette an und gab Morey damit zu verstehen, daß die Sitzung beendet war. »Denken Sie bitte darüber nach. Wir sehen uns nächste Woche wieder.«

Cherry war beherrscht und unnahbar. Sie küßte ihn nur flüchtig, als er nach Hause kam. »Ich habe Mutter angerufen und ihr die erfreulichen Neuigkeiten mitgeteilt. Sie will mit Dad herkommen. Dann können wir das Ereignis gemeinsam feiern.«

»Hm – ja«, sagte Morey. »Liebling, warum warst du denn so sauer am Telefon?«

»Sie werden gegen sechs hier sein.«

»Ja, ja... Was habe ich denn gesagt? Bist du böse, weil ich von den Rationen gesprochen habe? Wenn du in diesem Punkt so empfindlich bist... Ich schwöre dir, daß ich nie mehr davon sprechen werde.«

»Ich bin sehr empfindlich, Morey.«

»Es tut mir leid«, sagte er verzweifelt. »Ich wollte doch nur...«

Dann hatte er eine bessere Idee. Er küßte sie.

Cherry war zuerst passiv, aber nicht lange. Als er aufhörte, sie zu küssen, stieß sie ihn weg, und dabei kicherte sie doch tatsächlich. »Ich muß mich fürs Dinner umziehen.«

»Natürlich. Aber ich wollte nur...«

Sie legte einen Finger auf seine Lippen.

Er ließ sie gehen und fühlte sich etwas besser, als er in die Bibliothek schlenderte. Die Nachmittagszeitungen lagen bereit.

Morey setzte sich und begann sie gewissenhaft zu lesen, eine nach der anderen. Als er in der Mitte der *World-Telegramm-Sun-Post-and-News* angelangt war, läutete er nach Henry.

Morey hatte bereits das Feuilleton des *Times-Herald-Tribune-Mirror* gelesen, als der Roboter erschien.

»Warum hast du so lange gebraucht?« fragte Morey. »Wo sind denn die ganzen Roboter?«

Roboter stammeln und stottern nicht, aber es entstand eine deutlich erkennbare Pause, bevor Henry sagte: »Unten, Sir. Brauchen Sie die Roboter?«

»Nun, eigentlich nicht. Ich habe mich nur gewundert, weil ich sie nirgends gesehen habe. Bring mir was zu trinken.«

Henry zögerte. »Scotch, Sir?«

»Vor dem Dinner? Bring mir einen Manhattan!«

»Der Vermouth ist uns ausgegangen, Sir.«

»Ausgegangen? Würdest du mir bitte sagen, wie das möglich ist?«

»Er wurde getrunken, Sir.«

»Aber das ist doch lächerlich!« stieß Morey hervor. »Der Alkohol ist uns noch nie im Leben ausgegangen – das weißt du sehr gut. Großer Gott, wir haben doch erst gestern eine neue Ration gekauft, und ich habe sicher nicht...«

Er brach ab, und als er Henry anstarnte, lag plötzlich nacktes Entsetzen in seinen Augen.

»Was haben Sie sicher nicht, Sir?« fragte der Roboter.

Morey schluckte. »Henry – habe ich etwas – etwas getan, was ich nicht tun sollte?«

»Wenn es so wäre, würde ich es bestimmt nicht wissen, Sir. Es steht mir nicht zu, Ihnen zu sagen, was Sie tun und lassen sollen.«

»Natürlich nicht«, stimmte Morey bekloffen zu.

Er saß stocksteif da, starrte hoffnungslos ins Leere und erinnerte sich. Die Erinnerung war ihm keineswegs angenehm.

»Henry«, sagte er, »komm, wir gehen hinunter. Jetzt gleich.«

Es war Tanaquil Bigelows Bemerkung über die Roboter gewesen. *Es gibt zu viele Roboter – sie machen zu viele Sachen...*

Das hatte ihn auf eine Idee gebracht. Und diese Idee trug in seinem Haus Früchte. Als er betrunken und nicht so gehemmt gewesen war wie sonst, hatte er das Problem klar erkannt, und auch die Lösung war ihm offensichtlich erschienen.

Traurig und besorgt blickte er sich um. Sein eigener Roboter, der Befehle befolgte, die er ihm vor Wochen gegeben hatte.

»Sie haben gesagt, daß wir es tun sollen, Sir«, erklärte Henry.

Morey stöhnte. Er beobachtete eine Szene von unvergleichlicher Aktivität, die ihm Schauer über den Rücken jagten.

Da war der Robot-Kammerdiener, emsig beschäftigt, mit ausdruckslosem Kupfergesicht. In Moreys Sport-Knickers und Moreys Golfschuhen drosch er feierlich einen Ball gegen die Wand, hob ihn auf, brachte ihn in die Ausgangsstellung, schlug ihn wieder an die Wand. Immer wieder. Mit Moreys Golfschläger. Bis der Ball zerfetzt war und durch einen neuen ersetzt werden mußte. Der Griff des Schlägers war schon verbogen, der Sportdress platzte aus allen Nähten.

»Mein Gott!« sagte Morey mit hohler Stimme.

Da waren die Robot-Hausmädchen, exquisit gekleidet, in Cherrys besten Roben, gingen auf und ab in zierlichen, schmalen Schuhen, setzten sich, standen wieder auf, bückten sich und drehten sich. Die Küchen- und Bedienungsroboter bereiteten dionysische Mahlzeiten zu.

Morey schluckte. »Ihr – ihr macht das schon die ganze Zeit, nicht wahr?« sagte er zu Henry. »Nur deshalb sind wir auf das erforderliche Quotenquantum gekommen.«

»O ja, Sir. Wir haben alle Ihre Befehle befolgt.«

Morey mußte sich setzen. Einer der Bedienungsroboter rückte ihm höflich einen Stuhl zurecht, den sie von oben heruntergeholt hatten, um ihren Aufgaben gerecht werden zu können.

Verschwendung...

Morey schmeckte das Wort auf den Lippen.

Verschwendung...

Man darf keine Dinge verschwenden. Man muß sie aufbrauchen. Und wenn es nötig ist, muß man sich selber an den Rand des Zusammenbruchs treiben – aber man muß alles aufbrauchen. Jeder Atemzug muß eine Last sein und jede Stunde, die dem hemmungslosen Verbrauch geweiht ist, eine Qual – bis man durch fleißiges Konsumieren und/oder beruflichen Erfolg in die nächsthöhere Klasse aufrückt, wo man dann nicht mehr so krampfhaft konsumieren muß...

Wenn das Rationierungsbüro das alles herausfindet.... dachte Morey voller Angst.

Aber man hatte es noch nicht herausgefunden, und es würde vielleicht noch einige Zeit dauern, bis man es merkte, denn die Menschen gehen niemals in die Robotquartiere. Das war zwar nicht gesetzlich verboten und auch kein Tabu, aber es bestand kein Grund dazu. Wenn irgendwelche Defekte auftauchten, was nur selten geschah, kamen die Robot-Instandhaltungs- oder -Reparaturteams ins Haus und brachten alles wieder in Ordnung. Meist wußten die Menschen gar nicht, daß etwas kaputt gewesen war, denn die Roboter benutzten ihre GZR-Funkgeräte, um sich untereinander zu verständigen, und alles Weitere lief dann automatisch.

»Henry, du hättest es mir erzählen sollen«, sagte Morey vorwurfsvoll.

»Aber Sir!« protestierte Henry. »Sie haben mir doch befohlen, es niemandem zu erzählen.«

»Hm... Nun ja, dann macht erst mal so weiter. Ich – eh – gehe wieder hinauf. Sag den restlichen Robotern, daß sie mit dem Dinner anfangen sollen.«

Morey kehrte nach oben zurück und fühlte sich sehr unbehaglich.

Das Dinner, das zur Feier von Moreys Beförderung stattfand, war entnervend. Morey mochte Cherrys Eltern. Nachdem der alte Elon kurz vor der Hochzeit eingesehen hatte, daß sich der Verehrer seiner Tochter durch nichts und niemanden abwimmeln ließ, hatte er nachgegeben und sich der neuen Situation angepaßt. Die alten Leute mischten sich nicht ein, wiesen nicht ständig auf ihren besseren gesellschaftlichen Status hin, halfen bei der Haushaltsplanung. Mindestens einmal in der Woche konnte man sich darauf verlassen, daß sie zu Besuch kamen und ein herhaftes Mahl verzehrten. Und Mrs. Elon hatte schon einige von Cherrys Kleidern für sich selbst umgenäht und sich sogar dazu durchgerungen, den auffallenden Schmuck ihrer Tochter zu tragen.

Und was die Hochzeitsgeschenke anging, hatten sie sich großartig verhalten. Die meisten Mitglieder von Moreys Familie waren nur bereit gewesen, ein bißchen Tafelsilber und Kristallgläser mitzunehmen. Aber die Elons hatten Morey mit dem Versprechen überrascht, ein Auto als Geschenk anzunehmen – dazu noch einen Ententeich für ihren Garten und eine komplette Wohnzimmereinrichtung. Natürlich konnten sie sich das leisten. Sie mußten ja nicht viel konsumieren, also war es keine große Belastung für sie, so aufwendige Geschenke zu bekommen. Morey wußte, daß der Konsum in den ersten Ehemonaten ohne die Hilfe seiner Schwiegereltern noch viel schwieriger gewesen wäre.

Aber an diesem Abend fiel es Morey sehr schwer, überhaupt jemanden zu mögen. Er gab nur einsilbige Antworten und grunzte kaum, als Elon einen Toast auf die Beförderung und brillante Zukunft seines Schwiegersohnes ausbrachte. Morey war mit seinen Gedanken woanders.

Und das war verständlich. So sehr er sich auch den Kopf zerbrach, er konnte sich an keinen Präzedenzfall erinnern, und deshalb hatte er auch keine Ahnung, wie man ihn für sein Vergehen bestrafen würde. Aber er spürte voller Verzweiflung, daß ihm Unheil drohte.

Morey überdachte das Problem so oft, daß er nach einiger Zeit ganz betäubt war. Als er mit seinem Schwiegervater nach dem Essen in die Bibliothek ging, um Zigarren zu rauchen und Brandy zu trinken, begann sein Gehirn halbwegs wieder zu funktionieren.

Elon bot ihm eine von *seinen* Zigarren an – zum erstenmal, seit Morey ihn kannte. »Du bist jetzt in der fünften Klasse, also kannst du es dir doch leisten, Zigarren von anderen Leuten zu rauchen, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Morey düster.

Ein kurzes Schweigen entstand. Dann räusperte sich Elon, höflich und taktvoll wie ein Robot-Gesellschafter, und versuchte noch einmal, ein Gespräch in Gang zu bringen. »Ich kann mich noch gut erinnern, wie elend ich mich fühlte, bevor ich die fünfte Klasse erreichte«, sagte er. »Dieser Konsumzwang hält einen ganz schön in Trab. In der Anwaltskanzlei stapelten sich die Akten, und ich hatte kaum Zeit, mich um meine Fälle zu kümmern, während sich die Rationierungsakten ständig zu vermehren schienen. Der Konsum war natürlich immer wichtiger als meine Arbeit – das ist die allererste Staatsbürgerpflicht. Mutter und ich hatten es oft sehr schwer – aber wenn man eine gute Ehe führen und seine Aufgaben als Staatsbürger erfüllen will, muß man sich eben reinknien, was?«

Morey unterdrückte ein Schaudern und nickte krampfhaft.

»Das Beste an der Beförderung«, fuhr Elon fort, als hätte er eine befriedigende Antwort erhalten, »ist der Zeitgewinn. Man braucht nicht mehr soviel Zeit zu verschwenden, um zu konsumieren, und kann sich endlich seiner Arbeit widmen. Arbeit – das ist der größte Luxus auf der Welt. Ich wünschte, meine Konstitution wäre noch ebenso gut wie in meiner Jugendzeit. Ich

kann nur noch an fünf Tagen pro Woche aufs Gericht gehen. Früher habe ich sechs geschafft – das war wirklich erholsam. Aber mein Arzt hat mir gesagt, daß ich kürzer treten muß. Man darf das Vergnügen nicht übertreiben. Du wirst jetzt wohl zwei Tage pro Woche arbeiten, was?«

Morey brachte ein zweites Nicken zustande.

Elon sog kräftig an seiner Zigarre und beobachtete seinen Schwiegersohn. Und obwohl Morey immer noch halb betäubt war, ahnte er, daß der alte Mann die falschen Schlüsse zog. Und da fragte Elon auch schon: »Zwischen Cherry und dir ist doch alles in Ordnung?«

»Aber klar!« rief Morey. »Es könnte gar nicht besser sein.«

»Sehr schön.« Dann wechselte Elon das Thema, mit sichtlichem Widerstreben. »Da wir gerade vom Gericht gesprochen haben – gestern hatte ich einen interessanten Fall. Ein junger Bursche kam zu uns – ein oder zwei Jahre jünger als du. Er hatte gegen den Paragraph siebenundneunzig verstoßen. Weißt du, was das ist? Einbruch und unbefugtes Eindringen.«

»Einbruch und unbefugtes Eindringen«, wiederholte Morey, von unwillkürlichem Interesse erfaßt. »Worin ist er denn eingebrochen und eingedrungen?«

»In Häuser. Das ist ein uraltes Verbrechen, das in der Geschichte der Rechtssprechung sehr oft vorkommt. Ursprünglich hat man es begangen, um Dinge zu stehlen. Und wie ich herausgefunden habe, macht man das immer noch.«

»Du meinst – er hat etwas gestohlen?« fragte Morey verwirrt.

»Genau – er hat gestohlen. Das ist das Seltsamste, was ich je erlebt habe. Später sprach ich mit einem seiner Anwälte darüber. Dem ist so was auch zum erstenmal untergekommen. Offenbar hat der Junge eine Freundin – er ist ein netter Kerl, aber ein bißchen dick. Also, er hat eine Freundin, und die interessiert sich für Malerei.«

»Das ist doch nicht schlimm.«

»Natürlich nicht. Mit dem Mädchen ist ja auch alles okay. Die hat nichts Unrechtes getan. Sie mochte den Jungen nicht sonderlich und wollte ihn nicht heiraten. Er überlegte, wie er sie herumkriegen könnte, und... Kennst du den großen Mondrian im Museum?«

»Ich war noch nie da«, sagte Morey leicht verlegen.

»Hm – da solltest du aber mal hingehen. Nun, der Junge schlich sich gestern kurz vor der Sperrstunde ins Museum. Er stahl das Bild, um es dem Mädchen zu schenken.«

»So was habe ich noch nie gehört.«

»Ich auch nicht. Das Mädchen wollte das Bild übrigens nicht annehmen. Sie erschrak furchtbar, als er ihr das Ding brachte. Ich vermute, daß sie die Polizei verständigt hat. Irgend jemand hat das jedenfalls getan. Es dauerte drei Stunden, bis sie das Bild fanden, obwohl sie wußten, daß es an einer Wand hing. Der arme Junge wohnt in einem Haus mit zweiundvierzig Zimmern. Er wurde um zwei Klassen zurückversetzt. Die Strafe hätte eigentlich noch höher ausfallen müssen, aber er war erst in der dritten Klasse.«

»Hm...« Morey fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Sag mal, Dad...«

»Ja?«

Morey räusperte sich. »Eh – ich frage mich – ich meine – wie wird denn der Mißbrauch von Rationen bestraft?«

Elon hob die Brauen. »Der Mißbrauch von Rationen?«

»Angenommen, man hat eine Alkoholration – und statt das Zeug zu trinken, schüttet man es in die Toilette oder so...«

Seine Stimme erstarb, und Elon runzelte die Stirn. »Seltsam... Anscheinend bin ich doch nicht so tolerant, wie ich dachte. Aus irgendeinem Grunde finde ich das gar nicht komisch.«

»Tut mir leid«, flüsterte Morey.

Es war zwar unehrlich, aber er zog einen ungeheuren Nutzen daraus, denn die Tage vergingen, ohne daß ihm jemand auf die Schliche kam. Cherry war zufrieden. Wainwright fand immer wieder eine Gelegenheit, Morey auf die Schulter zu klopfen. Der Lohn der Sünde war ein glücklicher Wohlstand.

Eines Abends erlebte Morey einen schlimmen Augenblick, als er nach Hause kam und sah, daß Cherry gerade ein Team von Packrobotern beaufsichtigte. Morgen sollten sie das neue Haus beziehen, das seiner höheren Klasse angemessen war. Aber Cherry war nicht unten gewesen, und Morey befahl seinen Haushaltsrobotern, alle Spuren ihrer geheimen Aktivität zu beseitigen, bevor die Packroboter hinunterkamen.

Das neue Haus war, von Morey's Standpunkt aus betrachtet, purer Luxus.

Es hatte nur fünfzehn Zimmer. Schlauerweise hatte sich Morey einen Roboter mehr angeschafft, als in der fünften Klasse verlangt wurde, und als Ausgleich durfte er ein kleineres Haus beziehen, als es seiner Klasse entsprochen hätte.

Aber die Roboterquartiere des neuen Hauses waren nicht mehr so isoliert wie im alten, und das war natürlich ein Nachteil.

Immer wieder schmiegte sich Cherry im Ehebett an ihn, genoß die Intimität des gemeinsamen Schlafzimmers und sagte in milder Neugier: »Wenn sie nur endlich mit diesem Lärm aufhören würden...« Und Morey versprach jedesmal, am nächsten Morgen mit Henry zu reden. Aber er konnte Henry natürlich nichts sagen – solange er ihm nicht befehlen wollte, den unermüdlichen Konsum von vierundzwanzig Stunden pro Tag zu beenden.

Aber wenn Cherry auch manchmal eine gemäßigte Neugier bezüglich der Roboteraktivitäten zeigte, so war es doch unwahrscheinlich, daß sie herausfinden würde, was da unten geschah. Ihre Erziehung kam Morey endlich einmal zugute, denn sie wußte nicht viel von der ewigen Tretmühle des Konsums, unter der die niederen Klassen litten, und so bemerkte sie kaum, daß sie verhältnismäßig wenig verbrauchten.

Hin und wieder gelang es Morey sogar, sein Leben zu genießen. Er ersann immer neue originelle Aufgaben für die Roboter, und sie gehorchten höflich und emotionslos.

Morey hatte Erfolg.

Doch es herrschte keineswegs eitel Sonnenschein. Morey war ziemlich nervös, als ihm die Ankündigung der vierteljährlichen Inspektion per Post zugestellt wurde. Und als der Tag anbrach, an dem das Rationierungsbüro die ausrangierten Sachen überprüfen würde, kam er ins Schwitzen. Die Kleider und Möbel und Haushaltsgeräte, die seine Roboter verkonsument hatten, waren zerrissen beziehungsweise auseinandergefallen. Das alles mußte plausibel aussehen – das war der springende Punkt. Kein normaler Mann würde seine Hose so lang tragen, bis sie Löcher an den Knien aufwies, wie es bei Henrys Trainingsanzug der Fall war. Würde das Büro unangenehme Fragen stellen?

Und was noch schlimmer war – würde die Konsummethode der Roboter irgend etwas verraten? War aufgrund der Roboteranatomie irgendwo ein Loch entstanden, das niemals entstanden wäre, wenn ein Mensch das betreffende Kleidungsstück getragen hätte? War eine Naht geplatzt, die normalerweise keiner Belastung ausgesetzt wäre?

Er machte sich völlig unbegründete Sorgen. Als Morey den Inspektionsbericht las, stieß er einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Das Büro hatte nichts auszusetzen. Moreys Aktion war ein voller Erfolg.

Und mit dem Erfolg kam auch der Lohn des Erfolgs. Eines Abends fuhr Morey nach einem harten Arbeitstag nach Hause. Erschrocken sah er, daß ein fremdes Auto vor den Eingangsstufen parkte. Es war ein winziger Zweisitzer, wie ihn Spitzenbeamte und reiche Leute bevorzugten.

In diesem Augenblick lernte Morey die erste Lektion des Veruntreuers – jede Veränderung bedeutet Gefahr. Unbehaglich betrat er sein Haus, voller Angst, daß irgendein hoher Beamter des Rationierungsbüros gekommen war, um ihm Fragen zu stellen.

Aber Cherry strahlte über das ganze Gesicht. »Mr. Porfirio ist Zeitungsreporter. Er möchte einen Artikel über dich schreiben – für die Serie >Distinguierte Konsumenten<. O Morey, ich bin ja so stolz auf dich!«

»Danke«, sagte Morey mit belegter Stimme. »Hallo!«

Mr. Porfirio schüttelte ihm liebenswürdig die Hand. »Eigentlich komme ich nicht von einer Zeitung, sondern vom Trans-Video-Press. Das ist ein neuer Nachrichtendienst. Wir versorgen siebenundvierzig Blätter mit Nachrichten und Artikeln. Alle stehen auf der Konsumliste, die von der ersten bis zur sechsten Klasse verlangt wird. Sonntags bringen wir eine eigene Zeitung heraus, die sich mit Konsumproblemen befaßt, und wir würden gern – nun ja, Ehre, wem Ehre gebührt – Sie haben einen beneidenswert guten Ruf, Mr. Frey, und davon möchten wir unseren Lesern berichten.«

»Hm«, sagte Morey. »Kommen Sie, wir gehen in den Salon.«

»O nein!« widersprach Cherry energisch, »ich möchte dabei sein. Er ist ja so bescheiden, Mr. Porfirio. Wenn Sie nur auf ihn hören, werden Sie nie herausfinden, was für ein Mensch er ist. Ich bin seine Frau, und ich schwöre, ich habe keine Ahnung, wie er es schafft, das ganze Zeug zu konsumieren. Er ist ganz einfach...«

»Möchten Sie was trinken?« fiel Morey ihr unter Mißachtung jeglicher Etikette ins Wort. »Rye? Scotch? Bourbon? Gin Tonic? Brandy Alexander? Dry Manha? Ich meine... Was hätten Sie denn gern?« Er merkte plötzlich, daß er wie ein Narr quasselte.

»Irgendwas«, erwiderte der Reporter. »Vielleicht einen Rye... Nun, kommen wir zur Sache, Mr. Frey. Wie ich sehe, haben Sie Ihr Haus sehr hübsch eingerichtet, und Ihre Frau hat mir schon erzählt, daß Ihr Landhaus ebenso komfortabel ist. Kaum kam ich hier rein, als ich mir auch schon sagte: >Was für ein schönes Haus! Kaum ein Möbelstück, das nicht unabdingbar notwendig ist. Müßte Klasse sechs oder sieben sein...< Und Mrs. Frey hat mir mitgeteilt, daß das andere Haus noch spärlicher möbliert ist.«

»So, hat sie das?« entgegnete Morey scharf. »Dann will ich Ihnen mal was erzählen, Mr. Porfirio. Ich habe jede einzelne Marke meiner Möbelration konsumiert – ich selbst! Dafür habe ich Belege. Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, aber...«

»Oh, so etwas wollte ich ganz bestimmt nicht andeuten. Ich möchte Sie nur um ein paar Informationen bitten, die wir an unsere Leser weitergeben können. Sie verstehen doch – es ist uns ein Anliegen, den Leuten zu helfen, damit sie es ebenso schaffen wie Sie. Wie haben Sie das nur gemacht?«

Morey schluckte. »Wir – eh – wir haben uns eben angestrengt. Es war ein hartes Stück Arbeit.«

Porfirio nickte bewundernd. »Ein hartes Stück Arbeit«, wiederholte er und zog ein dreifach gefaltetes Blatt Papier aus seiner Tasche, um sich Notizen zu machen. »Würden Sie sagen, daß das jeder könnte, indem er zum Beispiel einen Konsumplan aufstellt und sich streng daran hält?«

»O ja«, antwortete Morey.

»Mit anderen Worten – man braucht nur jeden Tag zu tun, was man tun muß?«

»Genau. Ich mache unsren Haushaltsplan, weil ich mehr Erfahrung habe als meine Frau, verstehen Sie? Aber es gibt keinen Grund, warum eine Frau das nicht auch könnte.«

»Gute Planung«, sagte Porfirio anerkennend. »Das ist auch unsere Devise.«

Das Interview war nicht so schlimm, wie es anfangs ausgesehen hatte, auch nicht, als Porfirio das Gespräch taktvoll auf Cherrys schlanke Taille lenkte (»Wissen Sie, Mrs. Frey, viele Hausfrauen haben Probleme mit ihrer Linie.«) Morey erfand endlose Stunden, die er mit den Übungsgeräten in seinem Trainingsraum zubrachte, wobei Cherry leicht verwundert dreinschaute, ihm aber nicht ins Wort fiel.

Mit Hilfe dieses Interviews lernte er die zweite Lektion des Veruntreuers. Nachdem Porfirio gegangen war, wandte sich

Morey an seine Frau und sagte mit strenger Stimme: »Wir müssen wirklich ernsthaft Sport betreiben, Cherry. Ich weiß nicht, ob du es bemerkt hast – aber du hast ein bißchen zugenommen. Und wir wollen doch nicht, daß du dick wirst.«

Während Morey mühsame und unnötige Stunden auf dem Heimfahrrad verbrachte, hatte er genügend Zeit, um über die Lektionen nachzudenken, die er gelernt hatte. Gestohlene Schätze sind weniger schön, als man es gern hätte, wenn man nicht wagen kann, sie in aller Öffentlichkeit zu genießen.

Aber einige von Moreys Schätzen waren ehrlich verdient.

Das neue Bradmoor-K-50-Wirbelspiel war zum Beispiel einzig und allein sein Werk. Er war Designer und in der glücklichen Lage, sich einer Arbeit widmen zu dürfen, die von größtem gesellschaftlichem Nutzen war – er half mit, den Konsum zu steigern.

Das Wirbelspiel war für diesen Zweck geradezu perfekt geeignet. »Brillant!« sagte Wainwright strahlend, als die Maschine die ersten Tests absolviert hatte. »Ich darf wohl behaupten, daß ich nicht umsonst als Entdecker junger Talente gepriesen werden. Ich wußte ja, daß Sie es schaffen würden, mein Junge.«

Sogar Howland war des Lobes voll. Er saß mampfend vor einer Petit-Fours-Platte, während die Tests liefen – er gehörte immer noch der Klasse drei an –, und danach sagte er enthusiastisch: »Herrlich, Morey! Dieser Serienverführer – sensationell! Ich habe noch nie eine so schöne Maschine gesehen.«

Morey errötete dankbar.

Wainwright verließ die Werkstätten, wobei er immer noch Lobeshymnen von sich gab, und Morey tätschelte liebevoll seine Maschine und bewunderte den Polychromglanz. Das Aussehen einer Maschine war, wie Wainwright oftmals doziert hatte, ebenso wichtig wie ihre Funktion. »Sie müssen die Leute dazu bringen, daß sie unbedingt mit diesem Gerät spielen wollen, mein Junge. Und sie werden nicht damit spielen wollen, wenn sie

es nicht sehen.« Und so erstrahlte die ganze K-Serie in bunten Regenbogenlichtern, ließ provokative Melodien ertönen und strömte verlockende Düfte aus, die den Passanten mit zwingender Aggression in die Nasen stiegen.

Morey hatte sich stark von alten Meisterwerken wie dem einarmigen Banditen, dem Spielautomaten und der Music Box inspirieren lassen. Man steckte seine Rationsmarken in den Trichter und drehte die Räder, bis man das Spiel ausgesucht hatte, das man mit der Maschine spielen wollte. Dann drückte man auf Knöpfe oder drehte Wähl scheiben, auf dreihundertfünf- und zwanzig verschiedene Arten, und setzte sein menschliches Geschick gegen das auf Magnetband gespeicherte Geschick der Maschine ein.

Man verlor natürlich. Man hatte zwar Gewinnchancen, aber die unerbittlichen Daten der Maschine sorgten dafür, daß man verlor, wenn man nur lange genug spielte.

Wenn man zum Beispiel zehn Rationierungsgutscheine riskierte, die etwa drei konsumierten sechsgängigen Mahlzeiten entsprachen, bekam man acht Marken zurück, die man wieder ausgeben mußte. Man konnte natürlich auch einen Glückstreffer landen und tausend Gutscheine bekommen, was einer Riesengefriertruhe voller Steaks und Tiefkühlgemüse gleichkäme. Aber so etwas passierte nur selten. Meistens verlor man und bekam gar nichts.

Gar nichts – das bedeutete, daß man Marken bekam, die man wieder verkonsumieren mußte. Aber der besondere Reiz der Maschine und Moreys Geniestreich bestanden darin, daß man, ob man nun verlor oder gewann, immer ein Küßchen aus Vitamin-Antibiotika-Hormonkaugummi mit Zuckerguß im Trichter fand. Man spielte, gewann oder verlor, steckte sein Kaugummiküßchen in den Mund und spielte weiter. Wenn das nächste Spiel zu Ende ging, war der Kaugummi verbraucht, man warf ihn weg und konsumierte einen weiteren.

»Das hat dem Mann vom Rationierungsbüro besonders gut gefallen«, verriet Rowland. »Er hat die Pläne für das Kaugummi-

system mitgenommen. Vielleicht verwenden sie das jetzt bei allen neuen Maschinen. Was sind Sie doch für ein Glückspilz, Frey!«

Morey hörte zum erstenmal, daß ein Mann vom Rationierungsbüro im Werk gewesen war. Das waren gute Neuigkeiten. Er entschuldigte sich bei Rowland, rannte zum Telefon und rief Cherry an, um ihr von seinem jüngsten Erfolg zu erzählen. Er erreichte sie bei ihrer Mutter, wo sie den Abend verbrachte, und sie war gebührend beeindruckt und liebevoll. In strahlender Laune kehrte er zu Howland zurück.

»Gehen wir was trinken?« fragte Howland schüchtern.

»Klar«, sagte Morey. Er konnte es sich leisten, so viele von Howlands Marken zu versauen, wie der arme Kerl nur wollte. Der bedauernswerte Kollege steckte ja immer noch in der Konsumzwangsjacke der dritten Klasse. Es war nur fair, wenn ein erfolgreicherer Mann ihm hin und wieder unter die Arme griff.

Und als Rowland erfuhr, daß Cherry heute abend ihre Eltern besuchte, und vorschlug, zu »Onkel Pigotty« zu gehen, zögerte Morey nur einen Sekundenbruchteil.

Die Bigelows waren entzückt. Morey fragte sich, ob die beiden überhaupt ein Zuhause besaßen. Jedenfalls schienen sie dort nur wenig Zeit zu verbringen.

Es stellte sich heraus, daß sie trotz allem ein Heim hatten. Denn als er tugendhaft erklärte, er wollte nur einen einzigen Drink vor dem Dinner zu sich nehmen, und Rowland verkündete, daß er für diesen Abend nichts vorhatte, schleppten sie Morey zu dritt in die Bigelow-Villa.

Tanaquil Bigelow lächelte entsagungsvoll. »Ich glaube nicht, daß unser Haus dem Standard entspricht, den Mr. Frey gewohnt ist«, sagte sie zu ihrem Mann, während Morey zwischen den beiden stand. »Aber wir nennen es trotzdem unser Heim.«

Morey machte eine passende höfliche Bemerkung. Aber in Wirklichkeit drehte ihm der Anblick des Bigelow-Domizils den

Magen um. Es war ein auffalliges, nagelneues Haus, viel größer als Moreys ehemalige Villa, vollgestopft mit ausladenden Sofas und Klavieren und massiven Mahagonistühlen und mehreren dreidimensionalen Fernsehern. Es gab zahllose Salons und Schlafzimmer und Frühstückszimmer und Kinderzimmer.

Die Kinderzimmer waren ein Schock für Morey. Er wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß die Bigelows Kinder hatten. Aber sie hatten welche, und obwohl sie erst fünf und acht Jahre waren, hatten es die Heerscharen von Robotkindermädchen noch immer nicht geschafft, sie ins Bett zu bringen. Hartnäckig kauerten sie auf dem Boden und spielten mit ausgestopften Tieren und Miniatureisenbahnen.

»Sie ahnen ja nicht, wieviel Freude uns Tony und Dick machen«, sagte Tanaquil Bigelow zu Morey. »Sie konsumieren viel mehr, als es ihren Rationen entspräche. Walter meint, daß jede Familie mindestens drei Kinder haben müßte. Dann würde sie besser über die Runden kommen. Walter ist so intelligent, was diese Dinge betrifft, und es ist ein reines Vergnügen, ihm zuzuhören. Kennen Sie schon sein Gedicht, Morey? >Die Zweiheit des...<«

Morey erklärte hastig, daß er es kannte, und bereitete sich auf einen tristen Abend vor. Bei »Onkel Piggotty« waren die Bigelows exzentrisch und amüsant gewesen. Daheim waren sie genauso exzentrisch, aber entnervend langweilig.

Sie tranken mehrere Cocktails, und danach waren die Bigelows nicht mehr ganz so langweilig. Das Dinner war natürlich katastrophal. Morey war noch neureich genug, um sich snobistisch an seiner spartanischen Tafel zu delekieren. Doch er besann sich auf seine Manieren und kostete in grimmiger Konzentration von jedem massigen, proteinreichen Gang. Mit Hilfe der endlosen Folge von Tischweinen und Likören überstand er das Dinner ohne ernsthafte Verdauungsschwierigkeiten.

Danach saßen sie einträchtig im opulenten Salon der Bigelows beisammen. Tanaquil sah die Rationierungsbücher der Kinder durch und besprach mit den beiden, was als nächstes ange-

schafft werden sollte. Danach kündigte sie die Darbietungen eines Robottanzpaars an und die anschließende Aufführung eines Streichquartetts, von Robotmusikern interpretiert. Morey machte sich auf das Schlimmste gefaßt, aber noch bevor die Tänzer ihr Programm absolviert hatten, mußte er sich eingestehen, daß er sich sehr gut unterhielt. Das war eine sehr seltsame Lektion für Morey – wenn man den Robotentertainern nicht zuschauen mußte, konnten sie sehr amüsant sein.

»Gute Nacht, ihr Lieben«, sagte Tanaquil Bigelow energisch zu ihren Kindern, als der Tanz beendet war. Natürlich rebellierten die beiden Jungen, aber sie verschwanden. Es dauerte jedoch nur wenige Minuten, bis der eine zurückkam und sich mit einer klebrigen Hand an Moreys Ärmel klammerte.

Morey sah unbehaglich auf den Kleinen hinab. Er hatte kaum Erfahrung im Umgang mit Kindern. »Eh – nun – was ist denn los, Tony?«

»Ich bin Dick«, sagte der Junge. »Geben Sie mir ein Autogramm.« Er hielt Morey ein kleines Buch, dessen Einband mit vulgären Juwelen besetzt war, und einen Kugelschreiber hin.

Verwirrt schrieb Morey seinen Namen auf eins der leeren Blätter, und als das Kind davonlief, starrte er ihm leicht benommen nach. Tanaquil Bigelow lachte. »Er hat Ihren Namen in Porfirios Kolumnen gelesen. Dick liebt Porfirio. Er liest ihn jeden Tag. Er ist ja so ein intelligenter Junge, wirklich. Ständig würde er seine Nase in ein Buch stecken, wenn ich ihn nicht zwänge, mit seinen Eisenbahnen zu spielen und fernzusehen.«

»Das war ein sehr hübscher Artikel«, sagte Walter Bigelow – ein wenig nervös, wie Morey fand. »Ich wette, Sie werden zum Konsumenten des Jahres gewählt.« Er seufzte. »Ich wünschte, wir könnten unseren Rationen auch so davongaloppieren wie Sie. Aber bei uns funktioniert das nicht. Wir essen und spielen und konsumieren wie die Verrückten, aber am Ende des Monats sind wir immer rettungslos im Hintertreffen. Da gibt's immer irgendeine Sparte, in der wir unser Soll nicht erfüllt haben, und dann schickt uns das Rationierungsbüro eine Verwarnung. Ich

muß hingehen, und dann brummen sie mir hundert Strafpunkte auf – und wir sind noch schlimmer dran als zuvor.«

Tanaquil lächelte ihm beruhigend zu. »Mach dir nichts draus! Konsum ist nicht alles im Leben. Du hast ja auch noch deine Arbeit.«

Bigelow nickte und bot Morey noch einen Drink an. Aber der brauchte keinen. Er saß neben Howland in rosigem Glanz, der weniger vom Alkohol herrührte als von seinem wunschlosen Glück. Noch nie war er mit sich und der Welt so zufrieden gewesen.

»Hören Sie mal!« rief er plötzlich.

Bigelow sah von seinem Glas auf. »Eh?«

»Wenn ich Ihnen ein Geheimnis verrate – können Sie es für sich behalten?«

Bigelow blinzelte. »Ich denke schon, Morey...«

Aber seine Frau unterbrach ihn mit scharfer Stimme: »Natürlich können wir das, Morey! Was ist es denn für ein Geheimnis?« Morey sah, daß ein seltsamer Glanz in ihren Augen lag, der ihn leicht irritierte. Aber er beschloß, das zu ignorieren.

»Was diesen Artikel betrifft – so ein toller Konsument bin ich gar nicht«, sagte er. »In Wirklichkeit...« Auf einmal hatte er das Gefühl, daß die Augen der ganzen Welt auf ihn gerichtet waren. Ein paar qualvolle Sekunden lang überlegte er, ob er jetzt vielleicht einen Fehler begehen würde. Ein Geheimnis, das zwei Leute kannten, war nicht gefährdet. Aber wenn vier Leute davon wußten, war es kein Geheimnis mehr.

Trotzdem...

»Ich will es Ihnen erklären«, sagte er mit fester Stimme. »Sie erinnern sich doch an jenen Abend, als wir uns im >Onkel Piggotty< unterhalten haben? Nun, als ich zu Hause war, ging ich in die Roboterquartiere und...« Er berichtete in allen Einzelheiten, was sich seither zugetragen hatte.

»Ich wußte es ja!« rief Tanaquil Bigelow triumphierend.

Walter Bigelow warf seiner Frau einen sanft tadelnden Blick zu. »Sie haben da etwas Großartiges getan, Morey«, sagte er ernsthaft. »Etwas ganz Großartiges. Sie haben den Willen Gottes erfüllt und unserer Gesellschaft die Todesstrafe zuerkannt. Die künftigen Generationen werden den Namen Morey Frey verehren.« Feierlich schüttelte er Morey die Hand.

»Was – habe ich getan?« stammelte Morey verstört.

Walter nickte. Die Geste wirkte wie ein Fanal. Dann wandte er sich an seine Frau. »Wir müssen sofort eine Versammlung einberufen, Tanaquil.«

»Natürlich, Walter«, sagte sie unterwürfig.

»Morey muß daran teilnehmen. Ja, das müssen Sie, Morey – keine Widerrede! Wir möchten, daß die Bruderschaft Sie kennenlernt. Habe ich nicht recht, Howland?«

Rowland hüstelte unbehaglich. Dann nickte er und goß sich noch einen Drink ein.

»Wovon reden Sie eigentlich?« fragte Morey verzweifelt. »Howland. Sie müssen es mir sagen!«

Rowland spielte mit seinem Glas. »Nun ja – das hat Tan Ihnen doch an jenem Abend erklärt. Ein paar politisch reife Leute haben eine kleine Gruppe gegründet. Wir...«

»Kleine Gruppe!« unterbrach ihn Tanaquil Bigelow verächtlich. »Rowland, manchmal frage ich mich wirklich, ob du überhaupt begreifst, worum es da geht. Unsere Bewegung ist auf der ganzen Welt verbreitet. Allein hier in der Altstadt leben achtzehn Mitglieder – und wenn man die Splittergruppen auf der ganzen Welt zusammenzählt, kommen wir auf mehrere tausend. Ich wußte, daß Sie so etwas vorhatten, Morey. Das habe ich Walter gesagt – an dem Morgen, nachdem wir Sie kennengelernt hatten. ›Walter, dieser Morey führt etwas im Schilde‹, sagte ich. ›Du wirst es schon noch sehen.‹ Aber ich muß gestehen«, fügte sie mit einem bewundernden Lächeln hinzu, »ich hätte nicht

erwartet, daß Sie eine Tat von solcher Tragweite vollbringen und daß Sie mit einem so großartigen Beispiel vorangehen würden. Stellen Sie sich das einmal vor – eine ganze Welt von Konsumenten wird wie ein Mann aufstehen und den Namen Morey Frey schreien, den Namen des Mannes, der das Rationalisierungsbüro mit dessen Waffen bekämpft – mit den Robotern!«

Bigelow nickte enthusiastisch. »Ruf im ›Onkel Piggotty‹ an, Liebling!« befahl er. »Sieh zu, daß du alle zusammentrommeln kannst. Morey und ich gehen jetzt hinunter. Kommen Sie, Morey – wir wollen das neue Leben beginnen!«

Morey saß mit offenem Mund da. Nach einer Weile klappte er ihn zu. »Bigelow«, flüsterte er. »Wollen Sie etwa damit sagen, daß Sie mein Geheimnis irgendeiner subversiven Organisation verraten werden?«

»Subversiv?« wiederholte Bigelow pikiert. »Mein lieber Mann – alle kreativen Geister sind subversiv, ob sie nun einzeln operieren oder innerhalb einer Gruppe wie unserer Bruderschaft Freier Menschen. Es gefällt mir nicht, daß...«

»Es ist mir egal, was Ihnen gefällt«, fiel Morey ihm ins Wort. »Sie wollen also eine Versammlung dieser Bruderschaft einberufen, und ich soll allen erzählen, was ich Ihnen soeben erzählt habe. Ist das richtig?«

»Nun, ja.«

Morey stand auf. »Ich wünschte, ich könnte jetzt sagen: ›Es war sehr nett bei Ihnen.‹ Aber das war es nicht. Gute Nacht!«

Und er stürmte hinaus, bevor sie ihn zurückhalten konnten.

Aber draußen auf der Straße verließ ihn seine Entschlossenheit. Er winkte ein Robot-Taxi heran und trug dem Chauffeur auf, die traditionelle Vergnügungsroundfahrt durch den Park zu machen, um in Ruhe nachdenken zu können.

Die Tatsache, daß er davongelaufen war, würde Bigelow natürlich nicht daran hindern, vor der Versammlung die angekündigte Mitteilung zu machen. Morey erinnerte sich nun an

Fragmente des Gesprächs, das er mit Tanaquil und Walter Bigelow im »Onkel Piggotty« geführt hatte, und er verfluchte sich selbst. Sie hatten genug über ihre politischen Absichten gesprochen, offen oder andeutungsweise, um jedem vernünftigen Menschen klarzumachen, daß hier Vorsicht geboten war. Dieser ganze Unsinn von der Zweiheit hatte Morey von der Tatsache abgelenkt, die er auf Anhieb hätte erkennen müssen – sie verfolgten subversive Ziele.

Er sah auf seine Uhr. Es war spät – aber noch nicht zu spät. Cherry würde noch bei ihren Eltern sein.

Er beugte sich vor und nannte dem Fahrer Richter Elons Adresse. Es war wie der Nadelstich der ersten von hundert Injektionen. Man wußte, daß sie einen heilen würden – aber es tat trotzdem weh.

»Und das ist alles«, sagte Morey manhaft. »Ich weiß, daß ich ein Narr war, und ich bin bereit, die Konsequenzen zu tragen.«

Der alte Elon rieb sich nachdenklich das Kinn. »Hm...«

Cherry und ihre Mutter wußten schon längst nicht mehr, was sie dazu sagen sollten. Sie saßen nebeneinander auf einer Couch, auf der anderen Seite des Zimmers, und hörten mit angespannten, ungläubigen Gesichtern zu.

»Entschuldigt mich mal!« rief Elon abrupt. »Ich muß jemanden anrufen.« Er verließ den Raum, telefonierte kurz und kam dann zurück. »Mach uns einen Kaffee!« sagte er über die Schulter zu seiner Frau. »Wir werden ihn alle brauchen. Es gibt da ein Problem...«

»Glaubst du, ich meine – was soll ich jetzt tun?« stammelte Morey.

Elon zuckte mit den Achseln, und dann grinste er überraschenderweise. »Was kannst du denn schon tun?« fragte er fröhlich. »Du hast schon genug getan, würde ich sagen. Trink erst mal einen Kaffee. Ich habe gerade Jim angerufen, meinen Rechtsberater. Er wird in einer Minute hier sein. Laß dir von Jim einen Rat geben, danach werden wir klüger sein.«

Cherry kam zu Morey und setzte sich neben ihn. Sie sagte nur: »Mach dir keine Sorgen.« Aber für Morey bedeuteten diese wenigen Worte eine ganze Welt. Mit einem Gefühl abgrundtiefer Erleichterung erwiderte er den Druck ihrer Hand. Zum Teufel, warum sollte ich mir auch Sorgen machen, fragte er sich. Schlimmstenfalls würden sie ihn um ein paar Klassen zurückversetzen, und das konnte er bestimmt verkraften.

Unwillkürlich schnitt er eine Grimasse, als er sich an seine Kämpfe in der Klasse eins erinnerte – und an die Dinge, die er nur mühsam verkraftet hatte.

Der Rechtsgelehrte kam herein, ein kleiner Roboter mit einer verbeulten, fleckenlosen Stahlhaut und einem verdrossenen Kupfergesicht. Elon nahm den Roboter beiseite und führte ein kurzes Gespräch mit ihm, bevor er zu Morey zurückkam.

»Es ist genau so, wie ich es mir gedacht habe«, sagte er zufrieden. »Kein Präzedenzfall, kein gesetzliches Verbot – deshalb kein Verbrechen.«

»Gott sei Dank!« rief Morey glücklich.

Elon schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich werden sie eine Gehirnwäsche mit dir machen, und du kannst nicht erwarten, daß du in der Klasse fünf bleibst. Ich nehme an, sie werden dir asoziales Verhalten vorwerfen. Und das war es ja auch.«

»Oh...« sagte Morey geknickt. Er runzelte die Stirn, dann blickte er auf. »Okay, Dad. Ich habe mir die Suppe eingebrockt, also muß ich sie auch auslöffeln.«

»Eine tapfere Haltung«, meinte Elon anerkennend. »Und jetzt fahr nach Hause. Schlafl dich richtig aus, und morgen früh gehst du gleich ins Rationierungsbüro. Erzähl ihnen die ganze Geschichte, vom Anfang bis zum Ende. Sie werden dir keine Schwierigkeiten machen.« Elon zögerte. »Zumindest keine großen Schwierigkeiten«, verbesserte er sich. »Hoffen wir das Beste.«

Der Mann, der seiner Verurteilung entgegensaß, aß ein herhaftes Frühstück.

Das mußte er auch. Am Morgen war Morey mit der betrüblichen Gewißheit erwacht, daß er von heute an für lange, lange Zeit wieder dreifache Rationen konsumieren mußte.

Er küßte Cherry zum Abschied und legte schweigend die lange Fahrt zum Rationierungsbüro zurück. Er hatte nicht einmal Henry mitgenommen.

Im Bürogebäude redete er stotternd auf eine Reihe von Robot-Sekretärinnen ein und wurde schließlich zu einem arroganten jungen Mann namens Hachette geführt.

»Ich heiße Morey Frey«, begann er. »Ich – bin gekommen, um Ihnen etwas mitzuteilen – was ich gemacht habe – mit den...«

»Gewiß, Mr. Frey«, sagte Hachette. »Ich werde Sie sofort zu Mr. Newman bringen.«

»Wollen Sie nicht wissen, was ich gemacht habe?« fragte Morey.

Hachette lächelte.

»Wieso kommen Sie darauf, daß wir das nicht wissen?« erkundigte er sich und ging davon.

Das war die Überraschung Nummer eins.

Newman erklärte ihm alles. Er grinste Morey an und schüttelte wehmütig den Kopf. »Das erleben wir immer wieder«, jammerte er. »Die Leute machen sich einfach nicht die Mühe, etwas über die Welt zu lernen, von der sie umgeben sind. Mein Sohn, was glauben Sie denn, was ein Roboter ist?«

»Eh?« fragte Morey.

»Ich meine – was glauben Sie, wie er funktioniert? Glauben Sie, das ist einfach nur ein Mensch mit Metallhaut und Drahtnerven?«

»Warum – nein... Er ist natürlich eine Maschine. Er ist kein Mensch.«

Newman strahlte. »Sehr schön! Ein Roboter ist also eine Maschine. Er hat kein Fleisch, kein Blut und keine Eingeweide.

Auch kein Gehirn. Oh...« Er hob eine Hand, als Morey etwas sagen wollte. »Die Roboter sind sehr klug. Das habe ich nicht gemeint. Aber eine elektronische Denkmaschine würde viel Platz brauchen. Sie würde gerade in das Haus hineinpassen, in dem Sie wohnen. Roboter tragen keine Gehirne mit sich herum. Sie wären viel zu schwer und zu umfangreich.«

»Aber wie können sie denn dann denken?«

»Mit ihren Gehirnen natürlich.«

»Aber Sie sagten doch gerade...«

»Ich sagte, daß sie ihre Gehirne nicht mit sich herumschleppen. Jeder Roboter ist in ständiger Funkverbindung mit der Hauptkontrolle des GZR-Systems, des Funksystems für die gesamten >Gespräche zwischen Robotern<. Die Hauptkontrolle gibt Antwort auf alle Fragen, der Roboter agiert.«

»Ich verstehe«, sagte Morey.

»Nein, Sie verstehen es immer noch nicht«, unterbrach ihn Newman. »Denken Sie doch mal nach! Wenn ein Roboter Informationen von der Hauptkontrolle bekommt, dann muß doch die Hauptkontrolle auch Informationen von dem Roboter erhalten.«

»Oh«, sagte Morey. Dann sagte er mit lauterer Stimme: »Oh! Sie meinen – alle meine Roboter...« Er brachte die Worte nicht über die Lippen.

Newman nickte zufrieden. »Solche Informationen erreichen uns immer. Das ist unvermeidlich. Wenn Sie heute nicht zu uns gekommen wären, hätten wir Sie in absehbarer Zeit zu uns beordert, Mr. Frey.«

Das war die zweite Überraschung. Morey trug sie mit Fassung.

Das alles würde nichts an der Sache an sich ändern, sagte er sich.

»Nun, jedenfalls bin ich hier, Sir«, sagte er. »Ich bin freiwillig zu Ihnen gekommen. Ich habe meine Roboter benutzt, um meine Rationsquoten zu konsumieren...«

»Ja, das haben Sie.«

»...und ich bin bereit, ein schriftliches Geständnis zu unterschreiben, wann immer Sie wollen. Ich weiß nicht, wie hoch die Strafe für dieses Vergehen ist, aber ich werde sie hinnehmen. Ich bin schuldig – und ich gebe meine Schuld zu.«

Newman machte große Augen. »Schuldig?« wiederholte er. »Strafe?«

»Ja, natürlich«, entgegnete Morey verwirrt. »Ich leugne ja gar nichts ab.«

»Strafe«, sagte Newman noch einmal und runzelte nachdenklich die Stirn. Dann begann er schallend zu lachen. Morey fand die Situation keineswegs komisch. Aber er mußte sich eingestehen, daß ihm die Situation immer unbegreiflicher wurde.

»Tut mir leid«, sagte Newman schließlich und wischte sich die Augen trocken. »Aber ich konnte einfach nicht anders... Strafe! Da können Sie ganz beruhigt sein, Mr. Frey. An Ihrer Stelle würde ich mir keine Sorgen wegen einer Bestrafung machen. Sobald wir den Bericht über die Befehle erhielten, die Sie Ihren Robotern gegeben hatten, beauftragten wir ein Spezialteam, Sie ständig zu beobachten, und dann schickten wir einen Bericht ins Nationale Hauptquartier. Wir haben uns darin – eh – sehr wohlwollend über Sie geäußert. Nun – um eine lange Geschichte kurz zu machen – gestern bekamen wir die Antwort. Mr. Frey, das Nationale Rationierungsbüro war begeistert über Ihren Beitrag zur Verbesserung des Verteilersystems. Man hat bereits ein Testprogramm für den Einsatz von konsumierenden Robotereinheiten im ganzen Land ausgearbeitet. Strafe? Mr. Frey, Sie sind ein Held!«

Ein Held hatte eine gewisse Verantwortung. Das wurde Morey sehr schnell klargemacht. Man ließ ihm gerade so viel Zeit, daß er zu Cherry fahren und sie beruhigen und dann einen triumpha-

len Rundgang durch sein altes Büro machen konnte. Danach wurde er nach Washington verfrachtet, wo man ihm einige Fragen stellen wollte. Im Nationalen Rationierungsbüro herrschte hektische Betriebsamkeit.

»Der wichtigste Job, den wir je erledigt haben«, erzählte ihm einer der hohen Beamten. »Es würde mich nicht überraschen, wenn das unser letzter Job für alle Zeiten wäre. Ja, Sir, wir versuchen uns aus dem Berufsleben zurückzuziehen, für immer, und wir wollen nicht, daß vorher noch was schiefgeht.«

»Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann...« begann Morey schüchtern.

»Sie haben eine großartige Leistung vollbracht, Mr. Frey. Sie haben uns den Impuls gegeben, den wir brauchten. Diese Möglichkeit bestand ja schon die ganze Zeit – aber wir entdeckten sie nicht, weil wir den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen – wenn Sie verstehen, was ich damit meine.

Wissen Sie, ich kann nicht so gut reden, aber das ist der größte Schritt, den die Menschheit seit Jahrhunderten getan hat. Ach, ich kann das einfach nicht in Worten ausdrücken. Ich werde Ihnen zeigen, was wir machen.«

Er führte seinen Gast zusammen mit einer Delegation anderer Beamten, deren Namen Morey schon oft in den Zeitungen gelesen hatte, durch die ganze Fabrik.

»Der Kreis hat sich geschlossen, verstehen Sie?« erklärte man Morey, als sie in eine Halle hinabblickten, in der Konsumroboter fleißig umhermarschierten, um Schuhe zu ruinieren. »Nichts wird verschwendet. Wenn Sie ein Auto wollen, kaufen Sie sich das neueste und beste. Wenn nicht, wird Ihr Auto von einem Roboter gefahren, bis es verschrottet werden kann und Sie sich ein neues anschaffen dürfen. Das Metall des alten Autos wird natürlich weiterverwendet. Nichts geht verloren – nur ein bißchen Energie und Arbeit. Die Sonne und die Atome schenken uns alle Energie, die wir brauchen, und die Roboter stellen uns mehr Arbeitskraft zur Verfügung, als wir nutzen können. Das gleiche gilt natürlich auch für alle anderen Produkte.«

»Aber was haben denn die Roboter davon?« fragte Morey.

»Verzeihen Sie...«, sagte einer der wichtigsten Männer im ganzen Land verständnislos.

Das war eine schwierige Situation für Morey. Seine Psychoanalyse hatte ihn so programmiert, daß er gegen Verschwendug in jeder Form eingestellt war, und das hier war eindeutig eine Zerstörung von Produkten, egal, mit welchem wissenschaftlichen Jargon es umschrieben wurde.

»Wenn der Konsument die Sachen nur abnutzt, um sie abzunutzen«, sagte er und wußte, in welche Gefahr er sich begab, »können wir doch Vernichtungsmaschinen verwenden statt der Roboter. Warum verschwenden wir die Roboter?«

Sie blickten einander besorgt an.

»Aber das haben Sie doch auch getan«, erwiederte einer der Beamten mit einem drohenden Unterton in der Stimme.

»O nein«, widersprach Morey. »Ich habe den Robotern Befriedigungsschaltsysteme eingebaut – ich bin ja technischer Designer, wissen Sie? Natürlich sind diese Systeme regulierbar.«

»Klar. Wenn es den Roboter nicht befriedigt, diese Sachen zu benutzen...«

»Reden Sie doch keinen Unsinn!« stieß einer der Beamten hervor. »Roboter sind keine Menschen. Wie können sie Befriedigung empfinden? Noch dazu regulierbare Befriedigung?«

Morey erklärte ihnen alles. Es war eine komplizierte technische Erklärung, wobei er viel Papier verbrauchte und mehrere Skizzen anfertigte. Aber zu der Delegation gehörten auch technisch ausgebildete Beamte, die nun in noch größere Erregung gerieten.

»Herrlich!« schrie einer der Männer in wissenschaftlicher Verzückung. »Natürlich, damit können wir alle moralischen, psychologischen und legalen Bedenken ausräumen!«

»Was?« fragte der Beamte, der Morey vorhin über den Mund gefahren war. »Wie denn?«

»Sagen Sie es ihm, Mr. Frey.«

Morey versuchte es, aber er konnte es nicht mit einfachen Worten erklären. Statt dessen demonstrierte er, wie sein Prinzip funktionierte. Man stellte ihm das Labor des Rationierungsbüros zur Verfügung, mit unzähligen Assistenten, so daß er gar nicht wußte, was er ihnen alles auftragen sollte. Sie konstruierten Befriedigungsschaltsysteme für eine Schwadron von Robotern, die in einer Hutfabrik arbeiteten.

Dann fand Moreys Demonstration statt. Die Roboter stellten Hüte in allen Größen und Stilarten her. Morey installierte am Ende des Tages die Schaltsysteme, und die Roboter begannen die Hüte zu probieren, unterhielten sich fröhlich und zeigten einander triumphierend, welche Auswahl sie getroffen hatten. Ihre Metallgesichter waren unfähig, Stolz oder Freude zu zeigen, aber beide Gefühle kamen in der Art zum Ausdruck, wie sie ihre Hüte trugen, in ihrer wilden Raffgier – und in ihrer noch hingebungsvolleren Arbeit, als sie immer mehr Hüte produzierten, die sie ebenfalls tragen durften.

»Sehen Sie?« rief ein Ingenieur begeistert. »Man kann sie so einstellen, daß sie ganz verrückt nach Hüten sind und daß sie die Dinger tragen, bis sie in Fetzen gehen. Und nicht nur das – die Hüte sind auch ein Ansporn für die Roboter.«

»Aber wir können doch nicht immer mehr Hüte produzieren«, sagte ein hoher Beamter verwirrt. »Die Zivilisation lebt ja nicht nur von Hüten.«

»Das ist ja das Wunderbare«, sagte Morey bescheiden. »Schauen Sie mal!«

Er stellte das Befriedigungsschaltsystem neu ein, nachdem mehrere Transportroboter ein paar Kisten mit Handschuhen hereingeschleppt hatten. Die Roboter aus der Hutfabrik kämpften um die Handschuhe, mit der gleichen mechanischen Leidenschaft wie vorhin um die Hüte.

»Man kann das System auf alles anwenden, was wir – oder die Roboter – produzieren«, erklärte Morey. »Auf alles – von Stecknadeln bis zu Segeljachten. Es kommt nur darauf an, daß ihnen der Besitz der Dinge Befriedigung verschafft, und die Bedürfnisse kann man regulieren und der Überproduktion der diversen Industrien anpassen. Und die Roboter beweisen, daß sie die Sachen zu schätzen wissen, indem sie noch mehr arbeiten.« Er zögerte. »Das habe ich auch mit meinen Bedienungsrobotern gemacht. Es ist eine Rückkoppelung, verstehen Sie? Die Befriedigung führt zu verstärkter Arbeit. Das bedeutet noch mehr Produkte, die sie aufgrund des Befriedigungsschaltsystems haben wollen, woraufhin sie noch fleißiger arbeiten – und so geht das immer weiter.«

»Ein geschlossener Kreis«, flüsterte der hohe Beamte ehrfürchtig. »Diesmal ist es *wirklich* ein geschlossener Kreis.« Und so wurden die unerbittlichen Gesetze von Angebot und Nachfrage endgültig außer Kraft gesetzt. Die Menschheit wurde nicht mehr vom Überfluß gequält, ertrank nicht mehr in der Überproduktion. Die Menschen nahmen sich, was sie brauchten – und was sie nicht brauchten, bekamen die unersättlichen und regulierbaren Roboter. Nichts wurde verschwendet.

Denn eine Pipeline hat zwei Enden.

Man dankte Morey, überhäufte ihn mit Komplimenten, belohnte ihn reichlich, veranstaltete ihm zu Ehren eine Luftschnangenparade durch die ganze Stadt und stellte ihm ein Privatflugzeug zur Verfügung, das ihn nach Hause brachte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Rationierungsbüro bereits aufgelöst.

Cherry holte ihn vom Flughafen ab. Auf der Heimfahrt redeten sie vor Aufregung alle beide gleichzeitig. Und in ihrem Wohnzimmer holten sie den Begrüßungskuß nach, der zwischen den vielen Leuten in der Flughalle etwasdürftig ausgefallen war. Schließlich befreite sich Cherry lachend aus den Armen ihres Mannes.

»Habe ich dir schon erzählt, daß ich nicht mehr für Bradmoor arbeite?« fragte Morey. »Ich arbeite jetzt für die Regierung – als

Rechtsberater. Und...«, fügte er mit erhobener Stimme hinzu, »...gehöre jetzt der Klasse acht an.«

»Du lieber Himmel!« rief Cherry atemlos und so hingerissen, daß Morey beinahe ein schlechtes Gewissen bekam.

»Natürlich haben sie in Washington gesagt, daß die Klassen bald keine Bedeutung mehr haben«, erklärte er. »Aber es ist trotzdem eine Ehre.«

»Natürlich«, sagte Cherry stolzgeschwellt. »Auch Dad gehört nur der Klasse acht an, und er ist schon seit unzähligen Jahren Richter.«

Morey kräuselte die Lippen. »Es könnte uns gar nicht besser gehen. Natürlich werden die Klassen nach wie vor eine gewisse Geltung haben. In der Klasse eins wird man innerhalb eines Jahres so und soviel konsumieren müssen, in der Klasse zwei etwas weniger – und so weiter. Aber man wird in jeder Klasse Roboter zur Verfügung haben, die einen beim Konsum unterstützen. Und zwar wird das folgendermaßen gemacht: Man stellt bereits Faksimile-Roboter her, die...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Cherry. »Jede Person bekommt ein Robotduplikat.«

»Oh«, sagte Morey leicht verärgert. »Wieso weißt du das?«

»Unsere Faksimile-Roboter sind schon gestern geliefert worden. Der Mann vom Amt sagte, daß wir die ersten in dieser Gegend sind, die diese Dinger kriegen – weil es ja deine Idee war. Ich habe sie noch nicht eingeschaltet. Sie stehen im grünen Zimmer. Willst du sie sehen?«

»Klar!« sagte Morey erfreut. Er rannte vor Cherry her, um das Resultat seines verrückten Geistesblitzes zu inspizieren. Da lehnten sie an der Wand, unbewegt wie Statuen, und warteten darauf, mit Energie versorgt zu werden, damit sie ihre nimmermüden Gliedmaßen regen konnten.

»Deiner ist wirklich hübsch«, sagte Morey galant. »Aber – hör mal, soll mir dieses Ding da etwa ähnlich sehen?« Mißbilligend starrte er in das Chromgesicht des Robotmannes.

»Der Beamte hat gesagt, daß die Hersteller nur eine oberflächliche Ähnlichkeit angestrebt haben.« Cherry stand dicht hinter ihm. »Fällt dir sonst nichts auf?«

Morey beugte sich vor, um die Gesichter der Faksimile-Roboter aus der Nähe zu betrachten. »Nein – meiner schielt, und das gefällt mir gar nicht, aber... Oh, du meinst das da!« Er bückte sich, um einen kleineren Roboter zu inspizieren, der halb versteckt zwischen den beiden anderen stand. Er war nur zwei Fuß hoch, hatte einen großen Kopf, runde Glieder und ein dickes Bäuchlein. Er sieht fast so aus wie.... dachte Morey verwundert.

»Mein Gott!« Er wirbelte herum und starrte seine Frau fassungslos an. »Du meinst...«

»Ich meine«, sagte Cherry und errötete.

Morey nahm sie in die Arme.

»Liebling!« schrie er. »Warum hast du mir das denn nicht gesagt?«

Der teuflische Großvater

Mahlon zeugte Timothy, und Timothy zeugte Nathan, und Nathan zeugte Roger, und ihre Erdentage waren lang. Aber dann zeugte Roger Orville, und Orville war ein Teufel. Er zeugte Augustus, Wayne, Walter, Benjamin und Carl, meinen Vater, und ich finde, das ging zu weit, denn damals tauchte Gideon Upshur auf, um sich einzumischen.

Ich küßte Lucille gerade im Salon, als die Türglocke läutete, und sie war alles andere als erfreut über die Unterbrechung. Er war ein großer alter Mann mit einem sonnengebräunten Gesicht. Er schüttelte den Schnee von seinen Schuhen, starrte mich mit funkelnenden blauen Augen an und fragte: »Orvie?«

»Ich heiße George«, sagte ich.

»Wisch dir den Lippenstift vom Gesicht, George«, sagte er und stapfte herein.

Lucille richtete sich hastig auf und steckte die herausgefallenen Haare in ihren Knoten zurück. Er sah sie einmal kurz an, dann zog er ganz gelassen seinen Mantel aus, hängte ihn über eine Stuhllehne und setzte sich vor den Kamin.

»Ich heiße Upshur«, sagte er. »Gideon Upshur. Wo ist Orville Dexter?«

Bis zu diesem Augenblick hatte ich mir überlegt, ob ich ihn hinauswerfen sollte, aber jetzt gab ich es auf. Es war das erstemal seit fast einem Jahr, daß jemand zu uns kam und nach Orville Dexter fragte, und wir hatten schon aufgeatmet.

»Das ist mein Großvater, Mr. Upshur«, sagte ich. »Was hat er denn jetzt wieder angestellt?«

Er sah mich an. »Du bist sein *Enkel!* Und du weißt nicht, was er *angestellt* hat?« Er schüttelte den Kopf. »Wo ist er?«

Ich sagte ihm die Wahrheit. »Wir haben Großvater Orville seit fünf Jahren nicht mehr gesehen.«

»Und du weißt auch nicht, wo er ist?«

»Nein, Mr. Upshur. Er sagt nie, wohin er geht. Manchmal erzählt er es nicht einmal, wenn er zurückkommt.«

Der alte Mann kräuselte die Lippen. Er beugte sich vor, griff nach der Whiskyflasche, die auf dem Couchtisch stand, goß sich ein Glas voll und starre Lucille an.

»Ich schwöre Ihnen«, sagte er mit hoher, schriller Stimme, »diese Dexters sind eine Plage. Gehen Sie nach Hause!«

Er redete mit Lucille. Sie sah ihn böse an und öffnete den Mund, aber ich ließ sie nicht zu Wort kommen.

»Das ist meine Verlobte«, sagte ich.

»Ha!« rief er. »Zweifellos. Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als auf Orvie zu warten. Ist das Bett im Gästezimmer gemacht?«

»Mr. Upshur!« protestierte ich. »Wir freuen uns natürlich sehr, wenn wir Freunde von Großvater kennenlernen – aber nur Gott weiß, wann er heimkommen wird – vielleicht morgen, vielleicht in sechs Monaten oder in sechs Jahren.«

»Ich werde warten«, rief er über die Schulter, als er die Treppe hinaufstieg.

Nach den ersten beiden Wochen fand ich es gar nicht mehr so schlimm, daß er bei uns wohnte. Ich rief Onkel Wayne an und erzählte ihm alles, und er regte sich ziemlich auf.

»Ein großer, kräftig gebauter Mann?« fragte er. »Mit sonnengebräuntem Gesicht?«

»Das ist er«, rief ich. »Er scheint sich hier im Haus sehr gut auszukeimen.«

»Nun, warum auch nicht?« Onkel Wayne schwieg ein paar Sekunden lang. Dann sagte er: »George, du mußt deine Brüder zusammentreffen und...«

»Das geht nicht, Onkel Wayne«, entgegnete ich. »Harold ist bei der Army, und ich weiß nicht, wo William steckt.«

Er schwieg wieder. »Nun«, sagte er nach einer Weile, »mach dir keine Sorgen. Ich rufe dich an, sobald ich zurückkomme.«

»Willst du verreisen, Onkel Wayne?« wollte ich wissen.

»Allerdings, George«, sagte er und legte auf.

Nun stand ich also da – allein im Haus mit Mr. Upshur.

Lucille wollte nicht mehr zu mir ins Haus kommen. Ich besuchte sie ein paarmal, aber es war zu kalt, um mit dem Jaguar zu fahren, und William hatte die große Limousine mitgenommen, als er verschwunden war, und Lucille weigerte sich, mit mir im Jeep herumzufahren. So konnten wir also nichts weiter tun, als in *ihrem* Salon zu sitzen, und ihre Mutter saß bei uns, strickte und machte kleine Bemerkungen über Großvater Orville und dieses Mädchen in Eatontown.

Im großen und ganzen war ich also ziemlich froh, als die Küchentür aufging und Großvater Orville hereinkam.

»Großvater!« schrie ich. »Wie schön, daß du wieder da bist! Da ist ein Mann...«

»Pst, George!« sagte er. »Wo ist er?«

»Oben. Er schläft immer, wenn ich ihm das Dinner auf einem Tablett gebracht habe.«

»Du bringst ihm das Dinner rauf? Was ist denn mit den Dienstboten los?«

Ich hustete. »Nun ja, Großvater, nach diesem Ärger in Eatontown...«

»Schon gut«, sagte er hastig. »Laß dich nicht bei deiner Arbeit stören.«

Ich leerte die letzten Essensreste in den Müll, dann stellte ich das Geschirr in die Spülmaschine, während Großvater dasaß und mir zusah.

»George«, sagte er schließlich, » ich bin ein alter Mann. Ein sehr alter Mann.«

»Ja, Großvater«, antwortete ich.

»Mein Großvater ist noch älter als ich. Und *sein* Großvater ist noch älter.«

»Klar«, sagte ich. »Leider habe ich die beiden nicht kennengelernt.«

»Nein, George. Zumindest glaube ich nicht, daß sie in diesen letzten Jahren oft zu Hause waren. Großvater Timothy war im Jahre sechsundachtzig hier, aber damals warst du wohl noch nicht auf der Welt. Wenn ich mir's recht überlege – damals war ja noch nicht einmal dein Dad geboren.«

»Dad ist sechzig«, sagte ich. »Und ich bin einundzwanzig.«

»Natürlich bist du das George. Und dein Dad hält eine ganze Menge von dir. Erst vor zwei Monaten hat er dich erwähnt. Er meinte, du kämst jetzt in das Alter, wo man dir alles über uns Dexters erzählen sollte.«

»Was denn, Großvater Orville?« fragte ich.

»Verdammtd, George, darum geht es ja. Kannst du denn nicht sehen, daß ich dir was zu sagen versuche? Es ist nur so schwer in Worte zu fassen – das ist das ganze Problem.«

»Kann ich dir helfen?« fragte Gideon Upshur von der Tür her.

Großvater Orville erhob sich, richtete sich kerzengrade auf und sagte frostig: »Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du dich aus meinen Familienangelegenheiten raushalten würdest, Gideon Upshur.«

»Das ist auch meine Familie, junger Mann«, erwiderte Gideon Upshur. »Und deshalb bin ich hier. Ich habe Vetter Mahlon gewarnt, aber er wollte nicht auf mich hören. Ich habe Timothy gewarnt, aber er lief auf und davon – nach Amerika. Du siehst ja, was daraus geworden ist.«

»Jeder Mann hat das Recht, sich fortzupflanzen und seinen Namen zu erhalten«, sagte Großvater Orville stolz.

»Einmal – ja! Ich habe nie behauptet, daß ein Mann keinen Sohn haben soll – wenn du auch weißt, daß ich nie einen hatte, Orvie. Wie würde denn die Welt dastehen, wenn alle Leute drei oder vier Kinder bekämen, so wie ihr Dexters das betreibt? Erst sind's vier, und wenn die Kinder erwachsen sind, werden sechzehn draus, und wenn *die* erwachsen sind, vierundsechzig. In fünf Jahrhunderten gibt's Trillionen von uns, Orvie. Die ganze Welt wird überlagert sein von sechs Schichten unsterblicher, zappeliger, aufgekratzter Dexters, und ich...«

»Halt den Mund, Mann!« brüllte Großvater Orville. »Nicht vor dem Jungen!«

Gideon Upshur machte einen Schritt auf ihn zu und brüllte zurück: »Es wird Zeit, daß er draufkommt! Ich warne dich, Orville Dexter! Entweder du besserst dich, oder ich werde gewisse Maßnahmen ergreifen! Ich bin nicht nur gekommen, um mit dir zu reden. Wenn es sein muß, kann ich auch handeln.«

»Was? Du stinkender Mistkerl...«, begann Großvater Orville, aber dann fiel sein Blick auf mich. »Raus mit dir, George! Geh in dein Zimmer und bleib dort, bis ich dich rufe! Und was dich betrifft, du Idiot, ich bin genauso wie du vorbereitet, wenn es dazu kommen sollte...«

Ich ging hinaus. Die Situation war offenbar ziemlich verzwickt, und ich ließ Großvater Orville nur ungern allein, aber Befehl ist Befehl. Das hatte Dad mir beigebracht. Zuerst war der Lärm, der aus der Küche drang, ganz schrecklich, aber dann verstummte er.

Es war still, für eine lange, lange Zeit. Nach zwei Stunden begann ich mir Sorgen zu machen.

Leise stieg ich die Treppe hinunter und öffnete die Küchentür einen Spaltbreit.

Großvater Orville saß am Küchentisch und blickte ins Leere. Mr. Upshur konnte ich nirgends entdecken.

Großvater Orville sah auf und sagte mit müder Stimme: »Komm herein, George. Ich habe nur grade mal nach Luft geschnappt.«

»Wo ist denn Mr. Upshur?« fragte ich.

»Es war Notwehr«, sagte er hastig. »Außerdem war er ohnehin zu nichts mehr nütze.«

Ich starnte ihn an. »Ist Mr. Upshur etwas zugestoßen?«

Er seufzte. »George, manchmal glaube ich, daß das alte Blut immer dünner wird. Und jetzt darfst du mich nicht mit Fragen belästigen. Ich muß mich erst ein bißchen ausruhen.«

Befehl ist Befehl, wie ich bereits sagte. Ich merkte, daß die Müllbeseitigungsmaschine surrte und ging hinüber, um sie abzustellen.

»Komisch«, sagte ich. »Anscheinend habe ich vergessen, sie auszuschalten.«

»Mach dir keine Gedanken drüber«, murmelte Großvater Orville nervös. »Sag mal, George – die haben da doch keine Abzugsrohre eingebaut, während ich weg war?«

»Nein, Großvater«, antwortete ich. »Wir haben immer noch den alten trockenen Brunnen und die stinkende Zisterne.«

»Wie dumm!« meinte er. »Nun, aber das ist ja nicht so wichtig.«

Ich hatte ihm nicht so genau zugehört, denn ich merkte, daß der Boden glatt war und seltsam glänzte.

»Großvater«, sagte ich, »du hättest den Boden nicht aufwaschen müssen. Ich komme schon zurecht – obwohl das Personal weggelaufen ist, als...«

»Laß mich mit dem Personal zufrieden!« stieß er mürrisch hervor. »George, ich habe nachgedacht. Ich muß dir eine ganze Menge erklären, aber jetzt ist nicht der geeignete Zeitpunkt dazu, und vielleicht kann dir das dein Dad auch besser erklären. Er kennt dich ja auch viel besser als ich. Ehrlich gesagt, George,

ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken müßte – so daß du mich verstehen würdest. Hast du jemals bemerkt, daß wir Dexters ein bißchen anders sind als der Rest der Menschheit?«

»Nun, wir sind ziemlich reich.«

»Das meine ich nicht. Zum Beispiel damals, als du noch ein kleiner Junge warst und von einem Laster überfahren wurdest – ist dir da nichts aufgefallen? Ich meine – wie schnell du wieder auf den Beinen warst?«

»Eigentlich nicht, Großvater«, sagte ich und dachte an jene Zeit zurück. »Dad erzählte mir, daß alle Dexters schnell gesund werden, wenn ihnen mal was fehlt.« Ich bückte mich und sah unter den Tisch, an dem Großvater Orville saß.

»Oh, da liegen ja alte Kleider! Ist das nicht der gleiche Anzug, den auch Mr. Upshur getragen hat?«

Großvater Orville zuckte müde mit den Schultern. »Er hat ihn für dich liegengelassen«, erklärte er. »Und jetzt stell mir keine Fragen mehr, denn ich muß für eine Weile weggehen und bin schon spät dran. Wenn dein Onkel Wayne zurückkommt, sag ihm, ich möchte mich vielmals bedanken, weil er mir mitgeteilt hat, daß Mr. Upshur hier war. Ich werde deinem Dad Grüße von dir ausrichten, wenn wir uns zufällig treffen.«

Nun, das war im letzten Winter. Ich wünschte, Großvater würde bald zurückkommen, damit ich aufhören könnte, mir über das Problem Sorgen zu machen, das er mir aufgehalst hat.

Lucille war über ihre Wut damals nicht hinweggekommen, und so heiratete ich Mitte Februar Alice. Ich hätte gern ein paar Verwandte bei der Hochzeit dabei gehabt, aber damals war niemand in der Stadt – seither übrigens auch nicht, aber das spielte keine Rolle, weil ich ja volljährig war.

Ich war mit Alice von Anfang an glücklich, und was noch wichtiger war – jetzt weiß ich auch, was Großvater und Mr. Upshur mir zu erklären versucht hatten – ich meine, was uns Dexters betrifft.

Alice ist sehr hübsch und eine wunderbare Hausfrau. Das ist ein großer Vorteil, denn es ist mir nicht gelungen, auch nur einen einzigen von unseren Dienstboten zurückzuholen. In gewisser Weise ist das gut so, denn Alice ist im Haushalt vollauf beschäftigt und kommt nicht auf dumme Gedanken.

Aber jetzt wird das Wetter besser, und ich muß höllisch aufpassen, daß sie nicht auf die dritte Terrasse geht – zum trockenen Brunnen und zur Zisterne. Wenn sie dorthin geht, wird sie den Lärm hören. Er will unbedingt raus, und deshalb macht er sehr viel Lärm.

Ich weiß nicht. Vielleicht wäre es das beste, den steinernen Deckel von der Zisterne zu schieben und ihn rauszulassen.

Aber ich fürchte, er wird verdammt böse sein.

Die Geschwindigkeitsfalle

Ich hatte mir einen Fensterplatz ganz vorn reservieren lassen, weil man bei diesem besonderen Flug von vorn nach hinten servieren würde. Aber an dem Platz neben dem meinen war ein Schildchen mit dem Namen Gordie MacKenzie befestigt. Ich ging weiter, bis die Stewardeß rief: »Hallo, Dr. Grew! Wie nett, daß Sie wieder mal mit uns fliegen!«

Ich nickte und versperrte ihr den Mittelgang. »Kann ich mit irgend jemandem den Platz tauschen, der weiter hinten sitzt, Clara?«

»Ich glaube schon – lassen Sie mich mal nachsehen...«

»Wie wäre es mit dem da?«

»Nun – das ist kein Fensterplatz...«

»Aber er ist doch frei?«

»Mal sehen.« Sie nahm die Passagierliste aus ihrem Klapp-schränkchen und schaute nach. »Ja, er ist frei. Soll ich Ihre Tasche holen?«

»Ja, bitte. Ich muß nämlich arbeiten.« Und das mußte ich tatsächlich. Deshalb wollte ich nicht neben MacKenzie sitzen. Ich ließ mich auf den Sitz fallen und warf meinem Nebenmann einen finsternen Blick zu, um ihm klarzumachen, daß ich nicht an einem Gespräch interessiert war. Er starrte ebenso böse zurück und gab mir damit zu verstehen, daß ihm das sehr recht war. Ich sah, daß MacKenzie an Bord kam, aber er entdeckte mich nicht.

Bevor wir starteten, beobachtete ich, wie sich Clara über ihn beugte und seinen Gurt inspizierte. Gleichzeitig entfernte sie das Schildchen mit meinem Namen, das am Nebensitz hing. Kluges Mädchen.

Ich beschloß, ihr einen Drink zu spendieren, wenn ich das nächstmal in ein Motel kam, wo die Crew zwischen zwei Flügen übernachtete.

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, daß ich ein Jetset-Typ bin, der jede Stewardess der Airline mit dem Vornamen anredet. Die einzigen Mädchen, die ich öfter sehe, sind zwei auf der Strecke New York – Los Angeles und ein paar, die gelegentlich in O'Hare starten – vielleicht auch noch einige Damen, die ich hin und wieder zwischen Huntsville und dem Cape treffe. Oh, und da gibt's natürlich noch das Mädchen von der Air France, mit der ich ein- oder zweimal von Orly abgeflogen bin. Aber an die erinnere ich mich nur, weil sie mich mal in ihrem Citroen mitnahm, als die Metro streikte und kein Taxi zu finden war. Wenn ich mir's so überlege, komme ich eigentlich viel herum. Das sind die Nachteile der Branche. Wenn ich auch atmosphärische Physik studiert habe, so ist es in erster Linie meine Aufgabe, Unterschriften zu leisten – Sie wissen ja, nachdem ich die Instrumente abgelesen oder optische Beobachtungen gemacht habe, aus denen wir dann ersehen, welchen Luftdruck wir haben, wie hoch die Temperatur und wie die chemische Zusammensetzung beschaffen ist. So was ist heutzutage ein richtiger Sexy-Job, und ich werde zu vielen Konferenzen eingeladen. Ich sage »eingeladen«, und das ist durchaus nicht so zu verstehen, daß ich ablehnen könnte. Nicht, wenn ich eine Position im Department behalten will, die es mir hin und wieder erlaubt, meine Arbeit zu tun. Das alles ist ziemlich aufgeplustert und macht Spaß, zumindest wenn ich die Zeit habe, mich zu amüsieren. Und tatsächlich – es ist mir bereits gelungen, anständige Lokale in Cleveland oder Albuquerque aufzustöbern – versuchen Sie mal die mexikanischen Gerichte im Flughafenrestaurant – und einen Geschmack zu entwickeln, der es mir verbietet, minderwertige Weine zu trinken.

Das ist komisch, denn ich habe nicht erwartet, daß ich mal so werden würde – zumindest damals nicht, als ich noch ein junger Mann war und Willy Leys Artikel las und Ginseng in den Wäldern rings um Potsdam suchte – ich meine das New Yorker Potsdam –, um Geld zu verdienen, damit ich aufs Technologische Institut von Massachusetts gehen und Raumschiffe bauen konnte. Ich dachte, ich würde ein dürrer Wissenschaftler in schäbigen Kleidern und mit hungrigen Augen werden. Wahrscheinlich

dachte ich auch, daß ich niemals aus den Labors rauskommen – ich war wohl der Meinung, Raumschiffe würden in Labors konstruiert – und meine Gesundheit in langen Nächten über dem Rechenschieber ruinieren würde. Wie sich herausgestellt hat, ruiniere ich meine Gesundheit jetzt mit Truite Amandine und der Desorientiertheit, die durch die diversen Zeitverschiebungen entsteht.

Aber ich glaube, ich weiß jetzt, was ich dagegen tun werde.

Deshalb wollte ich die nächsten viereinhalb Stunden nicht vertun und mit Gordie MacKenzie quatschen – weil, mein Gott, weil ich vielleicht *wirklich* weiß, was man dagegen tun könnte.

Das ist zwar nicht mein Fachgebiet, aber ich habe mit ein paar Systematikern darüber gesprochen, und die hatten gar nicht diesen höflichen Ausdruck in den Augen, den manche Leute an den Tag legen, wenn man versucht, ihnen was über ihr Wissensgebiet zu erzählen. Ich werde mal sehen, ob ich Ihnen das erklären kann. Da gibt's etwa zwanzig Konferenzen und Symposien und Kolloquien in einem Monat, und zwar in jeder halbwegs wichtigen Branche, und man ist hoffnungslos out, wenn man nicht versucht, an möglichst vielen Veranstaltungen teilzunehmen. Dabei sind die Werkstätten- und Planungsbesprechungen und die Zum-Teufel-komm-sofort-runter-Charlie-sonst-verlieren-wir-die-Konzession-Versammlungen noch nicht mitgezählt. Und diese Zusammenkünfte finden zufällig immer gerade dort statt, wo man nicht ist. Ich habe schon seit dem letzten Weihnachtsfest, als ich Grippe hatte, nie mehr länger als sechs Tage hintereinander in meinem Haus geschlafen.

Die Frage ist jetzt – was wird bei all diesen Konferenzen erreicht? Ich lebte früher mal in dem Wahn, daß das alles geplant wäre – ich meine, die globale Verteilung, die Jet-Reisen und so weiter. Daß wir von einer Art psychischem Energieversorger aufgeputscht würden, während wir irgendwohin Jetten, mit sechshundert Stundenmeilen, um irgend etwas zu tun, was

enorm wichtig ist, denn sonst würden wir uns nicht so beeilen... Aber wer könnte so etwas schon planen?

Also gab ich diese Idee auf und konzentrierte mich auf was Besseres. Sie wissen doch sicher, daß es keine stupidere Kommunikationsmethode gibt, als dreitausend Meilen zu fliegen, um dann auf einem vergoldeten Stuhl in einem Hotelballsaal zu sitzen und fünfundzwanzig Leuten zuzuhören, die einem was vorlesen. Dreiundzwanzig von diesen Leuten interessieren einen überhaupt nicht, den vierundzwanzigsten kann man nicht verstehen, weil er einen unmöglichen Akzent hat und weil er alles blitzschnell runterrasselt, um das Flugzeug zu erreichen, das ihn zur nächsten Konferenz bringen wird. Und der fünfundzwanzigste versorgt einen mit Informationen, für die man vier Tage geopfert hat, inklusive der Flugdauer, obwohl man die Kopie des Schriebs in fünfzehn Minuten lesen könnte, daheim im Büro. Und mehr davon hätte. Natürlich gibt's auch interessante Zwischenspiele, wenn man im Cafe neben jemandem sitzt, der einem die neueste Meßmethode erklären kann, weil seine Firma was mit Telemetrie zu tun hat. So was versteht man nicht, wenn man's liest. Aber ich habe festgestellt, daß man immer weniger Zeit für solche Gespräche hat. Und daß man sich auch immer weniger dafür interessiert, weil man es einfach satt hat, neue Freunde zu finden, wenn man ohnehin schon dreihundert hat. Und man beginnt sich vorzustellen, was daheim auf dem Schreibtisch wartet, wenn man zurückkommt, und man erinnert sich voller Bedauern an die Zeit, die man mit einem geschwätzigen Ägypter auf dem Brüsseler Flughafen vertan hat, wo man eineinhalb Stunden lang den Suezkrieg nacherleben mußte.

Sie verstehen also, was ich meine. Die Verschwendung von Zeit und wertvollem Treibstoff, okay?

Und was der Jammer an der Sache ist – man könnte Informationen so einfach und so billig auf elektronische Weise weitergeben und erhalten. Ich weiß nicht, ob Sie schon mal das Fernsehtelefon aus dem Beil-Labor gesehen haben. Es wurde bei einigen Konferenzen vorgestellt, und es *ist fast so*, als würde man mit seinem Partner von Angesicht zu Angesicht sprechen.

Viel besser als das normale Telefon. Man kriegt alles mit – außer der Whiskyfahne, die der Gesprächspartner vielleicht von sich gibt. Und das ist nur eins dieser Geräte – es gibt auch noch Faksimile-, Telemetrie-, Fernlese-Computer und Fernschreiber. Wenn wir das alles haben – warum verwenden wir es nicht? Warum verzichten wir auf die Vorteile dieser Errungenschaften? Sie wissen doch, wie man eine Bandaufzeichnung bearbeiten kann. Man kann die überflüssigen Teile eines Vertrags weglassen, die Pausen streichen, und man kriegt trotzdem alles mit, nur daß man vierhundert Wörter pro Minute serviert bekommt statt sechzig oder siebzig, von denen die Hälfte aus Wiederholungen oder »Was ich damit sagen wollte« besteht.

Nun, das gehört zum System, und es ist nicht mein Bier. Damit müssen sich Experten befassen – nicht ich. Ein paar von den Burschen sind wirklich scharf darauf, und wir werden uns treffen, sobald wir Zeit dazu finden.

Vielleicht werden Sie sich fragen, welchen Beitrag ich zu leisten gedenke. Ich glaube, ich habe da was. Zum Beispiel – wie kann man Diskussionen so lenken, daß man sich der Lösung des jeweiligen Problems nähert? Ich habe ein paar Artikel gelesen, in denen stand, wie man eine Konferenz vereinfachen kann, so daß man wirklich *konferiert*. Und ich habe auch eine eigene Idee – eine Lieblingsidee. Ich nenne sie Debattenquantum, das nicht reduzierbare Minimum an Argumentation, das jedem Diskussionsteilnehmer zusteht, wenn eine seiner Behauptungen in Frage gestellt oder widerlegt wird, bevor er zum nächsten Programm-Punkt übergeht.

Wenn nur die Hälfte meiner Idee verwirklicht werden könnte, würden Leute meinesgleichen ihr Pensum – oh, wir wollen konservativ sein – in einem Viertel der Zeit erledigen, die wir jetzt vergeuden.

Dann hätten wir drei Viertel mehr Zeit als jetzt – und was würden wir damit anfangen? Wir würden natürlich arbeiten, die Dinge tun, die wir tun müßten, die wir aber nicht tun, weil wir keine Zeit dafür haben. Ich meine das wörtlich und völlig ernst. Ich finde wirklich, daß wir viermal so viel arbeiten könnten wie

jetzt. Und ich bin auch überzeugt, daß wir dann schon in fünf Jahren auf dem Mars landen könnten statt erst in zwanzig, daß wir die Leukämie in zwölf Jahren heilen könnten statt in fünfzig – und so weiter.

Das wären also meine Pläne – und deshalb wollte ich keine Zeit mit Gordie MacKenzie verschwenden. Ich hatte alle meine Notizen in der Aktentasche mitgenommen, und viereinhalb Stunden würden mir genügen, um sie alle zu ordnen und meinen Systematiker-Freunden und ein paar anderen Leuten, die sich dafür interessierten, einen Entwurf vorlegen zu können.

Sobald wir in der Luft waren, klappte ich den kleinen Tisch hinab und begann meine Papiere zu sortieren.

Aber es funktionierte nicht.

Komisch, wie oft es nicht funktioniert... Ich meine, wenn man etwas tun will und sich auf den Zeitpunkt freut, wo man es endlich tun kann – und wenn die Zeit dann plötzlich verstrichen ist, ohne daß man es getan hat... In meinem Fall lag es daran, daß Clara mit den Cocktails nach hinten kam. Sie wußte, daß ich einen Martini Extra-Dry mit einem Scheibchen Zitrone bevorzugte, und so schob ich die Papiere höflich beiseite, als sie mir das Glas hinstellte. Dann kam sie mit den Hors d'ceuvres, und ich steckte die Papiere in die Taschen zurück, weil ich Hunger hatte. Danach mußte ich entscheiden, wie ich meine Tournedos haben wollte, und das Dinner samt Wein und Kaffee dauerte fast zwei Stunden. Wenn ich mir den Film auch nicht ansehen wollte – es hat schon was für sich, wenn da vorn so eine Leinwand flimmert, wenn der Held auf dem eigenen Fernseher gerade einen Bombenangriff wagt, wenn die Helden auf den Bildschirmen der vorderen Sitze, die man aus den Augenwinkeln sieht, gerade erschossen werden oder in Flammenmeere stürzen oder bei Besprechungen sitzen oder an der Theke stehen... Das kann einen schon sehr ablenken, vor allem von dem Film, der über den eigenen Bildschirm läuft. Es gelang mir, meine Aufmerksamkeit zu konzentrieren, vor allem mit Hilfe meines Drinks. Und als der Film vorbei war, wurde der zweite Kaffee mit Pfefferminzplätzchen serviert, dann wurden wir aufgefordert, uns

anzuschnallen, und wir landeten auf der großen Aluminiumfläche über Mount Wilson, und ich hatte keine Zeit gehabt, meine Notizen zu ordnen. Nun, daran war ich gewöhnt. In Potsdam hatte ich ja auch kein einziges Ginseng-Pflänzchen gefunden. Ich hatte um ein Stipendium kämpfen müssen.

Ich ging ins Hotel, wusch mir das Gesicht, dann ging ich hinunter in den Versammlungsraum, gerade rechtzeitig, um einen langweiligen Vortrag über die Klarluftturbulenzen in planetaren Atmosphären zu hören. Ziemlich viele Leute saßen im Saal, vielleicht siebzig oder achtzig, aber was sie sich von diesem Vortrag versprachen, konnte ich mir nicht vorstellen, und so nahm ich mir ein Programm und schlich hinaus.

Irgend jemand, der neben der Kaffeemaschine lehnte, rief mir zu: »Hallo, Chip!«

Ich ging hinüber und schüttelte ihm die Hand. Es war ein junger Bursche namens Resnik von dem kleinen College, wo ich meinen Bakkalaureus gemacht hatte. Jetzt wandte er sich an den Mann, der neben ihm stand – ein großer, grauhaariger Bunker-Typ, den ich nicht kannte. »Dr. Ramos, das ist Dr. Chesley Grew. Chip, das ist Dr. Ramos. Er ist bei der NASA. Es war doch die NASA, nicht war?«

»Nein, ich bin Mitglied einer Stiftung. Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen, Dr. Grew.«

»Danke. Vielen Dank.« Ich hätte gern eine Tasse Kaffee getrunken, aber ich wollte dabei nicht hier herumstehen und mich mit diesen Leuten unterhalten. Deshalb sagte ich: »Nun, ich werde mal fragen, ob noch ein Zimmer frei ist. Wenn Sie mich entschuldigen würden...«

»Laß das doch, Chip!« entgegnete Larry Resnik. »Ich habe vor einer halben Stunde gesehen, wie du dir den Zimmerschlüssel geholt hast. Du willst nur in dein Zimmer gehen und arbeiten.«

Das war mir ein bißchen peinlich. Was Resnik betraf, so war es mir egal, aber den anderen Mann kannte ich nicht. Er grinste und sagte: »Larry hat mir schon erzählt, daß Sie so einer sind.

Übrigens, als Sie in den Saal gingen, meinte er, Sie würden in dreißig Sekunden wieder rauskommen. Er hat recht behalten.«

»Nun ja, Klarluftturbulenzen reizen mich nicht besonders...«

»Das kann Ihnen weiß Gott niemand übelnehmen. Haben Sie Lust auf einen Kaffee?«

Da ich nicht unhöflich sein wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als zu antworten: »Ja, bitte – danke.« Ich schaute zu, wie er einen Becher nahm und aus der großen silbernen Maschine Kaffee hineinfließen ließ. Irgendwie kam er mir bekannt vor, aber ich wußte nicht, wo ich ihn schon mal gesehen hatte. »Haben wir uns nicht in Dallas bei den Doppel-A-Sitzungen gesehen?«

»Leider nicht. Zucker? Nein, ich nehme nur selten an diesen Konferenzen teil, aber ich habe ein paar von Ihren Abhandlungen gelesen.«

Ich rührte in meinem Kaffee. »Danke, Dr. Ramos.« Ich habe schon vor langer Zeit gelernt, daß man einen Namen möglichst oft wiederholen muß, denn dann wird man ihn nicht so bald vergessen. Aber die meisten Namen vergesse ich trotzdem.

»Ich werde morgen meinen Vortrag halten, Dr. Ramos. Über eine fotometrische Technik, Richtungskoeffizienten aus planetaren Flugobjekten abzuleiten. Leider ist nicht viel dabei, was man nicht ohnehin schon in Langley entwickelt hat.«

»Hm – ich habe diese Abhandlung gelesen.«

»Aber du kriegst trotzdem deine kleinen Scheinchen dafür?« fragte Larry. Er atmete schwer. »Wie viele sind's denn in diesem Jahr?«

»Oh, eine ganze Menge.« Ich versuchte meinen Kaffee möglichst schnell und trotzdem unauffällig auszutrinken. Larry schien sich in einer unglückseligen Stimmung zu befinden.

»Davon haben wir gerade geredet, als du rausgekommen bist. Dreißig Abhandlungen pro Jahr und zwischen den Konferenzen Komitee-Berichte. Wann hast du eigentlich zum letztenmal einen

vollen Monat an deinem Schreibtisch verbracht? Also, in meiner Abteilung...«

Ich spürte, wie mein Interesse geweckt wurde, obwohl ich das nicht wollte. Ich wollte zu meinen Notizen zurückkehren.

»Weißt du, was Fred Hoyle gesagt hat?«

»Ich glaube nicht, Larry.«

»Er hat gesagt, in der Minute, wo ein Mann irgendwas tut, würde sich die ganze Welt gegen ihn verschwören, um zu verhindern, daß er das jemals wieder tut. Die Vorsitzenden der Programmkomitees laden ihn ein, Vorträge zu halten. Die Kuratoren fordern ihn auf, bei irgendwelchen Komitees Mitglied zu werden. Die Zeitungsreporter bitten ihn, in einer Show aufzutreten, zusammen mit einem Komiker, einer Sängerin und einem Bandleader, und dem Publikum zu erzählen, ob es Lebewesen auf dem Mars gibt.«

»Und die Leute, die mit ihm sympathisieren, halten ihn auf Konferenzen von der Arbeit ab«, sagte Dr. Ramos und kicherte. »Wirklich, Mr. Grew, wir könnten es verstehen, wenn Sie sich in Ihrem Zimmer verkriechen würden.«

»Ich bin nicht einmal sicher, ob es diese Welt ist«, erklärte Larry. Er war nicht nur ein Ärgernis, er redete auch sinnloses Zeug. »Übrigens, ich habe bisher noch nichts Richtiges getan – nicht so wie du, Chip. Aber eines Tages werde ich was tun.«

»Seien Sie doch nicht so bescheiden!« entgegnete Dr. Ramos. »Hören Sie mal – wir machen hier ziemlich viel Lärm. Suchen wir uns doch ein gemütliches Eckchen, wo wir uns in Ruhe unterhalten können – es sei denn, Sie wollen wirklich arbeiten, Dr. Grew.«

Aber ich war bereits halb davon überzeugt, daß es auch zu meiner Arbeit gehörte, mich mit Larry und Dr. Ramos zu unterhalten. Und so gingen wir in mein Zimmer und dann in Larrys, wo ein Bericht über die Rand Corporation in seiner

Tasche lag, zusammen mit ein paar Notizen, die ich ihm einmal geschickt hatte. Der Konferenzsaal sah uns nicht wieder. Um zehn ließen wir uns was zu essen raufschicken, blieben sitzen, tranken kalten Kaffee und in mäßigen Mengen Bourbon, aus einer Flasche, die Larry mitgebracht hatte, und ich erzählte ihnen alles, was ich mir jemals über die Transmission technologischer Informationen ausgedacht hatte. Und was man damit anfangen könnte. Dr. Ramos kriegte alles mit und war der beste Zuhörer, den Larry und ich je gehabt hatten, wenn er auch nicht viel mehr sagte als »Ja, natürlich« und »Ich verstehe«. Damit drückte er eine ganze Menge aus. Und wie ein Kind kurz vor Weihnachten saß ich da und stellte mir vor, wie viel ich in zwei Jahren für die Amortisierung von Systemen und für die hohen Tiere tun könnte. Und die beiden bestärkten mich in meiner Euphorie. Es war ein schwindelerregender Abend. Kurz vor dem Ende unseres Gesprächs rechneten wir auf, wie schnell wir den Mars kolonialisieren und eine Flotte interstellarer Raumlinienschiffe starten würden, wenn die gesamte Arbeitszeit aller existierenden Menschen mit Arbeit ausgefüllt werden könnte. Danach entstand eine Pause, und Larry stand auf, öffnete die französischen Türen und trat auf den Balkon hinaus, zwanzig Stockwerke hoch oben. Unter uns lag Los Angeles, und über den südlichen Bergen braute sich ein Gewitter zusammen. Die frische Luft verhalf mir für wenige Augenblick zu einem klaren Kopf, und mir wurde erstens bewußt, daß ich müde war, und zweitens, daß ich in sieben Stunden diesen verdammt Vortrag halten mußte.

»Machen wir lieber Schluß«, sagte Dr. Ramos.

Larry wollte erst widersprechen, dann grinste er. »Okay, ihr alten Knaben. Übrigens würde ich mir deine Notizen gern ansehen, wenn es dich nicht stört, Chip.«

»Okay, aber verschlamp sie nicht«, sagte ich, ging in mein Zimmer zurück und in mein Bett, und dann lag ich da mit weit geöffneten Augen und lächelte, bevor ich einschlief und träumte, daß ich fünfzig Wochen im Jahr Zeit hatte, um meine eigentliche Arbeit zu tun.

Ich war erstaunlich schnell wach, nachdem der Hotelwecker geklingelt hatte. Wir hatten vereinbart, in Larrys Zimmer zu frühstücken, damit ich meine Notizen holen und mich mit den anderen vielleicht noch ein bißchen unterhalten konnte, bevor die Vormittagssitzung begann. Als ich in Larrys Etage ankam, sah ich Dr. Ramos auf Zehenspitzen den Flur entlangsleichen.

»Guten Morgen«, sagte er. »Ich habe gerade zwei Flitterwöchner geweckt, die das nicht zu schätzen wußten. Wohnt Larry nicht in Nummer 2051?«

»Nein, in 2052, in der anderen Richtung.«

Er grinste und folgte mir, und dabei erzählte er mir einen recht komischen Flitterwochenwitz, der gerade noch oberhalb der Gürtellinie war.

Larry rührte sich nicht, als ich an seine Tür klopfte. Immer noch lachend sagte ich: »Versuchen Sie's mal!« Aber Dr. Ramos hatte ebenso wenig Erfolg wie ich.

Da hörte ich zu lachen auf. »Er kann doch nicht vergessen haben, daß wir zu ihm kommen wollten.«

»Vielleicht hat er nicht abgeschlossen.«

Ich drückte auf die Klinge, die Tür ließ sich mühelos öffnen.

Aber Larry war nicht in seinem Zimmer. Die Tür zum Bad stand offen, ebenso die Balkontür. Larry war nicht da. Das Bett war zerwühlt, aber leer.

»Ich glaube nicht, daß er weggegangen ist«, sagte ich. »Schauen Sie, seine Schuhe stehen immer noch da.«

Der Balkon war nicht so groß, daß man sich darauf verstecken konnte, aber ich ging trotzdem hinaus. Er war schmal und regennaß, und ich fand nichts weiter als feuchte Liegestühle und ein paar Zigarettenstummel.

»Offenbar war er hier draußen«, sagte ich, und dann kam ich mir ziemlich melodramatisch vor, als ich mich über das Geländer beugte. Es war eigentlich gar nicht melodramatisch, denn vor

der geschwungenen Hotelfassade, am Rand des Springbrunnens, lag irgend etwas Verkrümmtes, und ein Mann stand daneben und schrie den Portier an. Es war so früh am Morgen, daß noch kein Straßenlärm herrschte, und so hörte ich seine Stimme schwach heraufdringen, über die zweihundert vertikalen Fuß hinweg, die uns von dem trennten, was von Larry übriggeblieben war.

Sie sagten die Vormittagssitzung ab, aber sie beschlossen, am Nachmittag weiterzumachen, und ich focht einen langen, entnervenden Kampf mit Gordie Mackenzie aus, der seinen Vortrag unbedingt zum geplanten Termin halten wollte, um drei Uhr nachmittags. Aber zu diesem Zeitpunkt sollte mein Vortrag eingeschoben werden, und ich war einfach nicht gut genug gelaunt, um nachzugeben – nicht, nachdem ich zwei Stunden mit dem Leichenbeschauer und dem Hotelpersonal verbracht und den Leuten bei dem Versuch geholfen hatte, herauszufinden, warum Larry vom Balkon gesprungen oder gefallen war. Und schon gar nicht, nachdem es feststand, daß er alle meine Notizen in der Hand gehalten hatte, als er runtergesprungen war und daß sie nun als feuchte Papierfetzen über dem ganzen Los Angeles County verstreut waren.

Ich war also ziemlich sauer. Da ich mal gehört hatte, Krafft Ehricke hätte einen Zwölf-Minuten-Vortrag in drei Minuten und fünfundvierzig Sekunden vorbereitet, versuchte ich diesen Rekord zu brechen und schaffte es beinahe. Dann warf ich alles, was ich besaß, in meinen Koffer und bezahlte meine Rechnung, in der Absicht, das Hotel zu verlassen, zum Flughafen zu fahren und mit der ersten Maschine nach Hause zu fliegen.

Aber der Empfangschef sagte: »Ich habe eine Nachricht für Sie, Dr. Grew. Dr. Ramos läßt Sie bitten, nicht zu gehen, bevor Sie mit ihm gesprochen haben.«

»Danke.« Ich überlegte, ob ich ihm den Gefallen tun sollte, aber es stellte sich heraus, daß ich keine Entscheidung zu treffen brauchte. Ramos kam durch die Halle auf mich zugelaufen, mit besorgtem Gesicht.

»Ich habe mir gedacht, daß Sie abreisen würden«, sagte er.
»Bitte, schenken Sie mir zwanzig Minuten von Ihrer Zeit.«

Ich zögerte, und er winkte einen Pagen heran. »Er soll sich um Ihr Gepäck kümmern, und dann gehen wir hinunter und trinken einen Kaffee.« Ich ließ mich auf die Terrasse vor dem Cafe führen, wo es nach dem Regen warm und sauber war, und ich fragte mich, ob Dr. Ramos die Stelle wiedererkennen würde, wo Larry aufgeschlagen war. Aber ich bin nicht besonders feinfühlig in solchen Dingen, und er war es offenbar auch nicht. Wenn er wollte, konnte er ziemlich autoritär wirken. Kaum hatten wir uns an einen Tisch gesetzt, hatte er auch schon eine Kellnerin zu sich beordert und Kaffee und Sandwichs bestellt, ohne mich vorher zu fragen. Dann begann er ohne Umschweife: »Chip, geben Sie's nicht auf. Es tut mir leid wegen Ihrer Notizen – aber ich möchte nicht, daß Sie aufgeben.«

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück und fühlte mich sehr müde. »Ich werde nicht aufgeben, Dr. Ramos...«

»Nennen Sie mich Laszlo.«

»Ich werde nicht aufgeben, Laszlo. Übrigens – ich habe schon die ganze Zeit darüber nachgedacht.«

»Das wußte ich.«

»Wenn ich nächste Woche ein paar Konferenzen ausfallen lasse und Larrys Tod als Entschuldigungsgrund angebe – ich würde jeden Grund angeben, der mir nur irgendwie von Nutzen wäre –, könnte ich den Großteil der Notizen aus dem Gedächtnis rekonstruieren. Vielleicht würde ich es in einer Woche nicht schaffen. Ich müßte mir einige Unterlagen noch einmal kopieren und schicken lassen.«

»Sehr gut. Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen.« Die Kellnerin servierte den Kaffee und die Sandwichs, und er verscheuchte sie, sobald sie alles auf den Tisch gestellt hatte. »Sehen Sie, Chip – ich bin nur Ihretwegen hierhergekommen.«

Ich sah ihn an. »Interessieren Sie sich für Fotometrie?«

»Nein – nicht für Ihren Vortrag, aber für Ihre Idee. Worüber wir da die halbe Nacht geredet haben... Ich wußte nicht, daß Sie mein Mann sind, bevor Resnik Sie gestern erwähnt hat. Und nach der letzten Nacht war ich mir ganz sicher.«

»Ich habe schon einen Job, Dr.... Laszlo.«

»Ich biete Ihnen keinen Job an.«

»Was wollen Sie dann von mir?«

»Ich biete Ihnen die Chance, Ihre Idee zu verwirklichen. Ich habe Geld, Chip – das Geld der Stiftung, das für etwas Sinnvolles ausgegeben werden soll. Nicht für Raum- oder Krebsforschung oder höhere Mathematik. Das wird ohnehin alles hinreichend finanziert. Meine Stiftung sucht nach Projekten, die nicht in das übliche Schema passen. Nach großen Projekten – wie dem Ihren.«

Nun, ich war natürlich ziemlich aufgeregt. Und es tat mir richtig gut, so ernst genommen zu werden.

»Ich habe den Sekretär unseres Aufsichtsrats in Washington angerufen, sobald das Büro geöffnet war. Natürlich konnte ich ihm am Telefon nicht genug mitteilen, um ihn dazu zu bewegen, Ihnen schon jetzt einen offiziellen Auftrag zu erteilen. Aber er ist interessiert. Und der Aufsichtsrat wird uns sicher keine Schwierigkeiten machen. Nächste Woche findet eine Versammlung statt, und ich möchte, daß Sie daran teilnehmen.«

»In Washington? Ich weiß nicht, ob ich...«

»Aber nein«, unterbrach mich Dr. Ramos. »Unsere Stiftung ist international, Chip. Wir werden uns am Corner See treffen. Dort können Sie in Ruhe arbeiten und werden nicht ständig von Ihrem Büro angerufen.«

»Aber – ich bin mir nicht sicher...«

»Wir werden Sie unterstützen. Sie bekommen alles, was Sie brauchen, einen Mitarbeiterstab, ein Büro. Wir bauen gerade ein Werk in Ames, Iowa. Dort wird man Sie natürlich ebenfalls brauchen – aber höchstens zwei Tage im Monat. Und...« Er

grinste entschuldigend. »Ich weiß, es wird Ihnen nichts bedeuten. Wenn Sie erst mal eine Medaille auf der Brust haben, ist der Rest nicht mehr so aufregend. Aber es wird sich ganz gut in Ihrem *Who's Who-Eintrag* machen. Und, wie dem auch sei, der Sekretär hat mich bereits dazu ermächtigt, Ihnen zu sagen, daß man Ihnen ein Amt in unserem Kuratorium anbietet.«

Ich begann den Kaffee zu brauchen und trank einen großen Schluck. »Das geht mir alles ein bißchen zu schnell, Laszlo«, sagte ich.

»Die Mitglieder unserer Organisation treffen sich in Flagstaff. Sie besitzen dort einen Country Club. Es wird Ihnen gefallen. Dort treffen wir uns natürlich nur sechsmal im Jahr. Aber es lohnt sich. Natürlich sind wir wie jede andere Körperschaft auch politisch orientiert, und als Mitglied unseres Kuratoriums werden Sie großen Einfluß gewinnen.«

Und so redete er weiter, und ich saß da und hörte zu, und alles, was ich mir jemals erhofft hatte, wurde Wirklichkeit. Eine Woche später saß ich an einem riesengroßen Fenster, blickte auf den Corner See hinaus und war Projektdirektor mit allen Vollmachten, war Kurator und hochgeehrtes Mitglied der Organisation und hatte einen Mitarbeiterstab von einundvierzig Mann.

Nächste Woche werden wir das Lawrence Resnik-Gedenkhaus in Ames einweihen. Es war meine Idee gewesen, es so zu nennen, und alle hatten zugestimmt. Und wenn es auch ein teuflisches Jahr war, so kann ich doch sehen, daß wir Fortschritte gemacht haben. Es erscheint mir immer noch unvernünftig, daß ich so viel Zeit mit Verwaltungskram und Konferenzen verschwende. Aber als ich gestern in Montreal mit Laszlo darüber sprach, grinste er mich anerkennend an. »Ich habe mich schon gefragt, wie lange es dauern würde, bis Ihnen das auffällt. Aber man soll nichts überstürzen, und Sie sehen ja selber, daß es sich lohnt. Habe ich Ihnen schon erzählt, was für einen guten Eindruck Ihre Vortragsreise gemacht hat?«

»Ja, das haben Sie schon getan – danke. Aber wenn das Resnik-Werk erst einmal läuft, werden wir mehr Zeit haben.«

»Klar! Sagen Sie nicht, daß ich es Ihnen erzählt habe...«

Er zwinkerte mir zu. »Aber vergessen Sie nicht, daß ich schon mal was von dem Auftrag des Präsidenten bezüglich der interdisziplinaren Angelegenheiten angedeutet habe... Nun ja, das ist noch nicht offiziell. Aber definitiv. Wir haben in Shoreham schon eine Suite für Sie gemietet, die werden Sie oft bewohnen. Wir haben sogar einen Raum als Büro einrichten lassen. Dort können Sie Ihre Notizen aufbewahren und zwischen den einzelnen Trips ein bißchen was arbeiten.«

Nun, ich sagte ihm natürlich, falls er die Notizen meinte, die ich zu rekonstruieren versucht hatte – die würden nicht soviel Platz brauchen.

Eigentlich brauchten sie überhaupt keinen Platz, denn bisher war ich noch gar nicht dazu gekommen, daran zu arbeiten.

Ich hatte gedacht, mit ein bißchen Glück würde ich es schaffen. Aber ich hatte nicht viel Glück gehabt. Der arme Honeyman zum Beispiel – ich hatte ihm bereits geschrieben und ihn um eine Kopie des Berichts gebeten, den er mir schon mal geschickt hatte, als ich hörte, daß seine Jolle in einem Sturm gekentert war. Man fand seine Leiche erst eine Woche später. Und kein Mensch scheint zu wissen, wo er die Kopie des Berichts aufbewahrt hat. Wenn er sie überhaupt angefertigt hat. Und...

Nun, da war diese komische Bemerkung, die Resnik am Tag vor seinem Tod machte – daß sich die ganze Welt gegen jeden Mann verschwören würde, der irgendwas zu tun versucht. Und dann hatte er noch hinzugefügt: »Ich bin nicht einmal sicher, ob es diese Welt ist.«

Ich fand heraus, was dieser Scherz zu bedeuten hatte – das heißt, wenn es überhaupt als Scherz gemeint war. Angenommen, irgend jemand wollte nicht, daß wir so schnelle Fortschritte machten – irgend jemand von einer anderen Welt. Das ist natürlich dumm. Das heißt – ich glaube, daß es dumm ist.

Aber wenn diese Gedankengänge nicht dumm sind, dann muß die ganze Sache alles andere als dumm sein. Und damit meine ich, daß sie gefährlich sein muß. Kürzlich bin ich vor meinem Haus zweimal fast überfahren worden – von irgendwelchen verrückten Leuten. Und dann verpaßte ich den Bus zum Flughafen und sah, wie die Maschine gleich nach dem Start abstürzte.

Zwei Dinge würde ich gern wissen – nur spaßeshalber. Erstens – woher kriegt die Stiftung ihr Geld und warum? Zweitens, und ich werde versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu bekommen, wenn ich das nächstmal in Los Angeles bin – war da wirklich ein Hochzeitspaar in Zimmer 2051, das Laszlo Ramos an jenem Morgen irrtümlich weckte – etwa um die Zeit, als Larry zwanzig Stockwerke tief abstürzte?

Der reichste Mann von Levittown

Margery versuchte den Hörer auf die Gabel zurückzulegen, aber das Telefon schrillte sofort wieder. Sie hob den Hörer ab und sagte: »Lassen Sie uns endlich in Ruhe! Wir brauchen nichts!« Blitzschnell warf sie den Hörer auf die Gabel, um die Verbindung zu unterbrechen, dann nahm sie ihn wieder ab.

In diesem Augenblick läutete die Türglocke.

»Jetzt bin ich dran«, sagte ich und legte die Zeitung beiseite. Es sah so aus, als würde ich nie herausfinden, wie es gerade in der Nationalliga stand. Es war der Streifenpolizist Gamelsfelder.

»Ein Mann will Sie sprechen, Mr. Binns. Er sagt, es sei sehr wichtig.« Er schwitzte – ich sah die dunklen Flecken auf seinem Hemd. Ich wußte, was er dachte. Wir hatten eine Klimaanlage und Geld, und er riskierte für ein lausiges Polizistengehalt jeden Tag sein Leben, und was war das überhaupt für ein Land? An diesem Nachmittag hätte er mir das wohl gern gesagt.

»Für ihn mag es vielleicht wichtig sein, aber ich will niemanden sehen. Tut mir leid, Officer.« Ich schloß die Tür.

»Hilfst du mir das Baby wickeln?« fragte Margery.

»Mit Vergnügen, Liebling«, sagte ich fröhlich. Es bereitete mir wirklich Vergnügen – abgesehen davon war es sehr diplomatisch, das zu sagen, denn sie stand kurz vor dem Explodieren. Und außerdem machte ich es gern, weil ich irgend etwas selbst tun und eine nette, einfache Aufgabe erfüllen wollte, zum Beispiel einen Einjährigen mit einem Knie festzuhalten, das ich ihm auf die Brust drückte, während jemand anders seine Füße umklammerte und die Windel in die richtige Position brachte. Es war natürlich sehr nett von Onkel Otto gewesen, mir das Geld zu hinterlassen, aber hatten sie das unbedingt in der Zeitung erwähnen müssen?

Die Türglocke läutete gerade, als ich das Baby anzog. Margery war oben bei Gwennie, die aus Leibeskräften schrie, weil sie einen aufregenden Tag erlebt hatte und weil sie immer schrie,

und so stellte ich den Kleinen auf seine fetten Beinchen und machte die Tür auf. Es war schon wieder der Polizist. »Ein paar Telegramme für Sie, Mr. Binns. Ich wollte nicht, daß der Junge sie abliefert.«

»Danke.« Ich warf sie in die Schublade des Telefontischchens. Was hätte es für einen Sinn, sie zu öffnen? Sie stammten von Leuten, die von Onkel Otto und dem Geld gehört hatten und mir was verkaufen wollten.

»Der Bursche ist immer noch da«, sagte Streifenpolizist Gamelsfelder mürrisch. »Ich glaube, es geht ihm schlecht.«

»Wie bedauerlich!« Ich versuchte die Tür zu schließen.

»Und er hat gesagt, ich soll Cuddles sagen, daß Tinker hier ist.«

Ich hielt mich an der Tür fest. »Cud...«

»Das hat er gesagt.« Gamelsfelder sah, daß er mich damit aus der Fassung gebracht hatte, und das gefiel ihm offenbar, denn er lächelte zum erstenmal.

»Wie – wie heißt er?«

»Winston McNeely McGhee«, sagte Officer Gamelsfelder strahlend. »Jedenfalls hat er mir das erzählt, Mr. Binns.«

»Schicken Sie diesen Hurensohn – eh – schicken Sie den Mann herein«, trug ich ihm auf und machte einen Satz, um das Baby von dem Aschenbecher wegzuzerren, in den Margery eine brennende Zigarette gelegt hatte. Winnie McGhee – das genügte, um mir den Tag restlos zu verderben.

Er kam herein und hielt sich den Kopf, als würde der tausend Pfund wiegen. Er hatte noch nie gesund ausgesehen, nicht einmal damals, als Margery mich vor dem Altar hatte stehen lassen, um mit ihm durchzubrennen. Es lag an seinem sanften, poetischen Charme, und vielleicht hatte er den immer noch. Jedenfalls sah er wirklich krank aus – so als würde er nur hundert Pfund wiegen, den Kopf nicht mitgerechnet. Der Kopf

sah wie ein Ballon aus. »Hallo«, stöhnte er. »Hast du eine Acetylsalicylsäuretablette?«

»Was?« fragte ich. Aber er fand keine Gelegenheit, mir sofort zu antworten, denn in diesem Augenblick raschelte und scharrete es in der Mansarde, und Margerys Kopf tauchte über dem Treppengeländer auf.

»Ich dachte...«, begann sie aufgeregt, und dann sah sie, daß ihre wildesten Vermutungen zutrafen. »Du!« In panischer Hast strich sie mit einer Hand ihr Haar glatt und mit der anderen die Bermudashorts und versuchte gleichzeitig, ohne die Hilfe ihrer Hände, die schäbige Küchenschürze abzuschütteln, die für *mich* gut genug gewesen war.

McGhee sagte mit schwacher Stimme: »Hallo. Bitte – hast du keine Acetylsalicylsäuretablette?«

»Ich weiß nicht, was das ist«, erwiederte ich schlicht.

Margery kicherte wehmütig. »O Harlan – Harlan...«, sagte sie mit zärtlicher Toleranz und strahlte mich liebevoll an, als sie die Treppe herabkam. Es hätte genügt, um einer Katze den Magen umzudrehen. »Winnie, du vergißt, daß Harlan nichts von Chemie versteht. Würdest du ihm eine Aspirintablette geben, Harlan? Das ist alles, was er will.«

»Danke«, sagte Winnie mit einem erleichterten Seufzer und massierte seine Schläfen.

Ich holte ihm ein Aspirin. Ich hatte mir noch überlegt, ob ich ein bißchen Gift in das Wasserglas schütten sollte, das ich ebenfalls geholt hatte, aber ich fand nichts Passendes im Apothekenkästchen, und außerdem war so was verboten. Ich gebe unumwunden zu, daß mir Winnie McGhee schon immer unsympathisch gewesen war, und das nicht nur, weil er mir die Braut weggeschnappt hatte. Margery war nach sechs Monaten zur Vernunft gekommen, und als sie bei mir aufgetaucht war, mit einer Scheidungsurkunde in der Tasche und von echter Reue erfüllt... Nun, ich habe es nie bedauert, daß ich sie geheiratet habe. Oder zumindest nicht sehr. Aber man kann nicht von mir

erwarten, daß ich McGhee mag. Beim Himmel, selbst wenn ich den Mann nie zuvor gesehen hätte, würde ich ihn auf Anhieb hassen, weil er wie ein Poet aussieht und wie ein Wissenschaftler redet und sich wie ein Trottel benimmt.

Ich ging ins Wohnzimmer zurück und brüllte: »Das Baby!«

Margery wandte sich von ihrem Exgatten ab, den sie gerade betörend angelächelt hatte, und stürzte zum Hundenauf. Sie entriß dem Baby den Napf, aber der war nicht mehr ganz voll. Nun versuchte sie dem Kleinen eine ganze Menge Hundebiskuits aus dem Mund zu ziehen, und natürlich kannte er Mittel und Wege, um sich dagegen zu wehren.

»Der beißt!« schrie sie, zog ihren Finger aus dem Mund des Babys und steckte ihn in den eigenen. Dann lächelte sie sanft. »Ist er nicht süß, Winnie? Die Nase hat er natürlich vom Daddy. Aber findest du nicht, daß er meine Augen hat?«

»Bald wird er auch deine Finger haben, wenn du sie ihm immer wieder zwischen die Zähne steckst«, meinte ich.

»Das ist ganz normal«, sagte Winnie. »Immerhin, wenn vierundzwanzig gepaarte Chromosomen den Gamet bilden, ist es offensichtlich, daß die Möglichkeit, von einem Elternteil nichts zu erben, also ganz genauso zu sein wie der andere, nur eine Chance von eins zu 8 388 608 hat. Oh, mein Kopf!«

Margery sah ihn mit gerunzelter Stirn an. »Was?«

Er tönte wie ein aufgedrehtes Grammophon. »Dabei ist die spontane Mutation noch nicht berücksichtigt«, fügte er hinzu. »Oder die induzierte Mutation. Und wenn man die Umweltfaktoren im Uterus in Betracht zieht – also diverse Antibiotika, die Radiation der Nuklearwaffen, Diäteinflüsse et cetera – ja, die Wahrscheinlichkeit einer induzierten Mutation ist ziemlich hoch. Ja, vielleicht von der Größenordnung...«

»Hier ist dein Aspirin«, unterbrach ich ihn. »Und jetzt sag, was du willst.«

»Harlan!« rief Margery warnend.

»Ich meine – nun, was willst du?«

Er stützte den Kopf in die Hände. »Ich möchte, daß ihr mir helft, die Welt zu erobern«, sagte er.

Klirr! »Hol einen Lappen!« befahl Margery. Das Baby hatte gerade den Wassernapf des Hundes umgeworfen. Sie starre mich an und lächelte Winnie zu. »Komm«, schmeichelte sie, »nimm dieses hübsche kleine Aspirin. Über deine Weltreise reden wir später.«

Aber das hatte er nicht gemeint.

Er wollte die Welt erobern. Ich hatte es ganz deutlich gehört. Ich ging hinaus, um den Lappen zu holen, denn das war eine ebenso gute Methode wie jede andere, um in Ruhe zu überlegen, was man gegen Winston McNeely McGhee tun könnte. Ich meine – was sollte ich denn mit der Welt anfangen? Onkel Otto hatte mir bereits die Welt vererbt, zumindest einen beträchtlichen Teil davon – auf jeden Fall ganz sicher mehr, als ich je erhofft hatte.

Als ich zurückkam, taumelte Winnie im Zimmer herum, in respektvoller Distanz gefolgt von meiner Frau, die das Baby auf dem Arm hielt. Sie fragte den künftigen Eroberer der Welt: »Wie hast du denn von Harlans Glü... Ich meine, wie hast du vom tragischen Tod seines lieben Onkels erfahren?«

»Ich habe es in der Zeitung gelesen«, stöhnte er.

»Es war am besten so«, sagte Margery in philosophischem Ton und zupfte feuchte Graham-Kräcker-Krümel aus dem Ohr des Babys. »Der liebe Otto hatte ein reiches, erfülltes Leben. Denk nur an all die Jahre im Yemen! Und die enorme Befriedigung, die es ihm gegeben haben muß, für den Bau der größten Pipeline westlich von Suez verantwortlich zu sein!«

»Östlich, meine Liebe. Das Königreich Mutawakelite liegt südlich von Saudiarabien.«

Sie sah ihn nachdenklich an, und dann sagte sie: »Winnie, du hast dich verändert.«

Das stimmte. Aber sie hatte sich auch verändert. Diese Heuchelei sah Margery gar nicht ähnlich. Daß sie mit ihrem Exgatten flirtete, konnte ich noch verstehen – das war nicht so schlimm. Sie wollte dem armen Kerl nur zeigen, daß sie jetzt ein viel schöneres Leben führte, als ihr das an seiner Seite jemals gelungen wäre. Aber den tragischen Tod meines lieben Onkels hatte sie keine Sekunde lang betrauert. Ich übrigens auch nicht. Es ist eine ganz simple Tatsache, daß sie bis zu dem Augenblick, als der Mann von Associated Press anrief, gar nichts von Onkel Ottos Existenz gewußt hatte. Ich selber hatte ihn so gut wie vergessen. Otto war der Bruder meiner Mutter gewesen, und ihre Familie hatte es vorgezogen, nicht von ihm zu sprechen. Wie hätten sie auch ahnen können, daß er der arabischen Halbinsel reiche Öl- und Goldschätze entreißen würde?

Das Telefon läutete. Winnie hatte den Hörer sorglos auf die Gabel zurückgelegt. »Nein!« schrie Margery, ohne richtig zuzuhören. »Wir wollen keine Uranaktien! Wir haben ganze Schränke voll davon!«

Ich nutzte es aus, daß ihre Aufmerksamkeit gerade abgelenkt war, und sagte zu Winnie: »Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Willst du mir nicht endlich erzählen, was du willst?«

Er setzte sich, stützte den Kopf in die Hände und holte mühsam Atem.

»Es – ist – schwierig.« Er sprach sehr langsam. Jedes Wort kam einzeln über seine Lippen, als müßte er sorgfältig zwischen all den Wörtern wählen, die ihm auf der Zunge lagen. »Ich – habe – etwas – erfunden. Du – verstehst? Und – als – ich – hörte, daß – du – ein Vermögen – geerbt – hast...«

»Da dachtest du, daß du was aus mir herausholen könntest«, unterbrach ich ihn spöttisch.

»Nein!« Er richtete sich abrupt auf- und griff sich stöhnen an den Kopf. »Ich will dir helfen, Geld zu machen – viel Geld.«

»Wir haben ganze Schränke voll Geld«, erwiderte ich sanft.

»Aber ich könnte dir die Welt schenken, Harlan!« rief er verzweifelt. »Hab doch Vertrauen zu mir!«

»Das hatte ich noch nie.«

»Dann vertraue mir jetzt! Du verstehst das nicht, Harlan. Wir können die ganze Welt besitzen, wir beide, wenn du mir nur eine kleine finanzielle Unterstützung zukommen läßt. Ich habe eine Droge entwickelt, die mir meine gesamten Erinnerungen zurückgibt.«

»Wie schön für dich!« sagte ich und griff nach der Türklinke.

Aber dann begann ich nachzudenken.

»Deine gesamten Erinnerungen?« fragte ich.

»Das Aufwallen des Unterbewußten!« rief er, und seine Stimme überschlug sich vor Eifer. »Die Fähigkeit, sich an alles zu erinnern! Die eidetische Erinnerung eines idiotischen Barbaren – und die durchdachten Kenntnisse eines Quiz-Siegers! Willst du wissen, wie die ersten sechs Könige von England geheißen haben? Egbert, Ethelwulf, Ethelbald, Ethelbert, Ethelred und Alfred. Willst du den Brunstschrei eines nordamerikanischen Haselhuhns hören?« Er demonstrierte den Brunstschrei eines nordamerikanischen Haselhuhns.

»Oh!« sagte Margery, die mit dem frischgewickelten Baby ins Zimmer zurückkam. »Du imitierst Vogellaute.«

»Ich kann noch viel mehr!« kreischte Winnie. »Wißt ihr, wann die Vereinigten Staaten zwei Präsidenten hatten?«

»Nein, aber...«

»Am 3. März 1877!« sagte er. »Rutherford B. Hayes – ich sollte ihn wohl besser Rutherford *Birchard* Hayes nennen – sollte Grants Nachfolger werden, und er wurde einen Tag zu früh vereidigt. Ich müßte jetzt erklären, daß...«

»Nein, erklär es bitte nicht«, unterbrach ich ihn.

»Nun, wie wäre es denn damit – soll ich die A. B. C. Bowling-Weltmeister von 1931 bis heute aufsagen? Clack, Nitschke,

Hewitt, Vidro, Brokaw, Gagliardi, Anderson – Moment mal, ich habe das Jahr 1936 ausgelassen, das war Warren. *Danach* kam erst Gagliardi, dann Anderson, Danek . -«

»Hör auf, Winnie, ja?« sagte ich. »Das war ein harter Tag für mich.«

»Aber dies ist der Schlüssel zur Eroberung der Welt!«

»Ha! Du wirst alle Leute zu Tode langweilen mit deinen Bowling-Weltmeistern.«

»Wissen ist Macht, Harlan.« Er gönnte seinem Kopf eine kleine Ruhepause in den Handflächen, dann hob er ihn wieder. »Aber ich kriege einen schrecklichen Brummschädel davon.«

Ich nahm meine Hand von der Klinke.

»Setz dich, Winnie«, sagte ich mürrisch. »Ich gebe zu, daß du mein Interesse geweckt hast. Also, was für einen Schwindel hast du dir da ausgedacht? Ich platze schon vor Neugier.«

»Harlan!« rief Margery warnend.

»Es ist kein Schwindel, das schwöre ich dir«, sagte Winnie. »Stell dir doch vor, was das bedeutet! Wissen ist Macht, Harlan, wie ich bereits betont habe. Mit meinem Supergehirn können wir die Herrscher aller Länder überlisten. Wir können die Welt besitzen. Und – Geld, hast du gesagt? Wissen ist auch Geld. Hast du zum Beispiel...« Er zwinkerte mir zu. »Hast du Probleme mit deiner Steuer? Ich sage dir, in Oosterhagen, 486 Alabama 3309 gibt es eine Gesetzeslücke, durch die du mit einem Panzerwagen fahren kannst.«

Margery setzte sich und steckte eine Zigarette in die lange lange Zigaretten spitze, die ich ihr ein Jahr nach unserer Hochzeit gekauft hatte, um einen Ehestreit zu begraben. Sie sah mich an und dann die Zigarette. Da merkte ich, worauf sie hinauswollte, und raste mit einem brennenden Streichholz zu ihr.

»Danke, Liebling«, sagte sie mit kehliger Stimme.

Sie hatte sich ebenso wie das Baby umgekleidet. Nun trug sie etwas, das besser zur Miterbin eines großen, fetten Geldsacks paßte, der gerade Besuch von ihrem Exgatten hatte. Es war ein Hausmantel aus Goldlamé, den sie eine Stunde nach dem Anruf der Associated Press-Typen gekauft hatte, mit Hilfe eines Kredits, wie wir ihn nie bekommen hätten, bevor die Morgenzeitungen in den Läden rings um Levittown eingetroffen waren.

Und da fiel es mir wieder ein – Geld. Wer brauchte Geld? Was für einen Sinn hatte das ganze Geld, das ich von Onkel Otto geerbt hatte, wenn ich Winnie nicht eins auswischen konnte?

Die Höflichkeit zwang mich, ganz langsam vorzugehen. »Das ist ja alles sehr interessant, Winnie, aber...«

»Harlan, das Baby!« schrie Margery. »Es soll die Finger von den Brezeln lassen!«

Ich zog das Baby vom Brezelkorb weg, und hinter mir sagte Winnie mit schwacher Stimme: »Die Form einer Brezel stellt Kinderhände dar, die im Gebet gefaltet sind – so dachte man im siebenten Jahrhundert. Ein guter Brezelbieger schafft in der Minute fünfunddreißig Stück. Die Maschinen sind natürlich noch schneller.«

Ich sagte: »Winnie...«

»Möchtest du die etymologische Bedeutung des Wortes 'Navy' kennenlernen? Die meisten Leute glauben, daß das was mit Seefahrern zu tun hat...«

»Winnie, hör mal...«

»Aber das stimmt nicht. Das Wort ist auf die Arbeiter auf den Inland Navigation Canals zurückzuführen – im England des achtzehnten Jahrhunderts, weißt du? Nun, die Arbeiter...«

»Winnie, du gehst jetzt!« sagte ich energisch.

»Harlan!«

»Du hältst dich da raus, Margery!« befahl ich ihr. »Winnie ist hinter meinem Geld her, das ist alles. Nun, ich habe es noch

nicht so lange, daß ich es schon wegwerfen will. Außerdem – wer will denn schon die ganze Welt beherrschen?«

»Nun ja...«, sagte Margery nachdenklich.

»Wozu brauchen wir denn die Welt – mit all unserem Geld?« rief ich.

Winnie umklammerte seinen Kopf. »Oh!« stöhnte er. »Wart mal, Harlan. Ich brauche nur ein bißchen Geld, das ich einsetzen kann. Ich habe die Langzeitzyklen aller Aktien auf dem Börsenmarkt im Kopf- Splits und Dividenden und Verdienstrekorde seit 1904! Ich kenne die Handsignale aller Privatbörsenmakler – ein Wink nach oben heißt Kaufen, ein Wink nach unten heißt Verkaufen. Schau mal – siehst du, wie meine Finger gebogen sind? Das bedeutet, daß die Spanne zwischen Angebot und Nachfrage drei Achtel vom Punkt beträgt. Gib mir eine Million Dollar, Harlan!«

»Nein.«

»Nur eine Million, mehr will ich ja gar nicht. Die kannst du doch leicht entbehren. Und ich werde sie in einer Woche verdoppeln und in einem Monat vervierfachen – in einem Jahr haben wir eine Billion! Eine Billion Dollar!«

Ich schüttelte den Kopf. »Die Steuer...«

»Denk doch an Oosterhagen!« schrie er. »Und das ist erst der Anfang. Hast du dir schon mal ausgemalt, was ein Supergenie mit einer Billion Dollar anfangen könnte?« Er redete immer schneller, als ob er seinen Wortschwall nicht mehr bremsen könnte. »Hier!« brüllte er, faßte sich mit einer Hand an die Schläfe und zog mit der anderen etwas aus der Tasche. »Schau dir das an, Harlan! Das gehört dir, für eine Million – nein, für hunderttausend Dollar. Ja, hunderttausend Dollar, und du kannst es haben. Für diesen Preis verkaufe ich es, und dann muß ich nicht mehr mit dir teilen. Dann sind wir alle beide Supergenies. Eh? Das ist doch fair, nicht wahr?«

Meine Neugier war stärker als meine Willenskraft. »Was ist das denn?« fragte ich. Er wedelte damit vor meiner Nase herum –

mit einer dickbauchigen kleinen Flasche, die halb gefüllt war mit hellen Kapseln.

»Die sind von mir«, sagte er stolz. »Meine Hormone. Das ist ein Synapse-Relaxer. Wenn du eins von den Dingern nimmst, werden die Blöcke zwischen den nebeneinanderliegenden Zellen in deinem Gehirn für eine Stunde geschwächt. Wenn du drei für je zwanzig Pfund deines Körpergewichts schluckst, bist du für dein ganzes Leben ein Supergenie. Du wirst überhaupt nichts mehr vergessen. Du wirst dich an Dinge erinnern, die schon vor Jahren aus deinem Gedächtnis verschwunden sind. Du wirst dich an den Klaps auf dein Hinterteil erinnern, mit dem deine Atmung in Gang gebracht wurde, der Name der Kinderschwester, die dich zur Tür deines Vaters Maxwell trug, wird dir ebenfalls wieder einfallen. O Harlan, es gibt keine Grenzen für...«

»Geh jetzt endlich!« sagte ich und stieß ihn zur Tür.

Streifenpolizist Gamelsfelder erschien wie ein Geist aus der Lampe.

»Das dachte ich mir!« rief er mit finsterer Miene und ging auf Winnie zu. »Erpressung, was? Ich kann nicht behaupten, daß ich Ihnen das übelnehme, Bruder, aber wir müssen trotzdem auf die Station gehen und uns mit dem Sergeanten unterhalten.«

»Endlich bin ich ihn los«, sagte ich und schloß die Tür, als Winnie den Bullen gerade nach einer Oper von Krenek fragte, und zwar mußte es eine andere sein als »Johnny spielt auf«. Margery stellte das Baby auf den Boden und holte tief Luft.

»Was du für Manieren hast! Wie kann man die Leute nur so herumkommandieren? Als wir geheiratet haben, warst du noch nicht so, Harlan. Irgend etwas ist über dich gekommen, seit du dieses Geld geerbt hast.«

»Hilf mir mal die Dinger aufheben, ja?« Ich hatte ihn gar nicht so fest gestoßen, aber die Pillen waren trotzdem kreuz und quer durch die Luft geflogen.

Margery stampfte mit dem Fuß auf und brach in Tränen aus. »Ich weiß, daß du den armen Winnie nicht ausstehen kannst!«

rief sie schluchzend. »Aber mir tut er leid. Hättest du nicht wenigstens höflich sein können? Hättest du ihm denn nicht diese lausigen hunderttausend Dollar geben können?«

»Paß auf das Baby auf!« warnte ich sie.

Gwennie erschien auf der obersten Stufe, angelockt von dem Lärm, rieb sich mit beiden Fäusten die Augen und begann zu weinen.

Margery starrte mich an, öffnete den Mund, wollte was sagen, war sprachlos und rannte nach oben, um Gwennie zu trösten.

Ich schämte mich ein kleines bißchen.

Geistesabwesend tätschelte ich den Kopf des Babys und blickte die Treppe hinauf, zu den weiblichen Mitgliedern unseres Haushalts. Wenn ich ehrlich war, mußte ich zugeben, daß ich mich ziemlich mies benommen hatte.

Erstens – ich war gemein zu dem armen alten Winnie gewesen. Angenommen, ich hätte diese Hormone entdeckt und würde ein paar lausige hunderttausend Dollar brauchen, wie Margery es ausgedrückt hatte, als Einsatz, um ungeahnten Reichtum und grenzenlose Macht zu gewinnen? Nun, warum nicht? Warum hatte ich ihm das Geld nicht gegeben? Der arme Kerl litt offenbar an der Wirkung der Hormone ebenso wie unsereins an einem gewaltigen Kater. Ja, ich hätte wirklich ein bißchen freundlicher sein können.

Zweitens – Margery hatte es schwer mit den Kindern gehabt, und ausgerechnet heute war es kein Wunder, daß sie sich so aufregte.

Drittens – ich hatte gerade eine schöne Stange Geld geerbt.

Warum – der Gedanke tauchte mit plötzlicher, erschreckender Klarheit in meinem Gehirn auf, warum benutze ich nicht einen Teil von Onkel Ottos Geld, um das Leben für uns alle ein bißchen leichter zu machen?

Ich stürmte hinauf und nahm immer zwei Stufen auf einmal. »Margery!« schrie ich. »Margery, es tut mir leid!«

»Dazu hast du auch allen Grund...« begann sie, dann wandte sie sich von Gwennie ab und sah mein Gesicht.

»Schau mal, Liebling«, sagte ich, »fangen wir noch mal neu an. Es tut mir leid, daß ich so eklig zu dem armen Winnie war, aber vergessen wir ihn, ja? Wir sind reich, und von heute an wollen wir auch so leben wie reiche Leute. Gehen wir aus, nur wir zwei. Es ist noch früh. Nehmen wir uns ein Taxi und fahren wir nach New York. Die ganze Strecke – mit dem Taxi. Warum nicht? Wir essen in der Colony und schauen uns *>My Fair Lady<* an. Wir setzen uns in die fünfte Reihe. Ich habe gehört, daß man für hundert Dollar ganz gute Plätze bekommt. Warum nicht?«

Margery sah zu mir auf, und plötzlich lächelte sie. »Aber...« Sie streichelte Gwennies Kopf. »Die Kinder! Was sollen wir denn mit den Kindern machen?«

»Wir engagieren einen Babysitter!« rief ich. »Mrs. Schroop wird froh sein, wenn sie sich was verdienen kann.«

»Aber wenn wir ihr das so kurz vorher sagen...«

»Margery, wir erben nicht jeden Tag ein Vermögen. Ruf sie an!«

Margery richtete sich auf, mit Gwennie in den Armen, und lächelte wieder. »Das klingt wirklich verlockend«, sagte sie. »Warum nicht – wie du sagst... Aber – hast du Mrs. Schroops Nummer?«

»Die steht doch im Telefonbuch.«

»Ja – aber im alten, und das haben wir weggeworfen.« Sie runzelte die Stirn. »Du hast mir die Nummer tausendmal gesagt. Sie steht nicht unter ihrem eigenen Namen im Telefonbuch, weil sie bei ihrem Schwiegersohn wohnt... Oh, was war denn das für eine Nummer?«

Eine dünne Stimme sagte am Fuß der Treppe: »Ovington 80014 – diese Nummer steht im Telefonbuch unter dem Namen Sturgis, Arthur R. 41 Universe Avenue.«

Margery sah mich an, und ich sah Margery an.

»Wer zum Teufel hat das gesagt?« fragte ich scharf.

»Ich, Daddy«, sagte der Eigentümer der Stimme, achtzehn Zoll groß. Er kam die Treppe herauf und mußte dabei eine Hand zu Hilfe nehmen, weil er noch nicht sehr sicher auf den Beinen war. In der anderen Hand hielt er die dickbauchige Glasflasche, die Winnie McGhee hatte fallen lassen.

Die Flasche war leer.

Nun – wir wohnen natürlich nicht mehr in Levittown.

Margery, Gwennie und ich haben alles versucht – wir haben unsere Namen geändert, unsere Haare gefärbt, und wir haben sogar ausprobiert, ob sich was mit plastischer Chirurgie machen ließe. Das hat nicht funktioniert, also haben wir uns von demselben Chirurgen wieder zurückoperieren lassen.

Die Leute erkennen uns immei noch.

Nun kreuzen wir vor der Küste der U. S. J. I. auf unserer Jacht, innerhalb der Zwölf-Meilen-Grenze. Wenn wir neue Vorräte brauchen, schicken wir ein paar Mann von unserer Crew mit dem Motorboot an Land. Natürlich ist das riskant – aber nicht so riskant, wie wenn wir in einem anderen Staat an Land gehen würden. Nach J. L, wie man es dieser Tage nennt, wollen wir einfach nicht mehr. Das können Sie uns nicht verdenken. Würde *Ihnen* das vielleicht Spaß machen?

Ich wünschte, er würde uns in Ruhe lassen.

Aber nun kreuzen wir eben hin und her, und ab und zu erinnert er sich an uns und ruft uns per Funk an. Gestern hat er sich übrigens wieder gemeldet. »Du kannst nicht ewig da draußen bleiben, Daddy«, hat er gesagt. »Nach elf Monaten müssen deine Motoren überholt werden. Noch sieben Tage, und du bist schon seit zehn Monaten draußen. Was für Milchprodukte habt ihr denn an Bord? Die Ladung, die ihr am Donnerstag letzte Woche in Jacksonville gekauft habt, muß doch schon alle sein. Es hat doch keinen Sinn, wenn du verhungerst. Außerdem ist es

Gwennie und Mummy gegenüber nicht fair. Komm nach Hause! Wir werden dir einen Posten bei der Regierung verschaffen.«

»Nein, danke«, erwiderte ich.

»Es wird dir noch leid tun«, warnte er mich, allerdings in freundlichem Ton.

Dann war das Gespräch beendet.

Nun ja, natürlich hätten wir ihn nicht mit diesen Pillen allein lassen dürfen.

Ich nehme an, es war meine Schuld. Ich hätte zuhören sollen, als der alte Winnie – Gott sei seiner Seele gnädig, wo immer er auch sein mag – uns erzählte, daß eine Dosis von drei Pillen für jeweils zwanzig Pfund des Körpergewichts genügen, um fürs ganze Leben zu wirken. Das Baby wog damals nur 31,10 Pfund – zumindest, als wir es das letztemal zum Kinderarzt gebracht hatten. Nachdem er die Pillen geschluckt hatte, konnten wir natürlich nicht mehr mit ihm zum Arzt gehen. Und er muß mindestens ein Dutzend geschluckt haben.

Aber ich glaube, Winnie hatte recht. Wenigstens erfüllt sich jetzt sein Herzenswunsch – die Welt wird erobert. Die Vereinigten Staaten werden vom Juvens Imperator regiert, wie er sich selber nennt – daran ist Margery schuld, denn *ich* habe vor dem Kind nie Lateinisch gesprochen –, und zwar seit achtzehn Monaten, seit dem sensationellen Coup bei der 256 000 Dollar-Frage und seiner späteren erfolgreichen Aktion, als er die Zukunft der Sojabohnen und der Stammaktien von United States Steel gecornert hat. Der Rest der Welt ist nur noch eine Frage der Zeit. Lange wird es nicht mehr dauern. Aber die Leute wissen es noch nicht. Deshalb wagen wir es nicht, ins Ausland zu gehen.

Aber wer wäre denn auf so eine Idee gekommen?

Letzten Oktober habe ich seine Inauguration im TV gesehen. Es sind zweifellos sehr merkwürdige Leute, die unser Land jetzt regieren. Haben Sie sich jemalsträumen lassen, daß Sie mitansehen würden, wie mein kleiner Junge den Amtseid leistet,

mit einer erhobenen Hand und dem Daumen der anderen im Mund?

Die Verhaßten

Die Bar hatte keinen Namen. Draußen stand nur: *Cafe – Essen – Cocktails*, was keinen großen Sinn ergibt. Aber es war eine Bar. Da war ein großer Fernseher, der in drei herrlichen Farben leuchtete und Ja-ta-ta, Ja-ta-ta sagte, und es gab eine Jukebox, die den Fernseher mit lausiger Musik zu übertönen versuchte. Jedenfalls war das nicht gerade ein Stammlokal für Minderjährige. Mir gefiel es dort ganz gut. Aber ich durfte nicht hingehen. Das steht im Vertrag. Ich hätte in New York und in den New England-Staaten bleiben müssen.

Café-Essen-Cocktails lag direkt gegenüber, am anderen Flußufer. Ich glaube, der Ort hieß Hoboken. Ich bin mir nicht sicher. Irgendwie war das alles wie ein Traum. Ich war... Nun ja, ich kann mich nicht einmal erinnern, daß ich dorthin ging. Ich weiß nur noch, daß ich in New York war und über den Fluß blickte. Das tat ich oft. Und dann war ich dort. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, daß ich den Fluß überquert habe.

Ich war betrunknen, wissen Sie?

Sie wissen, wie das ist? Doppelte Bourbons, einer nach dem anderen. Und nach einer Weile hört der Barkeeper auf, mir Ginger Ale zu bringen, weil ich immer wieder vergesse, das Zeug mit dem Bourbon zu mixen. Ich war ziemlich voll, als ich New York verließ, das weiß ich. Ich glaube, ich muß wirklich voll gewesen sein, sonst hätte ich niemals die Pension und alles andere aufs Spiel gesetzt.

Früher habe ich nicht so viel getrunken, aber jetzt, ich weiß nicht – kaum habe ich mir einen Drink genehmigt, fange ich an, über Sam und Wally und Chowderhead und Gilvey und den Captain nachzudenken. Wenn ich nicht trinke, denke ich auch an sie, und dann bestelle ich mir einen Drink. Das führt zu einem weiteren Drink, und alles läuft auf das gleiche hinaus. Nun, ich glaube, das habe ich schon gesagt. Ich trinke eine ganze Menge, aber das können Sie mir nicht übelnehmen.

Da war ein Mädchen.

Ich kriege immer irgendwelche Mädchen – überall. Meist sind sie nichts Besonderes, und die da war auch nicht berühmt. Ich meine, sie war wahrscheinlich schon Mutter – um die fünfunddreißig und gar nicht so schlecht, obwohl sie eine lange Narbe unterm Ohr hatte, die sich über den Hals zog, bis zu dem kleinen runden Fleck, wo sie ihren Kehlkopf hatte. Aber die Narbe war nicht häßlich. Das Mädchen roch ganz nett – solange ich noch was riechen konnte, Sie verstehen – und sie redete nicht viel. Das gefiel mir. Nur...

Haben Sie schon mal jemanden mit einem nervösen Husten kennengelernt? Wenn Sie was Komisches sagen – es muß nicht mal ein toller Witz sein –, dann lachen die nicht, sie hören auch nicht auf zu lächeln, aber sie fangen zu husten an. So war sie auch. Ich begann zu zittern. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich bat sie, damit aufzuhören.

Sie verschüttete ihren Drink und sah mich an, fast so, als ob sie Angst hätte. Dabei hatte ich es ihr doch in aller Höflichkeit gesagt. »Tut mir leid«, sagte sie, ein bißchen ärgerlich, ein bißchen verängstigt. »Es tut mir wirklich leid. Aber du mußt nicht...«

»Vergiß es!«

»Natürlich. Aber du hast mir ja gesagt, ich soll mich zu dir setzen. Weißt du das nicht mehr? Wenn du nicht...«

»Vergiß es!« Ich nickte dem Barkeeper zu und hielt zwei Finger hoch. »Du brauchst noch einen Drink. Es ist nur – Gilvey hat das auch immer gemacht.«

»Was?«

»Er hat auch immer gehustet.«

Sie sah mich verwirrt an. »Du meinst – wie...«

»Verdammmt, hör auf!« Der Barkeeper blickte zu mir herüber. Nun war sie wirklich wütend, aber ich wollte nicht, daß sie ging. »Gilvey war einer der Jungs, die mit mir zum Mars flogen«, sagte ich. »Pat Gilvey.«

»Oh.« Sie setzte sich wieder und beugte sich über den Tisch.
»Zum Mars.«

Der Barkeeper brachte uns die Drinks und starre mich mißtrauisch an.

»Hören Sie mal, Mac«, sagte ich. »Könnten Sie die Klimaanlage ein bißchen runter schalten?«

»Ich heiße nicht Mac. Nein.«

»Haben Sie doch ein Herz! Es ist zu kalt hier drin.«

»Tut mir leid.« Er sah aber nicht so aus, als ob es ihm leid täte. Und mir war kalt. Ich finde, bei so einem Wetter ist es in diesen Kneipen immer kalt. Waren Sie im August schon mal in New York? Achtzig, fünfundachtzig oder neunzig Grad! In allen Lokalen surren Klimaanlagen. Wahrscheinlich, weil die Leute wollen, daß man ein Sakko und eine Krawatte trägt. Aber ich gehe gern spazieren. Das tun Sie doch sicher auch. Und in langen Hosen und Sakko und all dem Zeug kann man nicht so gut herumlaufen. Nicht in dieser Gegend. Nicht im August. Und wenn man dann in eine Bar geht, haben sie dort ein Tiefkühlgerät laufen, für die Gebrauchtwagenhändler, die mit ihren Freundinnen oder Frauen ausgehen, im schicken Anzug mit Krawatte. Wozu? Mir war jedenfalls eiskalt.

»Der Mars«, keuchte das Mädchen. »Der Mars.«

Ich wurde wieder nervös und begann zu zittern. »Wollen Sie tanzen?«

»Hier kann man nicht tanzen«, sagte sie. »Byron, ich wußte ja gar nicht, daß du auf dem Mars warst. Bitte, erzähl mir davon!«

»Es war okay«, sagte ich, und das war eine Lüge.

Sie war interessiert und vergaß zu lächeln. Jetzt sah sie viel netter aus. »Ich kannte einen Mann«, sagte sie. »Er war mein Schwager – der Bruder meines Mannes – meines Verflossenen...«

»Ich weiß.«

»Er war bei General Atomic angestellt. In Rockford, Illinois. Weißt du, wo das ist?«

»Klar.« Ich könnte nicht dorthin gehen, aber ich wußte, wo Illinois war.

»Er hat am ersten Marsschiff gearbeitet. Oh, das ist schon fünfzehn Jahre her, nicht wahr? Er wollte immer selber rauffliegen. Aber er hat die Tests nicht bestanden...« Sie brach ab und schaute mich an. Ich wußte, was sie dachte. Aber ich habe nicht immer so ausgesehen, wissen Sie. Ich meine – es ist zwar alles mit mir in Ordnung, aber ich würde die Tests nicht mehr bestehen. Das würde keiner von uns schaffen. Deshalb fliegt jeder nur einmal.

»Ich zittere nur, weil mir kalt ist«, sagte ich. »Das ist der einzige Grund.«

Das stimmte natürlich nicht. Es war so was ähnliches wie Gilveys Husten. Ich wollte nicht an Gilvey denken, auch nicht an Sam oder Chowderhead oder Wally oder den Captain. Ich wollte an keinen von den Jungs denken. Weil ich dann immer zitterte. Wissen Sie, wir durften einander nicht töten. Das war verboten. Bevor wir starteten, hatten sie uns einer Gehirnwäsche unterzogen, um ganz sicherzugehen. Aber so was wirkt nicht bis in alle Ewigkeit. Es hält zwei Jahre an, dann läßt die Wirkung nach. Das ist lang genug, weil man in zwei Jahren zum Mars und zurück fliegen kann. Und wenn man es von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, ist es fast zu lange, weil man sich wie in einer Zwangsjacke vorkommt. Wissen Sie, wie man ein Baby zum Schreien bringt? Halten Sie seine Hände fest. Das ist das sicherste Mittel. Und was sie mit uns taten, damit wir einander nicht umbrachten, war genauso, als hätten sie uns gefesselt, als hätten sie uns in Zwangsjacken gesteckt. Es war so, als würde man uns die Hände festhalten, so daß wir uns nicht losreißen konnten. Nun, zwei Jahre, das war lang genug – zu lange.

Der Barkeeper kam zu uns. »Tut mir leid, Kumpel. Ich habe die Klimaanlage schwächer gestellt. Alles okay? Sie sehen so...«

»Klar bin ich okay«, sagte ich. Seine Stimme klang besorgt.

Ich hatte seine Schritte gar nicht gehört, als er an unseren Tisch gekommen war. Das Mädchen sah auch besorgt aus, wahrscheinlich, weil ich so heftig zitterte, daß ich meinen Drink verschüttete. Ich legte ein paar Geldscheine auf den Tisch, ohne sie zu zählen. »Schon gut. Wir wollten gerade gehen.«

»So?« Sie starre mich verwirrt an. Aber sie ging mit mir. Sie gehen immer mit, wenn sie herausgefunden haben, daß man auf dem Mars war.

In der nächsten Bar sagte sie zwischen zwei Ausflügen auf die Toilette: »Man muß wohl sehr mutig sein, um sich auf so was einzulassen. Warst du schon in der Schule wissenschaftlich interessiert? Muß man nicht furchtbar viel wissen, um Raumfahrer zu werden? Hast du diese kleinen Affentypen gesehen, die angeblich auf dem Mars leben? Ich habe in einem Artikel gelesen, daß sie in kleinen Städten aus Zweimannzelten wohnen – oder so was ähnliches. Aber sie bauen die Zelte nicht, sondern sie züchten sie. Komisch! Hast du sie gesehen? Der Flug muß schrecklich anstrengend gewesen sein. Wie lange warst du unterwegs? Neun Monate! In der Zeit kann man ja schon ein Baby kriegen! Entschuldige mich mal für einen Augenblick... Und jetzt erzähl mal – wie hast du denn das alles geschafft? Ich meine – mußtest du denn nie aufs – du weißt schon was – gehen?«

»Wir haben's geschafft«, sagte ich. Sie kicherte, und das erinnerte sie wieder daran, und so ging sie erneut auf die Toilette. Ich überlegte, ob ich verschwinden sollte, während sie draußen war, aber was hätte das für einen Sinn gehabt?

Es war schon fast Mitternacht. Aber auf ein paar Minuten kam es nicht an. Ich griff in meine Tasche und nahm die kleine Pillenschachtel heraus, die sie uns gegeben hatten. Man kann sie nicht nachfüllen, aber wir kriegen jeden Monat ein neues Rezept per Post zugeschickt, zusammen mit dem Pensionsscheck. Auf der Schachtel stand: *Vorsicht! Nur nach ärztlicher Anweisung*

einnehmen! Personen mit Herz- und Kreislaufkrankheiten sowie Verdauungsstörungen dürfen das Medikament nicht nehmen. Nicht zusammen mit alkoholischen Getränken schlucken!

Ich nahm drei Pillen. Ich nehme sie nicht gern vor Mitternacht, aber ich hörte wenigstens zu zittern auf.

Ich schloß meine Augen, und dann war ich wieder an Bord des Schiffs. Der Lärm in der Bar verwandelte sich in die ohrenbetäubende Hölle der Raketen, Luftreiniger und Energieschleusen. Ich begann zu schwitzen, obwohl auch hier eine Klimaanlage surrte. Ich hörte Wally vor sich hin pfeifen, so wie er es immer tat, und die Töne drangen gedämpft durch seine Sauerstoffmaske, wurden vom Raketenlärm verschluckt und waren dennoch deutlich zu vernehmen. Er pfiff »Sophisticated Lady«, manchmal auch »Easy to Love« oder »Chasing Shadows«, aber meistens »Sophisticated Lady«. Er war am Juilliard gewesen. Irgend jemand nieste, und es klang so, als würde Showderhead niesen. Wissen Sie, daß jeder Mensch einen ganz individuellen Stil beim Niesen hat? Chowderhead hatte ein damenhaftes, leises Niesen – »hatschi« – ganz schnell ging das, alles durch den Mund, die Nase wurde nicht in Mitleidenschaft gezogen. Beim Captain hörte es sich an wie »hrrrrraschiiii«, bei Wally wie »aschuuu, aschuuu, aschuuu«, bei Gilvey wie »Hutschuuu«. Sam nieste nicht viel, aber er hustete und spuckte dabei, und das war am schlimmsten. Manchmal überlegte ich, ob ich Sam umbringen sollte, indem ich ihn fesselte und Wally und dem Captain auftrug, ihn zu Tode zu niesen. Aber das war natürlich nur ein Spaß, so wie ich gern Späße machte, wenn ich mich wohl fühlte. Oder halbwegs wohl. Normalerweise malte ich mir aus, daß ein Messer das Beste für Sam wäre. Für Chowderhead eignete sich eine Revolverkugel, direkt in den Bauch. Für Wally war eine Maschinenpistole vorgesehen, die ihn von oben bis unten durchlöchern würde. Den Captain wollte ich in einen Käfig voller hungriger Löwen sperren und Gilvey mit bloßen Händen erwürgen. Wahrscheinlich wegen seines Hustens.

Sie kam zurück. »Bitte, erzähl mir davon!« bettelte sie. »Ich bin ja so neugierig!«

Ich öffnete die Augen. »Du willst, daß ich dir davon erzähle?«

»O ja, bitte!«

»Du möchtest also wissen, wie es ist, mit einer Rakete zum Mars zu fliegen?«

»Ja!«

»Okay«, sagte ich. Es ist wundervoll, was drei so kleine Pillen bewirken können. Ich zitterte nicht mehr. »Man ist zu sechst – in einem Raum, der etwa so groß ist wie ein Buick. Zwei Mann müssen immer in den Kojen liegen, vier haben Dienst. Natürlich wollen alle zehn Minuten länger als vorgesehen in der Koje bleiben, weil das der einzige Platz ist, wo man die Ellbogen des Nebenmanns nicht in den Rippen spürt. Aber das geht nicht. Weil dann Wachablöse ist. Vielleicht hat man gar keinen Ellbogen in den Rippen, wenn man gerade Dienst hat – aber neben den Steuerbordkojen ist die Hauptschleuse des Luftregenerators eingebaut. Ich könnte dir zeigen, was die in meiner Nierengegend angerichtet hat. Neben den Backbordkojen ist der Griff des Notausgangs angebracht. Wenn man den Kopf zu schnell dreht, schlägt man sich die Stirn an. Und wegen des Lärms kann man gar nicht richtig schlafen – das heißt, wenn die Raketen in Betrieb sind. Wenn sie nicht laufen, ist man schwerelos, und das ist auch schlimm, denn man träumt immer, daß man irgendwo runterfällt. Aber ich glaube, es ist noch schlimmer, wenn die Raketen krachen. Das ist verdammt laut. Und wenn der Lärm nicht wäre – wenn man zu tief schläft, könnte man sich auf die Sauerstoffleitung legen. Dann träumt man, daß man ertrinkt. Kannst du dir das vorstellen? Man windet sich und würgt und kriegt keine Luft. Aber ich glaube, es ist nicht gefährlich. Ich bin jedenfalls immer rechtzeitig aufgewacht. Obwohl ich mal gehört habe, daß ein Raumfahrer vor sechs Jahren...

Nun, man hat also ständig diese Sauerstoffmaske vor dem Gesicht, wenn man sie nicht für ein paar Sekunden runternimmt, um was zu sagen. Das tut man nicht oft, denn was gibt es schon zu sagen? Oh, vielleicht in den ersten beiden Wochen – da sind alle dicke Freunde. Da braucht man die Maske gar nicht –

zumindest nicht oft. Alle sind noch herrlich sauber. Der Raum riecht wie – na, sagen wir mal, wie die Garderobe eines Turnsaals, verstehst du? Man kann es ertragen. Natürlich nur, wenn keiner raumkrank wird. In der Beziehung hatten wir Glück. Ich habe mal von einem Flug gehört, wo zwei Mann von der Crew die Raumkrankheit bekamen, schon nach der ersten Kurskorrektur. Die haben zwei Tage lang alles vollgekotzt. O Mann! Aber mit der Zeit wird's auch ohne Raumkrankheit recht übel. Außerhalb der Maske ist alles voller Nebelsuppe. Man riecht es gar nicht so sehr, aber man schmeckt es, tief unten im Kehlkopf, und es sticht in den Augen. So ist das nach den ersten zwei, drei Monaten. Später wird es schlimmer. Wenn man die Maske trägt, gelangt die Sauerstoffmixtur mit Hochdruck in die Atemwege. Das ist komisch, wenn man's nicht gewöhnt ist. Die Lungen müssen ein bißchen kräftiger arbeiten, um den Sauerstoff wieder loszuwerden, besonders, wenn man schläft, und nach einer Weile beginnen die Muskeln zu schmerzen. Die Schmerzen werden immer stärker. Und dann...

Bevor wir starten, stellen die Psychologen alles mögliche mit uns an, damit wir uns nicht gegenseitig umbringen. Aber sie können nicht verhindern, daß man daran denkt. Und danach, wenn wir wieder auf der Erde sind, passen sie auf, daß wir nicht mehr zusammenkommen – davon hast du sicher nichts in deinem Artikel gelesen. Weißt du, wie sie das machen? Wir kriegen natürlich eine Pension. Man muß ganz einfach eine Pension kriegen, denn sonst würde kein Mensch auf den Mars fliegen. Die müßten den Jungs so horrende Summen zahlen, so viel Geld gab's gar nicht auf der Welt. In unseren Pensionsverträgen steht, daß jeder in seinem Territorium bleiben muß. Das Land wird in sechs Sektoren aufgeteilt. In jedem gibt es wenigstens eine große Stadt. Ich hatte Glück. Ich habe viele Städte. Sie versuchen das so einzuteilen, daß jeder in seiner Heimatstadt leben kann. Aber bei uns war das schwierig. Chowderhead und der Captain kommen zufällig beide aus Santa Monica. Ich glaube, es war Chowderhead, der Kalifornien und Nevada gekriegt hat – das ganze Südwestgebiet. Sie haben die

beiden losen lassen. Gott weiß, wohin es den Captain verschlagen hat. Vielleicht nach New Jersey«, fügte ich hinzu.

Wir gingen in eine andere Bar.

Plötzlich sagte sie: »Ich habe was herausgefunden. Jetzt weiß ich, warum du dich immer nach allen Seiten umsiehst.«

»Was hast du denn rausgefunden?«

»Du hast gesagt, daß der andere Mann in New Jersey ist. Das hier ist New Jersey. Du gehörst nicht in diesen Sektor, was?«

»Stimmt«, sagte ich nach einer Minute.

»Warum bist du dann hier? Ich weiß, warum. Du suchst jemanden.«

»Genau.«

»Du willst diesen anderen Mann aus deiner Crew finden«, sagte sie triumphierend. »Du willst dich mit ihm prügeln.«

Ich konnte nicht verhindern, daß ich wieder zu zittern anfing, trotz der weißen Pillen. Aber ich mußte sie korrigieren.

»Nein. Ich will ihn töten.«

»Wieso weißt du, daß er hier ist? Er hat doch viele Staaten, wo er sich rumtreiben kann.«

»Sechs, New Jersey, Pennsylvania, Delaware, Maryland – alles bis nach Washington runter.«

»Wieso weißt du dann...«

»Er ist hier.« Ich brauchte ihr nicht zu sagen, warum ich es wußte. Aber ich wußte es.

Ich war nicht der einzige, der seine Zeit an der Grenze seines Sektors zubrachte und über einen Fluß oder eine andere Demarkationslinie starnte und wußte, daß jemand auf der anderen Seite war. Ich wußte es auch. Wenn man Krieg führt, braucht man nicht lange zu raten, um zu wissen, daß der Feind

seine Truppen tausend Meilen hinter der Kampffront postiert hat. Man weiß, wo seine Truppen stehen. Und man weiß, daß auch er kämpfen will.

Hatschi! Hatschi!

Ich verschüttete meinen Drink.

Dann sah ich sie an. »Hast du – hast du...«

Sie blinzelte verängstigt. »Was ist denn?«

»*Hast du gerade geniest?*«

»Geniest? Ich?«

Ich stieß irgendeinen häßlichen Fluch aus. Ich weiß nicht mehr, welchen. Nein! Sie war es nicht gewesen. Ich wußte es.

Das war Chowderheads Niesen.

Chowderhead.

Er hieß Marvin T. Roebuck, war fünf Fuß und acht Zoll groß, hatte eine dunkle Haut und schielte auf einem Auge. Er sprach mit irgendeinem mittelwestlichen Akzent, obwohl er aus Kalifornien kam, und damit hatte er mich nach einiger Zeit halb wahnsinnig gemacht. Er sagte nicht »brüllen«, sondern »brullen«, und nicht »Schrecken«, sondern »Schracken«. Vielleicht können Sie sich jetzt so ungefähr vorstellen, wovon er die ganze Zeit geredet hat. Ein Stinktier vom Scheitel bis zur Sohle. Ein unverbesserliches, widerwärtiges Stinktier.

Ich stieß meinen Stuhl um und schrie. »Roebuck! Verdammst, wo bist du?«

In der Bar war es plötzlich totenstill. Nur die Jukebox plärrte weiter.

»Ich weiß, daß du hier bist!« kreischte ich. »Komm heraus, damit ich dir's heimzahlen kann, du verdammter Kerl! Du miese Wanze, ich habe dir ja gesagt, ich würde dich schon noch kriegen, weil du mich damals einen Lügner genannt hast – an dem Tag, als Wally seine Maske zerriß!«

Stille. Alle starrten mich an.

Dann öffnete sich die Tür der Herrentoilette.

Er kam heraus.

Er sah *lausig* aus. Rote Augen – und die Haare fielen ihm aus. Der arme Teufel konnte nicht älter als neunundzwanzig sein. »Du!« brüllte er und gab mir ein paar Millionen Namen. »Du diebische Ratte! Dir werde ich's schon noch zeigen! Mir meine Schokoladeration zu klauen!«

Er hatte ein Messer.

Das war mir egal. Ich hatte gar nichts, und das war dumm, aber es spielte keine Rolle. Ich nahm eine Bierflasche vom Nebentisch, zertrümmerte sie an einem Stuhl. Das war eine gute Waffe. Damit würde ich jederzeit gegen ein Messer kämpfen. Und das tat ich auch. Ich lief auf ihn zu, und er taumelte mir entgegen, sah verrückt und verzweifelt aus und murmelte und stotterte. Ich konnte nicht hören, was er sagte, weil auch ich ununterbrochen redete. Niemand versuchte uns zurückzuhalten. Irgend jemand lief hinaus, vermutlich, um die Polizei zu holen, aber das war okay. Wenn ich mit Chowderhead abgerechnet hatte, würde es mir egal sein, was die Bullen mit mir machten.

Ich schlug mit der zerbrochenen Flasche nach seinem Gesicht.

Er traf mich zuerst. Ich spürte, wie das Messer meinen linken Arm zerschnitt, aber es tat gar nicht richtig weh, wissen Sie. Es stach nur ein bißchen. Und dann traf ich sein Gesicht und zog die Flasche zurück. Es sah aus wie grauweißes Gelee, und jetzt quoll Blut heraus. Er schrie. Oh, dieser Schrei! Nie zuvor hatte ich so etwas wie diesen Schrei gehört. Das war es, worauf ich gewartet hatte. Ich trat nach ihm, als er nach hinten torkelte, und er stürzte. Und ich warf mich auf ihn, mit der Flasche und paßte auf, daß ich ihn nicht in den Hals oder ins Herz traf, denn das wäre zu schnell gegangen. Aber ich bearbeitete sein Gesicht und spürte, wie sich sein Messer mehrmals in mein Fleisch bohrte, und...

Und dann wachte ich auf, wissen Sie? Und da beugte sich Dr. Santly über mich, mit einer Injektionsspritze in der Hand, deren Nadel er soeben aus meinem Arm gezogen hatte. Vier Krankenpfleger hielten mich mühsam fest. Ich war schweißüberströmt.

Zuerst wußte ich nicht, wo ich war. Ich hatte das schreckliche, schwindelerregende Gefühl zu fallen, als hätten sich die Bar und der Kampf und die ganze Welt ringsum in Rauch aufgelöst.

Dann wußte ich, wo ich war.

Und das war noch schlimmer.

Ich hörte zu schreien auf, lag nur ruhig da und sah sie an.

Dr. Santly versuchte ein freundliches, unbefangenes Gesicht zu machen. »So ist es schon viel besser, Byron, viel besser.«

Ich sagte nichts.

»Sie haben es in zwei Stunden und acht Minuten geschafft«, fuhr er fort. »Erinnern Sie sich noch an das erstmal? Damals haben sie ihn sechzehn Stunden lang getötet. Das war Captain Van Wyck, wissen Sie das noch? Wer war es denn diesmal?«

»Chowderhead.« Ich blickte zu den Krankenpflegern auf. Offenbar hatten sie meine Arme und Beine losgelassen.

»Chowderhead«, sagte Dr. Santly. »Ach ja – Roebuck! Der Junge«, fügte er mit klagender Stimme hinzu. »Nicht einmal halb so gut. Er kann einen Zyklus einfach nicht in weniger als fünf Stunden durchlaufen. Und was das Komische ist – immer sind es Sie, den er... Aber das will ich Ihnen lieber nicht sagen. Es hätte ja keinen Sinn, einen Gegendruck zu erzeugen, wenn Ihre Poren sozusagen alle geöffnet sind.« Er lächelte mich an, aber hinter diesem Lächeln war er ziemlich besorgt.

Ich setzte mich auf. »Hat irgend jemand eine Zigarette?«

»Geben Sie ihm eine Zigarette, Johnson«, befahl der Doktor dem Krankenpfleger, der neben meinem rechten Fuß stand. Johnson gehorchte wortlos. Ich zündete mir die Zigarette an.

»Sie halten sich wirklich großartig«, sagte Dr. Santly. Er war einer von diesen Psychologen, die glauben, wenn sie sagen, daß was so ist, dann ist es auch so. Kennen Sie diese Typen?

»Am Wochenende werden wir Sie bis zu einer Stunde runtergekriegt haben. Das ist ein wunderbarer Fortschritt. Dann können wir auf der Bewußtseinsebene arbeiten. Sie sind verdammt gut, mein Junge, ob Sie es nun wissen oder nicht. In sechs Monaten – na, sagen wir lieber, in acht Monaten, weil ich ziemlich konservativ bin...« Er zwinkerte mir zu. »In acht Monaten können Sie hier raus. Sie werden der erste von der Crew sein, den wir entlassen, wissen Sie das?«

»Wie nett!« sagte ich. »Die anderen machen sich nicht so gut?«

»Nein, ganz und gar nicht. Vor allem der arme Dr. Gilvey ist immer in einem schrecklichen Zustand, wenn er einen Test absolviert hat. Ich gebe ehrlich zu, daß ich mir Sorgen um ihn mache.«

»Wie nett!« sagte ich, und diesmal meinte ich es ernst.

Er sah mich nachdenklich an, aber er enthielt sich seines Kommentars, wandte sich an die Krankenpfleger und sagte: »Er ist okay. Helft ihm vom Tisch runter.«

Es war schwer, auf den Beinen zu stehen. Ich mußte mich eine Minute lang an das Geländer klammern, das rings um den Tisch angebracht war. Und dann hielt ich die kleine Rede, die ich vorbereitet hatte.

»Dr. Santly, ich möchte Ihnen sagen, wie dankbar ich Ihnen für das alles bin. Ich hatte schon befürchtet, daß ich den Rest meines Lebens in einem Teil des Landes eingesperrt sein würde, wie die Jungs von den Ex-Crews. Aber so ist es viel besser, und ich weiß es zu schätzen. Ich bin sicher, daß Ihnen auch die anderen sehr dankbar sind.«

»Natürlich, mein Junge, natürlich.« Er zog einen Füllfederhalter hervor und machte eine Notiz auf meinem Krankenblatt. Ich konnte nicht sehen, was er schrieb, aber er sah zufrieden aus.

»Das alles hat bereits in Ihnen gesteckt, Byron. Ich habe Ihnen nur geholfen, es an die Oberfläche zu befördern.«

Er warf den Krankenpflegern einen verschwörerischen Blick zu. »Sie wissen, wie wichtig das für mich ist. Es ist der Triumph einer völlig neuen psychischen Rehabilitationsmethode. Ich finde, unsere heroischen Raumfahrer haben doch das Recht auf Freiheit, wenn sie auf die Erde zurückkommen, nicht wahr?«

»Genau«, sagte ich und rieb mir mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

»Und so werden wir das System der Sektoren abschaffen. Wir können nicht verhindern, daß während eines Raumflugs Spannungen entstehen. Aber wenn wir Ihnen mit unserer Behandlung helfen können, die Spannungen abzubauen – nun, dieser Preis ist doch nicht zu hoch, oder?«

»Aber nein«

Er erwärmte sich immer mehr für das Thema. »Jetzt können Sie sich schon auf ein Wiedersehen mit ihren alten Raketenfreunden freuen. Sie werden sich völlig unbefangen mit den Jungs unterhalten, ohne Ressentiments. Ist das nicht wunderbar?«

»Klar«, sagte ich. »Sie ahnen ja gar nicht, wie sehr ich mich schon darauf freue. Und ich weiß genau, was ich tun werde, wenn ich zum erstenmal einen von den Jungs treffe – ich meine, ohne Ressentiments und so, wie Sie es ausgedrückt haben.« Und das war die reine Wahrheit. Ich freute mich wirklich darauf. Aber ich würde es nicht mit einer zerbrochenen Bierflasche machen.

Ich hatte mir was viel Raffinierteres ausgedacht.

Der Marsmensch auf dem Dachboden

Dunlop war klein und dick. Seine Wimpern waren blond, und die Haare waren ihm ausgegegangen. Er sah aus wie die Leute, die man manchmal am Ende des Stadions beim Großen Spiel sieht, die einen Hot Dog in der einen Hand halten und einen Wimpel in der anderen, die mit ihren Frauen da sitzen und ihnen jeden Spielzug erklären müssen. Und er stotterte auch noch.

Das Mädchen im Vorzimmer der LaFitte Enterprises war ein blauäugiges ehemaliges Fotomodell. Sie hatte Dunlop bereits taxiert. Langsam sah sie auf und fragte tonlos: »Ja?«

»Ich möchte Mr. LaF-F-F...«, sagte Dunlop und machte eine Pause, um sich zu räuspern. »Ich möchte Mr. LaFitte sprechen.«

Das Ex-Modell war so verwirrt, daß sie blinzelte. *Niemand* konnte Mr. LaFitte sprechen! Oh, John D. der Sechste vielleicht schon. Oder Präsident Brockenheimer könnte mal vorbeischauen, nachdem er vorher angerufen hatte. Aber sonst niemand. Mr. LaFitte war ein sehr bedeutender Mann, der einen Großteil der besten amerikanischen Maschinen erfunden und sie um das beste Geld Amerikas verkauft hatte, und er stand ganz gewiß nicht irgendwelchen Leuten zur Verfügung, die einfach hereingeschneit kamen. Vor allem nicht solchen Niemands, die Anzüge von der Stange trugen.

Doch die Empfangsdame hatte ein gutes Herz – was nur ihre Mutter, ihr Chef und die vierzehn Männer wußten, die es nacheinander gebrochen hatten. Dunlop tat ihr leid. Sie beschloß, ihn gähnend davonkommen zu lassen, und fragte: »Wie war doch Ihr Name, Sir? Dunlop? Mit einem >o<, Sir? Einen Augenblick, bitte!«

Im Empfangszimmer lag ein echter Orientteppich. Nicht so ein schäbiges Nylonding. Nicht einmal ein LaFitton! Und überall waren die Symbole von LaFittes Macht und seinem Genie zu sehen. In einer Nische stand, von Scheinwerfern beleuchtet, ein Acrylmodell seines Solar-Transformers, das transparent schimmerte. Auf einem scharlachroten Podest in der Mitte des

Raumes erhob sich das Modell des selbsttätigen LaFitte-Ionen-Austausch-Wasserdestillierapparats, und zwar der kleine Typ, der vierzig Gallonen pro Stunde schaffte. (Zwei Apparate des größeren Typs versorgten ganz London mit funkeln dem, kristallklarem Wasser, das aus der schmutzigen, schlammigen, stinkenden Themse stammte.)

»Moment mal!« rief Dunlop heiser. »Sagen Sie ihm, daß er meinen Namen nicht kennen wird – aber wir haben einen gemeinsamen Freund.«

Das Ex-Modell zögerte und dachte über diese neue Information nach. Das änderte natürlich alles. Sogar LaFitte könnte einen Freund haben, der zufällig mit einem kleinen blonden Niemand bekannt war, der ungeputzte Schuhe trug. Es war unwahrscheinlich, aber möglich. Vor allem, wenn man berücksichtigte, daß LaFitte aus ganz einfachen Verhältnissen stammte: Er hatte sogar einmal an einer Universität unterrichtet.

»Ja, Sir«, sagte sie, sehr viel herzlicher als zuvor. »Würden Sie mir bitte den Namen Ihres Freundes nennen?«

»D-den kenne ich nicht.«

»Oh!«

»Aber Mr. LaFitte wird wissen, wen ich m-meine. Sagen Sie nur, der Freund ist ein M – ein M – ein M-Marsmensch.«

Die sanften blauen Augen wurden ausdruckslos. Das glatte, frische Gesicht vereiste zu den harten Fogwe-Zügen, die es besessen hatte, bevor ein unerträgliches Interesse für Schokoladennougat die junge Dame den Kameras der Modefotografen entrissen und hinter einen Schreibtisch verfrachtet hatte.

»Hinaus!« sagte sie. »Ich finde das kein bißchen komisch!«

Der dicke kleine Mann sagte fröhlich: »Vergessen Sie den Namen nicht! Dunlop. Und ich wohne in 449 West, 191th Street. Es ist ein Mietshaus.« Damit ging er. Er wußte, daß sie das niemandem mitteilen würde, aber er wußte auch, und das war ja das Schöne, daß es keine Rolle spielte. Er hatte das kleine,

goldbeschlagene Mikrofon gesehen, das auf einer Ecke ihres Schreibtisches stand. Das LaFitte Auto-See, mit dem es verbunden war, würde sich unfehlbar an jedes einzelne Wort erinnern, würde alles analysieren und weitergeben.

»Ha-hum«, sagte Dunlop zum Liftboy. »Ihr Jungs müßt doch wirklich viel zu hart arbeiten bei diesem Wetter. Ich werde dafür sorgen, daß ihr eine Klimaanlage bekommt.«

Der Liftboy starnte ihn an wie einen monströsen Geist, aber das störte Dunlop nicht. Warum sollte es auch? Er war ja ein Monstrum. Aber er würde bald ein sehr reiches Monstrum sein.

Hector Dunlop trottete in die Hitze der Fifth Avenue hinaus und atmete pfeifend, weil er Asthma hatte. Trotzdem war er sehr mit sich zufrieden.

An der Straßenecke blieb er stehen und schaute zum La-Fitte-Gebäude hinauf, das ganz aus Kupfer und Glas gebaut war, im Stil der merkwürdigen Architekturperiode, die Lafitte liebte. Soll er nur seinen Spaß dran haben, dachte Dunlop großzügig. Es sieht schrecklich aus, aber wir wollen Lafitte diese kleine Freude gönnen. Es war nur fair, daß Lafitte das Haus hatte, das er sich wünschte. Dunlops Geschmack tendierte eher zu moderneren Linien, und wenn er es wollte, würde ihn nichts daran hindern, auf der anderen Straßenseite ein hundertzwei Stockwerke hohes Gebäude zu errichten. Lafitte hatte ein Recht auf alles, was er nur wollte – solange er bereit war, es mit Hector Dunlop zu teilen. Wozu er ganz gewiß bereit sein würde, wahrscheinlich noch am heutigen Tag.

In heitere Meditationen über die unvermeidliche Großzügigkeit Lafittes versunken, watschelte Dunlop die Fifth Avenue hinab, durch die sengende Hitze, die er nicht spürte. Er hatte viel Zeit. Es würde eine kleine Weile dauern, bis es losging.

Natürlich ist es möglich, daß heute überhaupt nichts passiert, dachte er geduldig. Welchem menschlichen Wesen das Auto-See auch immer die Information übermitteln würde, es könnte sie vergessen. Ja, es konnte einiges schiefgehen. Aber er hatte Zeit. Wenn es nötig war, würde er es eben noch ein paarmal

versuchen müssen. Früher oder später würden die magischen Worte LaFitte erreichen. Nachdem die Vorbereitung auf diesen Augenblick acht Jahre gedauert hatte, würde es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommen.

Dunlop hielt den Atem an.

Ein Mädchen ging klickend auf hohen, spitzen Absätzen vorbei. Der heiße Wind ließ den Rock an ihren Beinen festkleben. Sie warf einen zufälligen Blick auf die Stelle, die Hector Dunlop zu okkupieren glaubte, und sah nichts. Dunlop knurrte, aus reiner Gewohnheit. Sie war nicht das erste Mädchen, das seine Hormone in Aufruhr brachte und ihn nicht wahrnahm. Aber er gewann seine Fassung wieder. Zum Teufel mit dir, mein Kind, sagte er sich lächelnd. Wenn ich dich später haben will, werde ich dich nehmen. Ich werde zwanzig Mädchen deinesgleichen haben – oder jeden Tag zwanzig, wenn es mir Spaß macht – und das sehr bald.

Er sprintete über die 42nd Street, und da stand das vertraute, graue, altmodische Gebäude der Bibliothek.

Aus einem sentimentalnen Impuls heraus stieg er die Stufen hinauf und ging hinein.

Der Liftboy nickte. »Guten Tag, Mr. Dunlop. Dritter Stock?«

»Genau, Charley. Wie immer.« Hier mochten sie ihn alle. Das war der einzige Ort der Welt, wo man ihn mochte, aber er hatte ja auch nirgendwoanders so viel Zeit verbracht.

Als der langsame Aufzug im dritten Stock knarrend anhielt, stieg Dunlop aus. Von Erinnerungen erfüllt, ging er durch den breiten, warmen Flur, zwischen den Reihen der Schaukästen. Gleich dort hinter dem Trinkbrunnen – dort war die Tür zur Fortescue-Sammlung, flankiert von den Glasschränken mit Fortescues Marsfotos und bislang unerforschten Relikten einer frühen Rasse, die all die Kanäle angelegt hatte.

Dunlop blickte auf die Kärtchen mit den erklärenden Texten und konnte sich eines Kicherns kaum erwehren. Die Marsbewohner waren häßliche, schleimige, kopflose Kreaturen mit

Schlangenarmen. Schlimmer noch – Updykes »Marsabenteuer«, Fortescues »Erster Landung« und Wilberts, Shevelsens und Buchbinders »Beobachtung der Mars-Halbfauna« (erschienen in den »Forschungsberichten des Astro-Biologischen Instituts«, Winter 2011) zufolge stanken sie wie faule Fische. Ihre Intelligenz wurde von Fortescue, Burlutzki und Stanko mit jener der »Fehden« verglichen (wenn Gaffney sie auch höher ansetzte und irgend etwas von niederen Menschenaffen gesagt hatte). Sie besaßen keine Sprache. Sie kannten die Geheimnisse des Feuers nicht. Ihr fortschrittlichstes Werkzeug war eine Handaxt. Kurz gesagt, die Marsmenschen waren die Trottel des Solarsystems, und es war nicht erstaunlich, daß LaFittes Empfangsdame es als Unverschämtheit betrachtet hatte, daß man einen Marsmenschen als Freund ihres Chefs ausgab.

»Oh, das ist ja Mr. Dunlop!« rief die Bibliothekarin und spähte durch das Drahtgitter in der Tür. Sie erhob sich und sperrte ihm die Tür der Fortescue-Sammlung auf.

»Nein, danke«, sagte er hastig. »Ich gehe heute nicht hinein, Miß Reidy. Heiß ist es, was? Nun ja – ich muß weiter...«

Wenn die Hölle zufriert, gehe ich rein, fügte er in Gedanken hinzu, als er sich abwandte, obwohl Miß Reidy in den vergangenen acht Jahren immer sehr hilfsbereit gewesen war. Sie hatte ihm die gesamten Bibliotheksarchive zur Verfügung gestellt, nicht nur die extraterrestrischen Sammlungen, sondern alles, worauf seine Forschermasse gestoßen war. Ohne sie wäre es ihm viel schwerer gefallen, alles über LaFitte herauszufinden, was er jetzt wußte. Andererseits trug sie eine Brille. Ihre Haut war bleich. Einer ihrer Vorderzähne war abgebrochen. Dunlop würde sich nur mit TV-Stars und Gesellschaftsdebütantinnen abgeben, das gelobte er sich feierlich, und sogar die würde er wie nassen Staub behandeln.

Die Bibliothek bedrückte ihn. Sie erinnerte ihn zu stark an die mühsamen acht Jahre, die nun vorbei waren. Er verließ das Gebäude und fuhr mit dem Bus nach Hause.

Nur knapp zwei Stunden waren verstrichen, seit er in LaFittes Büro gewesen war.

Das war noch nicht genug. Nicht einmal der Mitarbeiterstab des großen LaFitte konnte in so kurzer Zeit eine Information aufschnappen und entsprechend agieren. Dunlop hatte plötzlich keine Lust mehr, die Wartezeit daheim zu verbringen. Er blieb vor einem billigen Restaurant stehen, lächelte breit, dann ging er über die Straße und in ein kleines, gemütliches, teures Lokal mit Topfpalmen in den Fenstern. Hier würde er seine gesamte restliche Barschaft ausgeben, aber was machte das schon?

Dunlop aß seinen besten Lunch seit zehn Jahren und nahm sich viel Zeit dazu. Als er das Gefühl hatte, daß genug Minuten verstrichen waren, schlenderte er die Straße hinab, zu dem Mietshaus, in dem er wohnte. Die Männer waren schon da.

Die Zimmerwirtin spähte verängstigt hinter dem Fenstervorhang hervor.

Dunlop lachte laut auf und winkte ihr zu, als sie ihn in ihre Mitte nahmen. Es waren zwei große Männer mit ausdruckslosen Gesichtern. Der dickere roch nach Chlorophyll-Kaugummi, der dünneren nach Tod.

Dunlop hängte sich bei ihnen ein, grinste breit und wandte der Zimmerwirtin den Rücken zu. »Was habt ihr der Dame denn erzählt, w-wer ihr seid, Jungs? Finanzamt? Oder FBI?«

Sie gaben keine Antwort, aber das spielte keine Rolle. Sollte sie doch glauben, was sie wollte! Er würde sie nie, nie, nie wiedersehen. Die paar erbärmlichen Habseligkeiten in seinem billigen Koffer konnte sie ruhig haben. Hector Dunlop würde sehr bald nur das Beste vom Besten besitzen.

»Ihr kennt das Geheimnis eures Chefs nicht, was?« fragte Dunlop die Männer, als sie im Wagen saßen. »Aber ich kenne es. Ich habe acht Jahre gebraucht, um es herauszufinden. Also behandelt mich ein b-bißchen respektvoller, oder er wird euch feuern.«

»Halten Sie den Mund!« sagte der Chlorophyll-Geruch liebenswürdig, und Dunlop gehorchte höflich. Es war unwichtig, wie alles andere, was jetzt passierte. In kurzer Zeit würde er LaFitte gegenüberstehen, und dann...

»St-stoßen Sie doch nicht so!« sagte er ärgerlich, als er vor den beiden aus dem Wagen stolperte.

Sie packten ihn, jeder an einem Ellbogen, Chlorophyll öffnete das Riesentor am Ende des Weges, und Tod schob ihn hindurch. Einer von Dunlops Brillenbügeln löste sich vom Ohr, und er griff danach.

Sie hatten den Hudson überquert und waren außerhalb der Stadt. Dunlop hatte nur eine verschwommene Ahnung von Geographie, da er die vergangenen acht Jahre profitableren Studien gewidmet hatte, aber er nahm an, daß sie sich irgendwo in den Bergen hinter Kingston befanden. Sie gingen in ein großes Steinhaus und sahen niemanden. Es war ein Frankenstein-Haus, aber es amüsierte Dunlop sehr, denn es war genau das Haus, das er sich vorgestellt hatte – genau das Haus, das LaFitte brauchen würde, um sein Geheimnis zu hüten.

Sie stießen Dunlop durch eine Tür in ein Zimmer mit Kamin. In einem Ledersessel vor dem Feuer – obwohl es draußen so heiß war – saß ein Mann, der Quincy LaFitte sein mußte.

»Hallo!« sagte Dunlop würdevoll und ging auf ihn zu. »Ich v-vermute, Sie w-wissen, warum ich... He! Was m-machen Sie denn da?«

Chlorophyll streifte einen grauen Handschuh über eine Hand. Er ging zu einem Schreibtisch, öffnete eine Schublade und nahm etwas heraus – einen Revolver. Er hielt ihn in der erhobenen behandschuhten Hand und feuerte auf die Wand. Platsch! Es war ein leises, dünnes Geräusch – aber aus der Wand fiel ein großes Stück Mörtel.

»He!« sagte Dunlop noch einmal.

Mr. LaFitte beobachtete ihn mit höflichem Interesse. Chlorophyll ging rasch auf Dunlop zu, und Tod griff plötzlich nach – nach...

Chlorophyll gab Dunlop die Waffe, die er gerade abgefeuert hatte. Dunlop umfaßte sie automatisch, während Tod eine noch größere hervorzog, die viel gefährlicher aussah.

Dunlop sprang abrupt nach hinten, ließ den Revolver fallen und begann alles zu verstehen. »Warten Sie!« schrie er in wilder Panik. »Ich h-h-h...« Er schluckte und sank auf die Knie. »Nicht schießen! Ich h-h-habe alles aufgeschrieben -imB-B-B... ImB-B-B...«

»Einen Augenblick, Jungs«, sagte LaFitte sanft.

Chlorophyll blieb stehen und wartete. Tod richtete sein Schießeisen auf Dunlop und wartete.

»Im B-Büro meines Anwalts!« brachte Dunlop mühsam hervor. »Wenn mir was passiert, wird er es l-l-lesen.«

LaFitte seufzte. »Nun«, sagte er mit milder Stimme, »das war das Risiko, das wir eingehen mußten. Okay, Jungs, laßt uns allein.« Chlorophyll und Tod trugen ihre Gerüche und ihre Bedrohlichkeit zur Tür hinaus.

Dunlop keuchte. Er wußte, daß er seinem Ende sehr nahe gewesen war. Ein Mann hatte ihm einen Revolver gegeben, und der andere sollte ihn erschießen. Dann hätten sie die Polizei gerufen, um ihr einen erfolglosen Attentäter zu übergeben. Zu schade, Officer, aber er hat uns wirklich zum Narren gehalten. Sehen Sie? Dort in der Mauer steckt seine Kugel. Ich versuchte dem armen Irren den Revolver zu entreißen, aber... Ein Schulterzucken.

Dunlop schluckte. »Pech für Sie«, sagte er heiser. »Aber ich mußte natürlich gewisse V-V-Vorsichtsmaßnahmen treffen. Hören Sie mal – kann ich einen Drink haben?«

Mr. LaFitte zeigte auf ein Tablett. Er hatte viel Zeit. Er wartete nur, mit Geduld und wenig Besorgnis. Er war ein großer alter

Mann mit kahlem Schädel, aber wenn er wollte, konnte er sich sehr schnell bewegen. Das hatte Dunlop bereits bemerkt. Komisch – er hatte nicht erwartet, daß LaFitte eine Glatze haben würde.

Aber alles andere verlief genau nach Plan.

Er goß einen doppelten, zwölf Jahre alten Bourbon in ein Glas aus Steubens bestem handgeschliffenem Kristall und leerte es in einem Zug.

»Ich habe Sie am Wickel, LaFitte«, sagte er. »Und das wissen Sie auch, nicht wahr?«

LaFitte schenkte ihm einen herzlichen, verzeihenden Blick.

»Das ist ja Klasse!« jubelte Dunlop. »Sie sind ein guter VV-Verlierer. Sie wissen also, daß ich herausgefunden habe, worauf Ihr Vermögen basiert.« Er trank noch einen Whisky und spürte, wie sich das brennende Prickeln in seinem Körper ausbreitete. »Nun, um mm-mal anzufangen – vor acht Jahren studierte ich an der Universität, an der Sie unterrichtet haben. Ich stolperte über ein Zitat aus einer Dissertation, betitelt >Gewisse Beobachtungen zur Ontogenese der Mars-P-Paraprimaten<. Von einem Burschen namens Quincy A.W. L-L-LaFitte, Bakkalaureus der Naturwissenschaft.«

LaFitte nickte kaum merklich und lächelte. Seine Augen können einen leicht täuschen, dachte Dunlop. Es sind die Augen eines Mannes, der sich an den Erfolg gewöhnt hat. Ich muß auf der Hut sein.

Aber, so sagte er sich zuversichtlich, er hatte ja alle Trümpfe in der Hand. »Ich s-suchte nach der Dissertation und konnte sie nicht f finden. Aber das wissen Sie ja sicher.« Er hatte sie nicht finden können? Nein, nicht in der Bibliothek, nicht in den Akten des Dekans, nicht einmal in den Archiven. Ein Glück, daß Dunlop so ein beharrlicher Mann war. Er hatte den Drucker aufgestöbert, der die Dissertation gedruckt hatte, und da fand er sie, immer noch an die alte, verstaubte Quittung geheftet.

»Ich erinnere mich an den g-genauen Wortlaut«, sagte Dunlop und zitierte aus dem letzten Absatz. Dabei stotterte er kein einziges Mal.

»Deshalb ist anzunehmen, daß die Mars-Paraprimaten in früheren Zeiten eine reife Kultur besessen haben, die den höchst gebildeten *Millieux* auf unserem Planeten vergleichbar ist. Die Kunstwerke und Ruinen stammen nicht von einer anderen Rasse. Vielleicht besteht hier ein Zusammenhang mit der sogenannten Shternweiser-Anomalie, der zufolge der Mars durch eine Explosion von planetaren Ausmaßen seiner Wasservorräte beraubt wurde...‘«

»Shternweiser!« unterbrach ihn LaFitte. »Wissen Sie, diesen Namen hatte ich vergessen. Es ist schon so lange her. Aber Shternweiser vertrat in seiner Dissertation die Ansicht, daß der Mars sein Wasser in unseren eigenen historischen Zeiten verloren haben könnte. Der Rest ist dann ganz einfach.«

Dunlop beendete sein Zitat.

»Diese Faktoren führen unweigerlich zu folgendem Schluß: Die Mars-Paraprimaten brauchen eine *Aqueus*-Phase, um sich von der Made zum *Imago* zu entwickeln, wie es bei vielen terrestrischen wirbellosen Tieren der Fall ist. Aber seit der Zeit der von Shternweiser vermuteten Explosion hat es nicht genügend freies Wasser auf der Marsoberfläche gegeben. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß die derzeitigen Überlebenden auf dem Mars bloße, in Geschlechter geteilte Maden sind und daß die erwachsenen Mars-Paraprimaten nicht *in vivo* existieren, wenn ihre historische Existenz auch durch die bemerkenswerten Relikte ihrer Werke erwiesen ist.«

Dunlop machte eine kleine Pause. »Und dann w-wurde Ihnen klar, was Sie da entdeckt hatten. Sie v-vernichteten alle Kopien Ihrer Dissertation. Alle, b-b-bis auf eine.«

Es funktionierte! Es klappte genauso, wie er sich das ausgedacht hatte.

LaFitte hätte ihn natürlich schon längst hinausgeworfen, wenn er das wagte. Er wagte es nicht. Er wußte, daß Dunlop einer langen, gewundenen Beweiskette bis zum Ende gefolgt war.

Jede Erfindung, die den Namen LaFitte trug, entstammte einem Mars-Gehirn.

Die Tatsache, daß die Dissertation verschwunden war, hatte als erster Anhaltspunkt gedient. Warum war sie verschwunden? Der Name, der mit der Dissertation in Verbindung stand, war der zweite Hinweis gewesen – obwohl schon einige Phantasie dazu gehört, einen mickrigen Bakkalaureus der Naturwissenschaft mit dem Chef der LaFitte Enterprises in Verbindung zu bringen.

Alle anderen Anhaltspunkte hatte er sich fleißig und mühsam erarbeitet, war der Spur gefolgt, die an Miß Reidys Zimmer in der Bibliothek vorbeiführte, in den Raumforschungsflügel des Smithsonian, in die Halle der extraterrestrischen Fauna im Museum für Naturgeschichte, in Tausende kleine Lesesäle, die im ganzen Land verstreut lagen.

LaFitte seufzte. »Sie wissen also alles, Mr. Dunlop. Sie sind einen langen Weg gegangen.«

Er goß sich eine vornehm kleine Kognakmenge in einen großen Schwenker und erwärme sie mit seinem Atem. Dann sagte er nachdenklich: »Sie haben natürlich viel gearbeitet – aber ich habe noch mehr getan. Zum Beispiel mußte ich zum Mars fliegen.«

»Mit der *S-Solar Argosy!*« verkündete Dunlop prompt.

LaFitte hob die Brauen. »So gründlich sind Sie vorgegangen? Dann wissen Sie vermutlich auch, daß der Absturz der *Solar Argosy* kein Zufall war. Ich mußte die Tatsache vertuschen, daß ich einen jungen Marasmenschen auf die Erde mitnahm. Das war nicht einfach. Und als ich ihn hier hatte, war erst die halbe Schlacht gewonnen. Es ist äußerst schwierig, eine exogene Lebensform auf der Erde großzuziehen.«

Er trank einen Tropfen Kognak und beugte sich mit ernster Miene vor. »Ich mußte warten, bis sich der Marasmensch

entwickelt hatte. Das bedeutete, daß ich ihm eine Aqueus-Umgebung bieten mußte, die den Umweltbedingungen auf dem Mars vor der Shternweiser-Explosion möglichst ähnlich war. Ich konnte nur raten, Mr. Dunlop. Und ich kann nur sagen, daß das Glück auf meiner Seite war. Und auch dann – nun, stellen Sie sich doch vor, Sie wären ein Baby. Nehmen Sie an, Ihre Mutter hätte Sie verlassen und Sie würden auf dem Jupiter liegen und schreien und in die Windeln machen. Stellen Sie sich vor, daß Sie von einem seltsam gestalteten Geschöpf, das Mummy etwa so ähnlich sieht wie Ihre Mutter einem Baum, aufgezogen werden.«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Er war mir überhaupt keine Hilfe. Allein das Problem der Disziplin! Das Töpfchen-Training! Und dann hatte ich nichts weiter als ein nacktes Gehirn, sozusagen, das erst einmal mit Wissen gefüllt werden mußte, bevor es kreativ werden konnte. Und dazu brauchte ich sechs Jahre, Mr. Dunlop.«

Er stand auf. »So, und jetzt sagen Sie mir bitte, was Sie wollen.«

Dunlop war völlig überrumpelt und begann schrecklich zu stottern. »Ich w-w-w-will d-d-die H-H-Hälfte...«

»Sie wollen die Hälfte meines Vermögens?«

»G-g-genau...«

»Ich verstehe. Sie werden mein Geheimnis nur dann nicht verraten, wenn ich Ihnen die Hälfte des gesamten Vermögens gebe, das ich mit meinen Mars-Erfindungen verdient habe. Und wenn ich nein sage?«

Dunlop geriet plötzlich in Panik. »Aber Sie müssen darauf eingehen. Wenn ich Ihr Geheimnis überall r-r-rumerzähle, können ja alle anderen das gleiche tun.«

»Aber ich habe mein Geld schon, während die anderen es erst erwerben müßten, Mr. Dunlop«, sagte LaFitte völlig logisch. »Und die Konkurrenz wäre so groß, daß sie nicht weit kämen. Aber ich bezweifle, daß eine so vernünftige Überlegung Ihnen

den Mund stopfen wird. Außerdem möchte ich tatsächlich verhindern, daß das alles an die Öffentlichkeit kommt. Immerhin sind beim Absturz der *Solar Argosy* sechs Männer ums Leben gekommen, und bei solchen Vergehen gibt es keine Verjährung.«

Höflich legte er eine Hand auf Dunlops Arm. »Kommen Sie mit! Sie haben sich doch sicher schon gedacht, daß der Marsmensch hier im Haus ist? Nun, ich werde Ihnen zeigen, daß Sie recht hatten.«

Als sie durch einen langen, mit Teppichen ausgelegten Korridor gingen, hörte Dunlop immer wieder leise klickende und raschelnde Geräusche, die aus den Wänden zu kommen schienen. »Sind das Ihre L-L-Leibwächter, LaFitte? Ich warne Sie – keine faulen Tricks!«

LaFitte zuckte mit den Schultern. »Kommt raus, Jungs«, sagte er, ohne die Stimme zu erheben. Ein paar Fuß weiter vorn öffnete sich ein Paneel, und Tod und Chlorophyll stiegen hindurch.

»Tut mir leid wegen vorhin, Mr. Dunlop«, sagte Chlorophyll.

»Schon g-gut«, erwiderte Dunlop.

LaFitte blieb vor einer Tür mit doppeltem Schloß stehen. Er sperrte sie auf, und sie führte in einen dunklen Raum.

»Chrrrrummmmm, chrrrrummmmm!« Ein tiefes dröhndes Knurren kam aus der Finsternis.

Dunlops Pupillen weiteten sich langsam, um mehr Licht aufzunehmen, und er begann einzelne Umrisse zu erkennen.

Eine Reihe von Stahlpfählen erhob sich in den Raum, und dahinter, an einen Pfosten gekettet, saß...

Ein Marsmensch!

Angekettet?

Ja, ein Eisenring umschloß seine Fußknöchel, und er war angekettet. Ein metallischer Gegenstand, der nur der Schlüssel

sein konnte, hing an einer Stelle, wo der Marsmensch ihn ständig sah, doch nie erreichen würde. Dunlop schluckte und starnte in den Käfig.

Die Marsbewohner auf Fortescues Fotos waren schleimige, klebrige, häßliche Kreaturen, wie dünne Meeresanemonen, mannshoch und kopflos. Aber das angekettete Geschöpf, das ihn jetzt anknurrte, glich jenen Marsbewohnern wie ein Frosch einer Kaulquappe. Es besaß einen runden Kopf mit Glotzaugen und einen Mund, der auf und zu klappte und große quadratische Zähne zeigte.

»Chrrrrummm!« röhrte die Kreatur, und dann hörte Dunlop genauer hin. Es war kein wortloses Löwengebrüll. Es war Englisch. Das Wesen redete mit ihnen. Nur die dicke Erdatmosphäre ließ die Stimme knurren und dröhnen. »Wer sind Sie?« krächzte es in einem verzerrten Schaljapin-Baß.

»G-g-guter Gott!« flüsterte Dunlop. In diesem häßlichen Schädel steckte das Gehirn, das für LaFitte den Solar-Transformer, den selbsttätigen Ionen-Austausch-Wasserdestillierapparat, den Negativ-Impedanz-Energieumwandler und viele andere wunderbare Geräte erfunden hatte. Es war kein Marsmensch, auf den Dunlop da blickte – es war eine magische Lampe, deren Licht ihm unerschöpflichen Reichtum bringen würde. Aber es war ein häßliches, ein alpträumhaftes Wesen.

»So«, sagte LaFitte. »Und was denken Sie jetzt, Mr. Dunlop? Finden Sie nicht, daß ich etwas Großartiges vollbracht habe? Der Destillierapparat und der Energieumwandler waren vielleicht seine Erfindungen – nicht meine. Aber ich habe *ihn* erfunden.«

Dunlop riß sich zusammen und nickte. »N-n-natürlich.« Er hatte sich vorgestellt, LaFitte würde der Erpressung hilflos zum Opfer fallen, so wie man es in Krimis lesen konnte. Er hatte geglaubt, man müßte dem Mann nur mit wissendem Grinsen ins Ohr flüstern, man hätte die Dissertation, und schon würden Billionen vom Himmel regnen. Er wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß LaFitte von ehrlichem Stolz auf seine Tat erfüllt

sein könnte. Jetzt, wo er dies wußte oder zu wissen glaubte, wandte er eine bessere Taktik an.

»Großartig? N-nein, LaFitte, es ist noch mehr als das. Es überrascht mich, daß Sie ihn großgezogen haben, ohne daß er R-Rachitis bekam – oder daß er straffällig wurde, oder was es auch immer sein mag, das junge Marsmenschen kennzeichnet, wenn sie die richtige Fürsorge entbehren mußten.«

LaFitte nickte zufrieden. »Nun, kommen wir zur Sache. Sie wollen also mein gleichberechtigter Partner in den LaFitte Enterprises werden?«

Dunlop zuckte mit den Schultern. Er brauchte nicht zu antworten, und das war gut so. Denn er war plötzlich so nervös, daß er kein Wort hervorgebracht hätte.

»Warum nicht?« rief LaFitte fröhlich. »Was soll ich denn allein mit dem vielen Geld anfangen? Außerdem kann es nicht schaden, wenn mal ein frischer Wind durch die Firma weht.« Er blickte auf den zitternden Marsmenschen. »Unser Freund hier war in letzter Zeit ein bißchen lethargisch. Okay, Sie können die Hälfte von allem haben, aber Sie müssen dafür arbeiten.«

»D-d-danke...«, stotterte Dunlop mühsam.

»Oh, gern geschehen, Dunlop. Wie wollen wir's denn machen? Ich nehme nicht an, daß Sie sich auf mein Wort verlassen werden...«

Dunlop lächelte.

LaFitte war nicht beleidigt. »Also gut, dann werden wir alles schriftlich festlegen. Ich werde meine Anwälte beauftragen, einen Vertrag aufzusetzen. Ich vermute, Sie haben einen Anwalt, mit dem sie sich in Verbindung setzen können?« Er schnippte mit den Fingern. Tod trat mit einem silbernen Kugelschreiber vor und Chlorophyll mit einem Notizblock.

»S-s-sehr gut!« sagte Dunlop eifrig. »Mein Anwalt heißt P. George M-M-Metzger – im Empire State Building, einundvierzigster St...«

»Narr!« brüllte der Marsmensch in grausiger Freude. LaFitte notierte sich rasch den Namen und die Adresse und faltete den Zettel zu einem kleinen Quadrat zusammen. Dann gab er ihn dem Mann, der nach Chlorophyll-Kaugummi roch.

»Das ist nicht d-d-derselbe Anwalt«, sagte Dunlop verzweifelt.

LaFitte wartete höflich. Dann fragte er: »Was für ein Anwalt?«

»Mein anderer Anwalt ist der, d-d-der die D-D-Dissertation und meine schriftliche Erklärung hat...«

LaFitte schüttelte lächelnd den Kopf.

Dunlop schluchzte. Er konnte nichts dagegen tun. Vor seinen Augen war eine Billion Dollar entchwunden, und er hatte die letzte Prämie seiner Lebenversicherung nicht bezahlt. Sie hatten Metzgers Namen. Sie wußten, wo sie den dicken Manilapapierumschlag finden würden, der das Ergebnis einer acht Jahre langen Arbeit enthielt.

Chlorophyll oder Tod oder irgendein anderer von LaFittes zahllosen Vertrauten würde in Metzgers Büro gehen und vielleicht einen gefälschten richterlichen Durchsuchungsbefehl vorweisen. Oder er würde hineinstürmen, einen Revolver in der Hand und ein Taschentuch vor dem Gesicht. So oder so, sie würden die Dissertation finden. Die Leute, die bei LaFitte beschäftigt waren, würden sich bestimmt nicht vom Bürosafe eines ehemaligen Gerichtsbeamten abschrecken lassen, der eben erst seine eigene Anwaltspraxis eröffnet hatte.

Dunlop schluchzte wieder und wünschte, er hätte sich nicht mit Metzger eingelassen. Aber für solche Überlegungen war es jetzt zu spät. LaFitte wußte, wo sich die Dissertation befand, und er würde sie an sich bringen. Dann brauchte er nur noch die letzte Kopie des Werkes zu vernichten – die Kopie in Hector Dunlops Kopf.

Chlorophyll steckte den Zettel in die Tasche und ging, Tod kloppte auf die Ausbuchtung unter seinem Arm und sah LaFitte an.

»Nicht hier«, sagte LaFitte.

Dunlop holte tief Atem.

»L-l-leb wohl, Marsmensch«, sagte er traurig und wandte sich zur Tür. Hinter ihm lachte die dröhnende, schreckliche Stimme.

»Sie nehmen das alles sehr gelassen hin«, sagte LaFitte überrascht.

Dunlop zuckte mit den Schultern und trat beiseite, um LaFitte durch die Tür gehen zu lassen.

»W-w-was bleibt mir denn anderes übrig? Ich weiß, daß ich verloren bin...« Tod hatte die Schwelle überschritten, ebenso LaFitte, halb umgewandt, um Dunlop höflich zuzuhören. Dunlop griff nach der Tür, zögerte, lächelte. Dann sprang er zurück und schlug die Tür zu, tastete hastig nach dem Schloß und drehte es herum. »Aber erst mal müssen Sie mich erwischen!« schrie er.

Hinter ihm lachte der Marsmensch wie ein verwundeter Wal.

»Sie waren sehr gut«, lobte die Donnerstimme.

»D-d-das war ganz einfach N-N-Notwehr«, erklärte Dunlop.

Er hörte Lärm im Korridor, aber er hatte Zeit. »S-so! Hören Sie zu, Marsmensch! Wir werden fliehen. Sie kommen m-mit mir, denn er w-wird es nicht wagen, Sie zu erschießen. Und Sie, mit Ihrem gewaltigen Gehirn, werden bestimmt einen Fluchtweg für uns beide finden.«

Der Marsmensch sagte mit belegter Stimme: »Ich habe es schon versucht.«

»Aber ich kann Ihnen helfen? Ist das nicht der Sch-Schlüssel für den Käfig?«

Er nahm den glänzenden Metallgegenstand von der Wand und sperrte die Gittertür auf. Der Marsmensch schwang die klebrigen Arme.

»Chrrrrummm!« knurrte er und starrte Dunlop mit Schlangenaugen an.

»Sprechen Sie doch deutlicher!« verlangte Dunlop ungeduldig und versuchte den Schlüssel, an dem noch ein zweiter für die Fußfessel hing, aus dem Schloß zu ziehen.

»Ich habe gesagt, daß ich auf Sie gewartet habe«, dröhnte die Gigantenstimme.

»Natürlich. Sie m-m-müssen ja ein schreckliches Leben geführt haben.«

Krach! Die Tür des Raumes war aufgeflogen und prallte krachend gegen die Wand. Dunlop wagte nicht hinzuschauen. Und dieser verdammte Schlüssel ließ sich nicht aus dem Schloß ziehen – da endlich hatte er es geschafft. Er sprang an die Seite des Marsmenschen – jetzt würden sie wenigstens nicht wagen, auf ihn zu schießen, aus Angst, ihre kostbare Melkuh zu töten.

»Mit Ihrer Hilfe werden wir hier r-r-rauskommen!« keuchte Dunlop, suchte nach dem Schloß am Fußring des Marsmenschen und würgte – es stimmte – sie rochen wirklich wie verfaulte Fische. »Aber Sie m-m-müssen jetzt stark sein. LaFitte war zwar eine Art Vater für Sie – aber ein grausamer Vater. Sie schulden ihm keine Loyalität. Er hat Sie versklavt – auch wenn er für Ihre körperliche und geistige Gesundheit gesorgt hat.«

Und hinter ihm stand LaFitte und räusperte sich. »Aber das habe ich nicht getan«, bemerkte er. »Ich habe nicht für seine geistige Gesundheit gesorgt.«

»Nein«, knurrte die heisere Marsstimme. »Das hat er nicht getan.«

Die schleimigen Arme, die nach faulen Fischen stanken, schlössen sich liebevoll und tödlich um Dunlops Hals.

Die Kinder der Nacht

1

»Wir haben uns schon mal getroffen«, sagte ich zu Haber.
»1988 – als Sie das Des Moines-Büro geleitet haben.«

Er strahlte und hielt mir die Hand hin. »Klar! Verdammst will ich sein! Jetzt erinnere ich mich auch, Odin.«

»Ich mag es nicht, wenn man mich Odin nennt.«

»Nein? Also gut, Mr. Gunnarsen...«

»Mr. Gunnarsen< gefällt mir auch nicht. Sagen Sie doch ganz einfach >Gunner<.«

»Natürlich, Gunner! Das hätte ich beinahe vergessen.«

»Nein, Sie haben es nicht vergessen«, erwiderte ich. »Bei Des Moines haben Sie meinen Namen gar nicht gekannt. Sie wußten nicht einmal, daß ich existierte, weil Sie viel zu sehr damit beschäftigt waren, die Wahl unseres Klienten zu verlieren. Ich habe die Karre damals aus dem Dreck gezogen, und das werde ich jetzt auch tun.«

Das Lächeln bekam ein paar Risse, aber Haber war schon so lange bei der Firma, daß er sich von mir nicht einschüchtern ließ.
»Was wollen Sie mir denn mitteilen, Gunner? Ich bin Ihnen dankbar. Glauben Sie mir, mein Junge, ich brauche Hilfe...«

»Ich bin nicht Ihr Junge. Haber, Sie waren schon damals ein fetter Kater, und Sie sind auch jetzt ein fetter Kater. Und jetzt werde ich Ihnen sagen, was ich von Ihnen will – erstens will ich eine rasche Besichtigungstour durch den Laden hier machen, zweitens will ich eine Konferenz mit den Leitern aller Abteilungen abhalten, Sie eingeschlossen – in dreißig Minuten. Also sagen Sie Ihrer Sekretärin, sie soll alle zusammentrommeln, und wir fangen jetzt mit unserer Besichtigungstour an.«

Ich war mit dem Scatjet nach Beiport geflogen und hatte eine Liste von allen Dingen gemacht, die ich erledigen wollte. Ganz oben auf der Liste stand: Erstens: *Haber feuern*.

Allerdings ist das meiner Erfahrung nach nicht immer das beste Mittel, um einen Brand zu löschen. Man entfernt einige Warzen, andere läßt man dahinwelken. M & B bezahlt mich nicht dafür, daß ich kosmetische Operationen an ihren Habers vornehme. Ich muß nur dafür sorgen, daß die Arbeit, die diese Habers tun müßten, irgendwie getan wird.

Als Public-Relations-Filialleiter war er eine Warze, aber als Touristenführer war er gut, obwohl er schwitzte. Er führte mich durch den ganzen Laden.

Haber hatte mehrere Räume in einer der Hauptgeschäftsstraßen gemietet – Luftvorhangtür, geschmackvolle Fenstervorhänge aus grauer Seide. Der Laden sah aus wie das beste von allen Bestattungsunternehmen, die sich in der Nachbarschaft befanden. Auf der Fensterscheibe stand in Goldlettern der Name des Schuppens: »Moultrie & Bigelow, Public Relations, Northern Lake State-Filiale, T. Wilson Haber, Filialleiter.«

»Public Relation fangen mit der Fassade des Büros an«, informierte er mich. »Die Leute können nicht übersehen, daß wir hier sind, was, Gunner?«

»Das erinnert mich an das Büro in Iowa«, sagte ich, und er stolperte über die Schwelle, obwohl gar keine da war. Damals hatten wir die Präsidentenwahlkampagne von 88 gemanagt. Haber hatte versucht, die Wahl für den Kandidaten zu gewinnen, der unsere Dienste in Anspruch genommen hatte. Wir bekamen die zwölf Wahlstimmen in letzter Minute, und das nur, weil wir Haber zur Erholung nach Nassau geschickt hatten und ich die ganze Sache in die Hand nahm. Ich glaube, Habers Frau hat damals Firmenaktien besessen.

Aber seine Belportfiliale war nicht übel – vier Befragungszellen, jede mit einer Simplex 9090 ausgestattet, eine Empfangsdame, die auch als Telefonistin fungierte und im Donatorenwarteraum saß. Nach der äußereren Erscheinung kann man ja nicht immer

gehen, aber die Donatoren, die auf ihre Befragung warteten, sahen repräsentativ aus – eine gute Mischung, was Geschlecht, Alter und Lebensumstände betraf. Wenn Haber die Fähigkeit besäße, die Spreu vom Weizen zu trennen, müßte er einen umfassenden Überblick über die einzelnen Meinungen bekommen. Die Ergebnisse der Befragungen wurden im hinteren Raum integriert. Ich erkannte einen der Programmierer und nickte ihm zu – ein guter Mann, unterstützt von einer Telefax-Ausrüstung und den größeren Nachschlagewerken, der Britannica und der Kongreßbibliothek, von Nachrichtendiensten und so weiter. Der Leiter der Integrationszentrale konnte mit Hilfe aller erforderlichen Daten eine Rede entwerfen, einen 3-V-Werbespot, eine Weltraumannonce und die Wirkung am angesprochenen Publikum testen. An der Vorderfront des Gebäudes lag ein Aufnahmestudio. Die Ausrüstung war klein und halbtragbar, aber von guter Qualität. Hier konnte man ein 3-V-Interview genausogut zusammenschneiden und herausgeben wie in den riesigen Studios des Hauptquartiers.

»Eine A-Nummer-1-Ablage, Gunner«, sagte Haber. »Ich habe sie selbst installiert.«

»Warum arbeiten Sie dann nicht damit?« fragte ich. Er zuckte zusammen. Seine Augen verengten sich und sahen jetzt etwas intelligenter aus, aber er schwieg. Er nahm meinen Ellbogen und führte mich zum Datenverarbeitungsraum.

»Ich möchte, daß Sie jemanden begrüßen«, sagte er, öffnete die Tür, ließ mich eintreten und machte sich dann aus dem Staub.

Ein großes, schlankes Mädchen sah von einer Tastatur auf. »Oh, hallo, Gunner!« sagte sie. »Wir haben uns schon lange nicht gesehen.«

»Hallo, Candace.«

Offenbar war Haber doch nicht so dumm, wie er aussah, denn er hatte was über mein Privatleben herausgefunden, bevor ich in seinem Büro aufgetaucht war. Der Rest der Liste, die ich an Bord des Scatjet aufgestellt hatte, lautete: Zweitens: Große Lüge

erforderlich. Drittens: Kinderproblem untersuchen. Viertens: Vorschlag des Gegners prüfen. Füntens: Candace Harmon heiraten?

Das war ein relativ kleiner Job, den ich für Moultrie & Bigelow erledigte, aber die Verantwortung war sehr, sehr groß. Es war wichtig, daß wir siegten. Unser Klient war die Arcturus-Konföderation.

Im Hauptquartier munkelte man, daß sie von drei oder vier anderen PR-Agenturen abgewimmelt worden waren, bevor wir ihr Angebot angenommen hatten. Niemand sagte genau, warum, aber der Grund war völlig klar. Es ging einzig und allein darum, daß es die Arcturus-Konföderation war. Es ist weder illegal noch unmoralisch, daß eine Public Relationsfirma einen ausländischen Klienten vertritt. Dabei geht es nur um die Statuten – was die meisten Leute offenbar nicht wissen, um den Smith-Macchioni-Beschluß von 71. Die Gerichte haben 1985 festgestellt, daß dieses Gesetz ebenso für »außerplanetare Ausländer« gilt wie für terrestrische. 1985 waren die Marsmumien die einzigen »intelligenten außerirdischen Wesen«. Nicht daß die Mumien jemals irgend jemanden auf der Erde beauftragt hätten, irgend etwas für sie zu erledigen. Aber es war die Rechtsabteilung von Moultry & Bigelow, die jenen Gerichtsbeschuß erwirkte – für alle Fälle. So arbeitet man eben bei M & B.

In den Augen mancher Leute nimmt jeder Public Relations-Manager die Hautfarbe seiner Klienten an. Das liegt in der Natur der Sache. Dieselben Leute würden nie daran denken, einen Chirurgen anzugreifen, weil er einem Staatsfeind Nummer eins ein bösartiges Geschwür herausoperiert hat. Sie würden nicht einmal den Anwalt ächten, der den Staatsfeind verteidigt. Aber wenn man das emotionale Image eines Klienten aufbaut und wenn dieses Image den Leuten nicht gefällt, muß man als der verantwortliche PR-Mann damit rechnen, daß man selber Mißfallen erregt.

Nun, wenn wir an den Gehaltsscheck denken, den wir an jedem Monatsende von M & B bekommen, macht uns das nichts aus. M & B sind dafür bekannt, daß sie nur schwierige Kunden nehmen.

Beim Beispiel betreuen wir die einzige überlebende amerikanische Zigarettenfabrik. Ebenso die Castro-Exilregierung von Kuba, die immer noch glaubt, daß sie das Außenministerium eines Tages dazu kriegen wird, ihren Anspruch auf die Auszahlung der Wertpapiere zu unterstützen, die sie selber gedruckt hat. Aber aus zwei Gründen – weil wir uns ganz einfach die Arbeit erleichtern wollen und weil das eine bessere Doktrin ist – brüsten wir uns nicht mit unpopulären Klienten. Vor allem dann nicht, wenn die Sache schlecht läuft. Die sicherste Methode, um als PR-Firma eine schlechte Publicity zu bekommen, besteht in einem solchen Fall darin, die Öffentlichkeit wissen zu lassen, daß ein Super-PR-Team daran arbeitet.

Also war alles, was Haber in letzter Zeit gemacht hatte, falsch gewesen.

In dieser Stadt war es zu spät für Befragungszellen und MF.

Ich hatte noch fünf Minuten Zeit, bevor ich zu der Konferenz gehen mußte, und die verbrachte ich trotzdem im Befragungszellensektor. Im Empfangsraum, wo die Donatoren saßen und warteten, bis sie dran kamen, entdeckte ich ein Drei-D-Bild vom Heimatplaneten unserer Klienten. Es war ein hübsches Bild – große, stille Meere, aus denen vertikale Luftinselchen ragten.

Wütend wandte ich mich ab und ging hinaus.

Ein Laie hätte vielleicht nicht erkannt, wie viele Wege Haber gefunden hatte, um den Job zu verpatzen. Wahrscheinlich war das ganze Befragungszellenprojekt ein Fehler. Um was von Befragungszellen zu haben, muß man tiefschürfende Gespräche führen und tiefgreifende MF betreiben. Und dafür braucht man bezahlte Donatoren, eine ganze Menge. Und um die zu bekommen, braucht man eine große Befragtengruppe, aus der man sich die Rosinen rauspicken kann.

Das bedeutet, daß man Annoncen in Zeitungen aufgeben und in Funk und Fernsehen Werbung machen und für jede Person, die man engagiert, erst mal zwanzig befragen muß. Um in einer Stadt von der Größe Beiports einen befriedigenden Überblick zu bekommen, muß man etwa fünfzig Donatoren einstellen. Das

heißt, daß man mit etwa tausend Leuten reden muß. Und von denen wird jeder nach Hause gehen und mit seiner Frau oder seiner Mutter oder seinen Nachbarn reden.

In einer Stadt wie Chicago oder Saskatoon macht das nichts. Wenn man eine geschickte Technik anwendet, wird der Donator niemals wissen, warum seine Meinung eigentlich erforscht wird – obwohl ein guter Reporter oder Privatdetektiv die Donatoren natürlich interviewen und aus den Sinnes-Impuls-Stimuli seine Schlüsse ziehen kann. Aber in Beiport ist es unmöglich, etwas geheimzuhalten – nicht hier, wo wir nie zuvor eine Filiale hatten, wo jede Menschenseele weiß, was wir machen, weil die Befragung zur neuen Zoneneinteilung an jedem Kaffeehaustisch Gesprächsthema Nummer eins war. Kurz gesagt, wir saßen gründlich in der Tinte.

Wie ich bereits festgestellt habe, ein Amateur hätte das alles übersehen können. Aber Haber dürfte eigentlich kein Amateur sein.

Gerade hatte ich die Trendkarteien gesehen. In weniger als zwei Wochen würde die Volksabstimmung über die Frage stattfinden, welche Privilegien man unserem Klienten bei der neuen Zoneneinteilung zugestehen sollte. Als Haber die Filiale eröffnet hatte, war der Statistik zu entnehmen gewesen, daß man sich mit vier gegen drei Stimmen zu Ungunsten unseres Klienten entscheiden würde. Jetzt, eineinhalb Monate später, hatte er den Prozentsatz auf drei zu zwei verschlechtert, und es wurde immer schlimmer.

Unser Klient würde äußerst unglücklich sein – wahrscheinlich war er bereits äußerst unglücklich, wenn es ihm gelungen war, die seltsamen terrestrischen Situationsberichte zu enträtselfn, die wir ihm geschickt hatten.

Und das war ein Klient, dessen Unglück nicht unbedingt wünschenswert war. Im Vergleich dazu waren unsere anderen Kunden kleine Fische. Die Arcturus-Konföderation repräsentierte eine Kultur, die ebenso reich und mächtig war wie alle Erdenregierungen zusammen. Und da sich die Arcturer mit einem

solchen Unsinn wie nationalen Regierungen und privaten Unternehmern gar nicht erst abgaben, zumindest nicht auf eine Weise, die wir verstehen könnten, war dieser eine Klient...

...so bedeutend wie eine Vereinigung aller anderen *möglichen* Klienten.

Die Arcturer hatten festgestellt, daß sie diesen Stützpunkt in Beiport brauchten, und nun mußten die M & B und vor allem ich, Odin Gunnarsen, dafür sorgen, daß sie ihn auch bekamen.

Natürlich war es ein Pech, daß sie vor sechs Monaten die Erde bekämpft hatten.

Im technischen Sinn war der Krieg noch gar nicht beendet. Es war nur ein Waffenstillstand, kein Friede, der die H-Bombenangriffe und Flottengefechte vorerst unterbunden hatte.

Aber wie gesagt, M & B suchten sich immer die schwierigsten Klienten aus.

Außer Haber sahen noch vier andere Konferenzteilnehmer so aus, als ob sie wüßten, was los war. Candace Harmon, der Befragungsintegrationsprogrammierer und zwei sehr junge technische Assistenten. Ich nahm am Kopfende des Konferenzsches Platz, ohne abzuwarten, wohin sich Haber setzen würde, und sagte: »Wir müssen uns beeilen, weil wir Probleme haben und demzufolge keine Zeit für Höflichkeitsfloskeln. Sie heißen Percy?« Das war der Programmierer. Er nickte. »Ihren Namen habe ich nicht verstanden.« Ich wandte mich an den nächsten Mann am Tisch. Er war der Chefkopist, ein hagerer alter Mann mit kahlrasiertem Schädel namens Tracy Spockman. Sein Assistent, einer der technischen Assistenten, die mir bereits aufgefallen waren, hieß Manny Brock, wie sich nun herausstellte.

Ich hatte leichte Jobs für die Schwachköpfe ausgesucht und die klügeren Leute für die Probleme reserviert, die mit der Zeit auftauchen würden, also fing ich mit dem Chefkopisten an. »Spockman, wir eröffnen eine arcturische Einkaufsagentur, und das werden Sie machen. Sie müßten es schaffen. Wenn ich mich

recht erinnere, haben Sie ein Jahr lang den Duluth-Laden geleitet.«

Er sog mit ausdrucksloser Miene an seiner Pfeife. »Nun, danke, Mr. Gun-«

»Nur Gunner.«

»Nun, danke, aber als Chefkopist...«

»Darum kann sich Manny kümmern. So wie ich die Duluth-Operation in Erinnerung habe, werden Sie alles so geplant haben, daß er sofort einsteigen kann.« Das hatte er mit ziemlicher Sicherheit getan. Zumindest würde es nicht schaden, noch jemand anderem die Chance zu geben, die verfahrene Situation zu retten. Ich gab Spockman die Seite mit den »verlangten Positionen«, die ich aus einer Zeitung auf dem Seat-Flughafen gerissen und auf der Fahrt hierher mit Notizen versehen hatte, mit einer langen Liste.

»Engagieren Sie die Mädchen, deren Namen ich hier aufgeschrieben habe, mieten Sie ein Büro und verschicken Sie ein paar Briefe. Auf der Liste können Sie sehen, wie ich es haben will. Schreiben Sie alle Grundstücksmakler in der Stadt an, erkundigen Sie sich, ob sie eine Fünftausend-Morgen-Parzelle auf dem Gebiet zusammenkriegen können, das für die Arcturus-Basis vorgesehen ist. Schreiben Sie an alle großen Bauunternehmer und bitten Sie um Kostenvoranschläge. Ich glaube, es werden zusammen fünf Gebäude werden – lassen Sie sich für jedes einen einzelnen Kostenvoranschlag geben. Eines muß exoklimatisiert werden – also lassen Sie sich auch von den Klimaanlagen-, Heizungs- und Installationsunternehmen Kostenvoranschläge machen. Dann schreiben Sie an alle Lebensmittelgroßversandhäuser und fragen, ob sie daran interessiert sind, die Arcturer mit Nahrung zu versorgen. Erkundigen Sie sich in Chicago, was die Arcturer mögen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern – ich glaube, kein Fleisch und viel Grünzeug. Jedenfalls müssen Sie das rausfinden und den Briefen die entsprechenden Informationen beifügen. Elektronikfirmen, Büromöbelfirmen, Autofirmen – das finden Sie

alles auf dieser Liste. Ich möchte, daß sich morgen jeder Geschäftsmann in Beiport ausrechnet, wieviel er an einem arcturistischen Stützpunkt verdienen kann. Haben Sie das kapiert?«

»Ich glaube schon, Mr. – Gunner. Ich habe mir auch schon ein paar Gedanken gemacht. Wie steht es mit Schreibwarenhändlern, Anwälten und amtlich zugelassenen Wirtschaftsprüfern?«

»Fragen Sie nicht – handeln Sie. Und jetzt Sie da unten...«

»Henry Dane, Gunner.«

»Henry, was wissen Sie über die Klubs in Beiport? Ich meine spezialisierte Gruppen. Die Arcturer sind ganz versessen auf Schiffahrt und Segeln. Sehen Sie mal, was sie mit den Motorbootklubs und so weiter machen können. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß am nächsten Samstag eine Blumenausstellung im Arsenal veranstaltet wird. Es ist ein bißchen knapp, aber quetschen Sie noch einen Stand mit arcturischen Pilzen rein. Wir werden die Ausstellungsstücke einfliegen lassen. Ich habe gehört, daß die Arcturer leidenschaftliche Gärtner sind. Sie lieben alle biologischen Wissenschaften – ein nettes Volk; kann sich so richtig in seine Hobbys reinsteigern.« Ich zögerte und blickte auf meine Notizen. »Hier habe ich auch was von Veteranengruppen aufgeschrieben, aber dafür habe ich kein Händchen. Wenn Ihnen irgendwas zu dem Thema einfällt, geben Sie mir Bescheid... Was ist denn los?«

Er sah mich nachdenklich an. »Es ist nur – ich möchte Candy nicht in die Quere kommen, Gunner.«

Und da mußte ich den Dingen natürlich ins Auge sehen und wandte mich an Candace Harmon. »Worum geht's denn, Schätzchen?«

»Ich glaube, Henry meint meinen arcturisch-amerikanischen Freundschaftsverein.« Es stellte sich heraus, daß dies eine von Habers stolzesten Ideen gewesen war. Das überraschte mich nicht. Nach mehreren Wochen und einer Investition von etwa dreitausend Dollar hatte der Verein einundvierzig Mitglieder. Und

wie viele davon arbeiteten für M & B? »Alle – bis auf acht«, gab Candace sofort zu.

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen«, sagte ich zu Henry Däne. »Wir lösen den arcturisch-amerikanischen Freundschaftsverein auf. Candace würde sowieso keine Zeit mehr dafür haben. Sie wird mit mir zusammenarbeiten.«

»Wunderbar, Gunner!« sagte sie. »Was soll ich denn machen?«

Es hatte mal eine Zeit gegeben, da hätte ich sie fast geheiratet, und seither hatte ich mir immer wieder gewünscht, ich hätte damals nicht den Rückzug angetreten. Candace Harmon war ein phantastisches Mädchen.

»Du wirst tun, was Gunner sagt. Mal sehen. Erstens – morgen werden fünfhundert arcturische Haustiere eintreffen. Ich habe sie noch nicht gesehen, aber sie sollen süß sein. Sie sehen wie Kätzchen aus und sind sehr widerstandsfähig. Sieh zu, wie du sie möglichst schnell unter die Leute bringst. Vielleicht wird sie eine Zoohandlung für fünf Cent pro Stück verkaufen.«

»Mein lieber Gunner!« protestierte Haber. »Allein schon die Transportkosten...«

»Klar. Haber, der Transport jedes einzelnen Tieres kostet vierzig Dollar. Gibt's noch irgendwelche Fragen dieser Art? Nein? Das ist gut. Ich möchte, daß am Ende der Woche in fünfhundert Häusern solche Tierchen rumlaufen, und wenn ich jedem, der eins bei sich aufnimmt, hundert Dollar zahlen muß.

Und jetzt zum nächsten Punkt – irgend jemand soll einen Veteranen auftreiben, möglichst behindert, vorzugsweise einen Mann, der am Bombardement des Heimatplaneten beteiligt war...«

Ich hatte noch ein Dutzend weiterer Pläne auf Lager – eine Ausstellung der arcturischen Basreliefs, die man teilweise anschauen konnte, aber hauptsächlich betasten mußte, eine 3-V-Show über Arcturus, der ganze Routinekram. Das alles würde die Lage kaum bessern, aber es würde mir erst mal weiterhelfen, bis mir klar war, wie ich die Sache angehen mußte. Dann kam

ich auf den geschäftlichen Teil zu sprechen. »Wie heißt dieser Bursche, der für die Bürgermeisterwahl kandidiert – Connick?«

»Ja«, sagte Haber.

»Was weißt ihr über ihn?«

Ich wandte mich an Candace, die prompt antwortete: »Einundvierzig Jahre alt, Methodist, verheiratet, drei eigene Kinder plus ein adoptiertes von einem Kriegsopfer, kandidierte letztes Jahr für den Staatssenat und verlor die Wahl, aber in Beiport ist er gut im Rennen und opponiert gegen die Arcturer-Basis. In der Juniorenhandelskammer ist er ganz dick drin, auch bei den >Veteranen ausländischer Kriege<, und-«

»Nein«, sagte ich. »Was spricht gegen ihn?«

»Hör mal, Gunner«, erwiderte Candace langsam. »Das ist ein netter Bursche.«

»Das weiß ich, Schätzchen. Ich habe heute seinen Artikel in der Zeitung gelesen. So, und jetzt erzähl mir von seinen schwachen Stellen. Er kann sich sicher nicht leisten, daß dies oder jenes an die Öffentlichkeit kommt.«

»Es wäre nicht fair, ihn für nichts und wieder nichts zu vernichten.«

Von Fairneß wollte ich in diesem Zusammenhang nicht sprechen. »Was meinst du mit >nichts und wieder nichts<?«

»Du weißt, daß wir diesen Volksentscheid nicht gewinnen werden.«

»Schätzchen, ich habe eine Neuigkeit für dich. Das ist der größte Auftrag, den jemals irgend jemand bekommen hat, und wir werden ihn ausführen. Wir werden gewinnen. Was weißt du über Connick?«

»Nichts«, sagte sie leise. »Wirklich nichts.«

»Aber du kannst was rauskriegen.«

»Natürlich«, erwiderte sie sichtlich verstört, »da gibt's wahrscheinlich...«

»Natürlich. Sieh zu, daß du's rausfindest. Heute.«

2

Aber ich verließ mich nicht ganz und gar auf die Leute, nicht einmal auf Candace. Da Connick die zentrale Figur der Opposition war, setzte ich mich in einen Firmenwagen und fuhr zu ihm.

Es war schon dunkel, eine kalte, klare Nacht, und über den Pilztürmen des Geschäftsdistrikts stieg ein Viertelmond auf. Ich betrachtete ihn fast liebevoll. Als ich dort gewesen war, hatte ich ihn gehaßt.

Als ich aus dem Auto stieg, kamen zwei Kinder in Schneeanzügen aus dem Haus, um mich zu inspizieren. »Ist euer Daddy daheim?« fragte ich.

Das eine Kind war vielleicht fünf, mit Sommersprossen und hellblauen Augen. Das andere war dunkelhaarig und braunäugig und hinkte leicht. »Daddy ist im Keller«, sagte das blauäugige. »Mummy wird Sie reinlassen, wenn Sie klingeln. Drücken Sie einfach auf den Knopf.«

»Oh, so also funktionieren diese Dinger! Danke.«

Connicks Frau entpuppte sich als attraktive, überschlanke Blondine Mitte Dreißig. Die Kinder mußten ums Haus herumgelaufen sein und Daddy alarmiert haben, denn als sie mir den Mantel abnahm, kam er bereits durch die Eingangshalle auf mich zu.

Ich schüttelte ihm die Hand. »Die Düfte aus Ihrer Küche haben mir schon klargemacht, daß das Dinner bald serviert wird. Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Mein Name ist Gunnarsen und...«

»Und Sie sind von Moultrie & Bigelow. Hier, setzen Sie sich, Mr. Gunnarsen. Sie wollen sicher wissen, ob ich mir die Sache mit

dem arcturischen Stützpunkt nicht noch mal überlegen möchte. Nein, Mr. Gunnarsen, das möchte ich nicht. Aber wollen Sie nicht vor dem Dinner was mit mir trinken? Und warum bleiben Sie nicht gleich zum Dinner?«

Er war ein Original, dieser Connick. Ich mußte zugeben, daß er mich überrumpelt hatte.

»Das wäre nett – wenn's Ihnen wirklich nichts ausmacht«, sagte ich nach einer Schrecksekunde. »Sie wissen also, warum ich hier bin.«

Er goß die Drinks ein. »Nun – nicht genau, Mr. Gunnarsen. Sie glauben doch nicht ernsthaft, daß ich meine Meinung ändern werde?«

»Diese Frage kann ich erst beantworten, wenn ich weiß, was Sie gegen den Stützpunkt haben.«

Er reichte mir einen Drink, dann nahm er mir gegenüber Platz und nippte nachdenklich an seinem Glas. Es war ein guter Scotch. Nach einer Weile wandte er sich um und vergewisserte sich, daß seine Kinder außer Hörweite waren, beugte sich zu mir und sagte: »Die Sache ist so, Mr. Gunnarsen. Wenn ich es könnte, würde ich jeden einzelnen Arcturer töten, auch wenn ich dafür den Tod von mehreren Millionen Erdenbürgern in Kauf nehmen müßte. Dieser Preis wäre nicht zu hoch. Ich will verhindern, daß der Stützpunkt hier errichtet wird, weil ich mit diesen mörderischen Bestien nichts zu tun haben möchte.«

»Charmant!« sagte ich und leerte mein Glas. »Wenn Sie die Einladung zum Dinner wirklich ernst gemeint haben – ich glaube, ich werde Sie beim Wort nehmen.«

Ich muß sagen, sie waren eine nette Familie. Ich habe schon mehrere Wahlkampagnen gemanagt. Connick war ein guter Kandidat, weil er ein guter Mann war. Das bewies das Benehmen seiner Kinder, und die Art, wie er sich mir gegenüber gab, war ausschlaggebend. Ich schüchterte ihn kein bißchen ein.

Natürlich war das nicht übel, von meinem Standpunkt aus betrachtet.

Während des Dinners lenkte Connick das Gespräch so, daß das Hauptthema nicht angeschnitten wurde, und das war mir nur recht. Aber als wir nach dem Essen allein waren, sagte er: »Okay. Sie können jetzt Ihren Annäherungsversuch machen, Mr. Gunnarsen. Wenn ich auch nicht weiß, warum Sie hier sind und nicht bei Tom Schlitz.«

Schlitz war sein Gegenkandidat.

»Ich nehme an, Sie wissen nichts von dieser Branche. Wozu brauche ich Schlitz? Der steht ja schon auf unserer Seite.«

»Und ich habe bereits erklärt, daß ich auf der anderen stehe. Aber das wollen Sie vermutlich ändern. Nun, wie lautet Ihr Angebot?«

Er war mir ein bißchen zu schnell. Ich tat so, als würde ich ihn nicht verstehen. »Also wirklich, Mr. Connick, ich würde Sie doch niemals beleidigen, indem ich Sie zu bestechen versuchte...«

»Das ist mir klar. Sie sind klug genug, um zu wissen, daß ich niemals Geld annehmen würde. Es geht also nicht um Geld. Was ist es denn? Wird Moultrie & Bigelow bei der Wahl für mich statt für Schlitz arbeiten? Das ist ein verdammt gutes Angebot, aber der Preis ist zu hoch. Ich werde ihn nicht bezahlen.«

»Nun, wir wären tatsächlich bereit...«

»Das dachte ich mir. Aber darauf lasse ich mich nicht ein. Außerdem – glauben Sie wirklich, daß ich Hilfe brauche, um gewählt zu werden?«

Das war ein gutes Argument, wie ich gezwungenermaßen zugeben mußte. »Nein – nicht wenn auch alles andere klappt. Sie sind uns jetzt um ein paar Nasenlängen voraus, wie Ihre und unsere Hochrechnungen zeigen. Aber es wird nicht so bleiben.«

»Und damit meinen Sie, daß Sie dem alten Schlitzohr helfen wollen. Okay, dann wird eben ein Pferderennen draus.«

Ich hielt mein Glas hoch, und er füllte es nach. »Mr. Connick, ich habe Ihnen schon mal gesagt, daß Sie von dieser Branche

nichts verstehen. Es ist kein Pferderennen, weil Sie gegen uns gar nicht gewinnen können.«

»Aber ich kann es Ihnen verdammt schwer machen. Jedenfalls...« Er trank nachdenklich sein Glas leer. »Jedenfalls finde ich euch Gehirnwäscher ein bißchen zu aufgebläht. Jeder weiß, wie mächtig ihr seid, und in letzter Zeit hattet ihr es gar nicht nötig, das zu demonstrieren. Ich frage mich, ob der Kaiser wirklich nackt herumläuft.«

»O nein, Mr. Connick, es ist der bestgekleidete Kaiser, den Sie je gesehen haben, mein Wort darauf.«

Er runzelte leicht die Stirn. »Das möchte ich lieber selbst herausfinden. Offen gesagt, ich glaube, die Leute haben sich bereits ihre Meinung gebildet, und die können Sie nicht mehr ändern.«

»Das müssen wir ja gar nicht«, entgegnete ich. »Wissen Sie, warum die Leute so wählen, wie sie wählen? Sie wählen nicht ihre ›Gedanken‹, sie wählen Geisteshaltungen und Impulse. Offengestanden, ich würde lieber mit Ihnen zusammenarbeiten als mit Schlitz. Schlitz wäre leicht zu schlagen. Er ist Jude.«

»So etwas gibt's in Beiport nicht, Mann«, sagte Connick ärgerlich.

»Sie meinen – Antisemitismus? Natürlich nicht. Aber wenn ein Kandidat Jude ist und wenn sich herausstellt, daß er vor fünfzehn Jahren einen Polizisten zu schmieren versuchte, damit der ihm keinen Strafzettel schreibt – glauben Sie mir, Mr. Connick, die Leute würden ihn nicht wählen. Das meine ich mit ›Geisteshaltungen‹. Ihre Wähler – nein, nicht alle, aber genügend, um die Wahl zu entscheiden – gehen in unsere Befragungszellen und lassen sich dahin und dorthin zerren. Wir brauchen ihre Meinung gar nicht zu ändern. Wir helfen ihnen nur zu entscheiden, welcher Teil ihrer Meinung zum Tragen kommen soll.« Ich ließ mein Glas wieder nachfüllen und nahm einen Schluck. Dabei merkte ich, daß ich die Wirkung des Alkohols zu spüren begann. »Nehmen wir einmal Sie, Connick«, sagte ich. »Angenommen, Sie sind ein Demokrat und Sie gehen wählen.

Wir wissen ja, wie man den Präsidenten wählt, was? Sie gehen also hin und wählen den demokratischen Kandidaten.«

»Nicht unbedingt – aber wahrscheinlich«, erwiderte Connick, nicht sonderlich beeindruckt.

»Nicht unbedingt – das ist richtig. Warum nicht unbedingt? Vielleicht, weil Sie den Burschen kennen, der für die Demokraten antritt. Oder vielleicht hat jemand, den Sie kennen, was gegen den Mann einzuwenden, weil er irgendwann mal nicht Postamtsvorsteher wurde, so wie er es gern wollte, oder weil der Kandidat im Kongreß mit den Delegierten Ihres Bekannten gestritten hat. Außerdem – Sie haben was gegen ihn, weil Sie anfangs instinktiv für ihn waren. Wie wählen Sie also? Sie wählen so, wie Sie im Augenblick des Wählens empfinden – und nicht so, wie Sie irgendwann vorher empfunden haben oder nachher empfinden werden. Das ist keine Sache des Prinzips. Es kommt nur auf den Augenblick an. Nein, wir brauchen die Meinung der Leute nicht zu ändern. Denn die meisten Leute haben nicht genug Meinung, um sie ändern zu können.«

Er stand auf, füllte geistesabwesend sein Glas nach – ich war nicht der einzige, der den Scotch zu spüren begann. »Ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken«, sagte er, halb zu sich selbst.

»Oh, so übel ist das gar nicht.«

Er schüttelte den Kopf, dann riß er sich zusammen. »Danke für die Lektion. Ich wußte das nicht. Aber eins kann ich Ihnen sagen – Sie werden mich niemals dazu bringen, für die Arcturer zu stimmen – unter keinen Umständen.«

Ich grinste spöttisch. »Wie unvoreingenommen Sie doch sind! Ein großartiger Volksführer! Wie objektiv Sie alles betrachten!«

»Okay, ich bin nicht objektiv. Sie stinken.«

»Rassenvorurteile, Connick?«

»Ach, seien Sie doch kein Narr!«

»Es gibt gewisse arcturische Gerüche. Dafür können sie nichts.«

»Jedenfalls will ich sie nicht in dieser Stadt haben. Niemand will das – nicht einmal Schlitz.«

»Sie würden die Arcturer gar nicht zu Gesicht bekommen Sie mögen das Erdenklima nicht, wissen Sie. Es ist zu heiß für sie, und die Luft ist zu dicht. Connick – ich wette um hundert Dollar mit Ihnen, daß Sie wenigstens ein Jahr lang keinen einzigen Arcturer sehen werden. Nicht, bevor die Basis fertig und bemannt ist. Und ich bezweifle, daß sie die Stadtbewohner nach Ablauf dieses Jahres belästigen werden... Was ist denn los?«

Er starrte mich an, als ob ich ein Idiot wäre, und das war ich vermutlich auch.

»Ich glaube«, sagte er, wieder in einem Ton, als würde er mehr zu sich selbst sprechen als zu mir, »ich habe Sie überschätzt. Sie glauben, daß Sie Gott der Allmächtige sind, und irgendwie ist es Ihnen auch gelungen, das den anderen Leuten zu suggerieren.«

»Wie meinen Sie das?«

»Unentschuldbar schlechte Personalarbeit, Mr. Gunnarsen«, sagte er und nickte weise. »Das müßte mir eigentlich gefallen. Aber es gefällt mir nicht. Es erschreckt mich. Bei all der Macht, die Sie ausüben, müßten Sie immer recht haben.«

»Spucken Sie's aus!«

»Nun, Sie werden Ihre Wette verlieren. Wußten Sie nicht, daß bereits ein Arcturer in der Stadt ist?«

Als ich mich wieder in den Wagen setzte, surrte das Telefon, und das Lämpchen für »aufgezeichnete Nachricht« blinkte.

»Gunner, ein Waffenstillstandteam hat die Wählerlisten gecheckt, um das Referendum zu überwachen – und jetzt paß auf: Einer von den Burschen ist ein Arcturer.«

Die Personalarbeit war also doch nicht so schlecht, nur unverzeihlich langsam. Aber das war ein schwacher Trost.

Ich rief im Hotel an und wurde mit einem Mitglied des Waffenstillstandteams verbunden – das beste, was das Hotel für mich tun konnte. Der Mann war ein Colonel und sagte: »Ja, Mr. Knafti weiß, was Sie hier machen, und hat den ausdrücklichen Wunsch geäußert, Sie nicht zu sehen. Dies ist ein Waffenstillstandteam, Mr. Gunnarsen. Wissen Sie, was das bedeutet?«

Er legte auf. Natürlich wußte ich, was das bedeutete – Hände weg! Aber ich hatte nicht gedacht, daß sie diesen Grundsatz so wörtlich nehmen würden.

Es war ein Schlag ins Kontor, egal, von welcher Seite ich es betrachtete. Weil ich mich vor Connick zum Narren gemacht hatte, wo ich doch mit dem Vorsatz hingegangen war, ihm Angst einzujagen. Weil die Arcturer tatsächlich stinken – und es ist sehr schwierig für einen PR-Mann, den Leuten ein Produkt schmackhaft zu machen, das hundert Fuß gegen den Wind wie eine verfaulte Knoblauchknolle riecht. Ich wollte nicht, daß die Wähler unsere Klienten rochen.

Und vor allem war es ein Schlag ins Kontor, weil jeder hellwache oder bornierte oder verwirzte Wähler seine Schlüsse ziehen würde. Sam, hast du schon von diesem Arcturer gehört, der uns nachspioniert? Ja, Charlie, diese verdammten Biester beschuldigen uns, daß wir die Wahl manipulieren. Genau, Sam, und soll ich dir noch was sagen? Sie stinken, Sam.

Eine halbe Stunde später bekam ich einen Anruf von Haber. »Gunner! Junge! Guter Gott! Das ist das Ende!«

»Das hört sich ja so an, als hätten Sie spitzgekriegt, daß ein Arcturer im Waffenstillstandteam ist.«

»Sie wissen es schon? Und Sie haben es mir nicht erzählt?«

Ich war nahe daran, ihn zusammenzustauchen, weil er es *mir* nicht gesagt hatte, aber das hätte mir nicht viel genutzt. Trotzdem versuchte ich es, doch er versank wieder im Nebel seiner Ignoranz. »Ich habe nicht den leisesten Hinweis aus

Chicago erhalten. Was kann ich denn dafür? Jetzt seien Sie mal fair, Gunnerboy!«

Gunnerboy war so fair, den Hörer aufzulegen.

Ich begann mich ziemlich schlaftrig zu fühlen. Eine Zeitlang überlegte ich, ob ich ein Aufputschmittel schlucken sollte, aber der sanfte Schwips, den Connicks Scotch ausgelöst hatte, war recht angenehm, und außerdem war es schon spät.

Ich fuhr zum Hotel, ging in die Suite, die Candace für mich bestellt hatte, und kroch ins Bett.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis ich einschlief, aber ich nahm einen schwachen Geruch wahr. Es war dasselbe Hotel, in dem auch das Waffenstillstandteam abgestiegen war.

Ich konnte Knafti, diesen Arcturer, nicht wirklich riechen. Das bildete ich mir nur ein. Und das sagte ich mir immer vor, bis ich ins Reich der Träume hinüberglied.

Das Telefon auf dem Nachttisch surrte, und Candaces Stimme sagte: »Wach auf und zieh dir was Anständiges an, Gunner. Ich komme hinauf.«

Mühsam setzte ich mich auf, schüttelte den Kopf und nahm Benzedrin. Wie immer machte mich das Zeug hellwach, aber zu dem üblichen Preis: daß ich das Gefühl hatte, ich hätte nicht genug geschlafen. Trotzdem schlüpfte ich in meinen Morgenmantel und war gerade im Badezimmer, um das Frühstück zu machen, als sie anklopfte. »Die Tür ist offen!« rief ich. »Willst du eine Tasse Kaffee?«

»Klar, Gunner.« Sie kam herein, blieb in der Badezimmertür stehen und sah zu, wie ich die Spritzkanne zum Kochen brachte, zwei Tassen mit heißem Wasser füllte und Pulverkaffee hineinrührte. Dann stellte ich die Spritzkanne ab.

»Orangensaft?« fragte ich. Sie nahm den Kaffee und schüttelte den Kopf. Also füllte ich nur einen Becher, trank ihn leer, warf ihn in den Abfalleimer und ging mit meiner Tasse in den anderen

Raum. Das Bett hatte sich bereits selbsttätig abgezogen und war nun eine Couch. Ich setzte mich darauf und nippte an meinem Kaffee. »Also, Schätzchen, was hat Connick auf dem Kerbholz?« fragte ich.

Sie zögerte, dann öffnete sie ihre Tasche und nahm eine Fotokopie heraus. Es war die Reproduktion eines alten Stahlstichs, und darauf stand in antiker Schrift: Die Army der Vereinigten Staaten – Bekanntmachung an alle Männer – DANIEL T. CONNICK ASIN Aj-32880515 wurde heute aus dem Militärdienst der Vereinigten Staaten entlassen, zum Wohle der Regierung. Außerdem wird allen Männern mitgeteilt, daß er wegen Wehrunwürdigkeit aus der Army ausgestoßen wurde.

»Na, siehst du, Schätzchen!« sagte ich. »Das ist ja immerhin etwas.«

Candace trank ihre Kaffeetasse leer, stellte sie behutsam auf ein Fensterbrett, dann nahm sie sich eine Zigarette. Das sah ihr ähnlich. Sie machte immer eins nach dem anderen und hatte einen Sinn für Ordnung, mit dem ich mich nicht messen konnte und den ich auch nicht ertrug. Zweifellos wußte sie, was ich dachte, weil sie es zweifellos auch dachte aber in ihrer Stimme klangen keine nostalgischen Gefühle mit, als sie sagte: »Du warst gestern abend bei ihm, nicht wahr? Und du willst ihn immer noch fertigmachen?«

»Ich werde dafür sorgen, daß er eine Wahlniederlage erleidet – ja. Dafür werde ich bezahlt. Ich und noch ein paar andere Leute.«

»Nein, Gunner. Dafür werde *ich* nicht von M & B bezahlt, denn soviel Geld kann es gar nicht geben.«

Ich stand auf und ging zu ihr. »Willst du noch eine Tasse Kaffee? Nein? Na, ich glaube, ich will auch keine mehr. Schätzchen...«

Candace erhob sich, durchquerte das Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl mit gerader Lehne. »Du wachst plötzlich auf,

nicht wahr? Wechsle das Thema nicht! Wir sprachen gerade über...«

»Wir sprachen über einen Job, für den wir bezahlt werden. Okay, du hast einen Teil davon für mich erledigt. Du hast mir eine Information über Connick beschafft, die ich gebraucht habe...«

Ich brach ab, weil sie den Kopf schüttelte. »Ich bin mir nicht so sicher, ob ich das getan habe.«

»Wie meinst du das?«

»Nun, es steht nicht auf der Fotokopie, aber ich weiß, warum er wehrunwürdig war. Wegen >Desertion in gefährlicher Lage<. Er war mit der U.N. Space Force auf den Mond geflogen – 1998.«

Ich nickte, weil ich wußte, wovon sie sprach. Connick war nicht der einzige. In diesem Jahr war die halbe Space Force zusammengebrochen. Im November. Ein gewaltiger Leoniden-Meteoritenhagel und gleichzeitig eine Sonnenfackel.

Die Kommandanten der Space Force hatten beschlossen, runterzufliegen, und die U.S. Army ersucht, jeden Soldaten, der davongerannt war und sich irgendwo verkrochen hatte, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die Army war bereitwillig darauf eingegangen. »Aber die meisten sind doch vom Präsidenten begnadigt worden«, sagte ich. »Er nicht?«

Candace schüttelte den Kopf. »Er hat kein Gnadengesuch eingereicht.«

»Hm... Jedenfalls steht es immer noch in den Akten.« Ich ließ das Thema fallen. »Jetzt was anderes... Was ist mit diesen Kindern?«

Sie drückte ihre Zigarette aus und sprang auf. »Ich bin bereit. Das stand ja auf deiner Liste. Also, zieh dich an.«

»Wozu?«

Sie lächelte. »Erstens, um meinen Seelenfrieden zu bewahren. Und zweitens, um das Kinderproblem zu untersuchen, wie du es ausgedrückt hast. Ich habe für dich einen Termin in der Klinik ausgemacht, in fünfundfünfzig Minuten.«

Ich muß vorausschicken, daß ich nichts über die Kinder wußte. Ich hatte nur Gerüchte gehört. Der gute Haber hatte es natürlich nicht für notwendig gehalten, mir irgend etwas zu erklären. Und Candace sagte nur: »Warte, bis wir im Krankenhaus sind, dann wirst du es selber sehen.«

Die Donnegan-Klinik bestand aus cremefarbenen Keramikziegeln, war sieben Stockwerke hoch, hatte eine Klimaanlage und Leuchtmauern und winzige Asepsislampen, die blau funkelten, wenn sich die Ventilationsröhren öffneten. Candace parkte den Wagen in einer Tiefgarage und führte mich zum Lift und dann in einen Warterraum. Sie schien sich hier sehr gut auszukennen. Nachdem sie auf ihre Uhr geblickt hatte, sagte sie mir, daß wir ein paar Minuten zu früh dran wären. Sie zeigte auf einen Orientierungsplan, ein Wandgemälde aus bunten Lichtern, das den Besuchern zeigte, wie sie zu ihrem Ziel kamen. Es zeigte auch, sehr eindrucksvoll, die Größe und Anlage der Donnegan-Klinik. Sie hatte zweiundzwanzig voll ausgestattete Operationsäle eine Organbank für Transplantationen, Röntgen- und Radiochemieabteilungen, eine Kryogenik-Zentrale, die modernste Prothesenfabrik der ganzen Welt, eine geriatrische Abteilung, zahllose Krankenzimmer...

Und was am wichtigsten war – die Klinik besaß auch eine gut ausgestattete und überfüllte pädiatrische Abteilung.

»Ich dachte, Donnegan wäre von der Fürsorgeverwaltung für Kriegsteilnehmer gebaut worden«, sagte ich.

»Genau. Da kommt unser Mann.«

Ein Navy Officer trat ein und gab Candace lächelnd die Hand. »Hallo! Was für ein erfreuliches Wiedersehen! Und das muß Mr. Gunnarsen sein.«

Candace machte uns miteinander bekannt, als wir uns die Hände schüttelten. Der Bursche hieß Commander Whitling. Sie nannte ihn Tom. »Wir müssen uns beeilen«, sagte er zu ihr. »Nachdem ich mit Ihnen telefoniert hatte, wurde für elf Uhr ein Manöver für alle Mann anberaumt. Irgendwelche hohen Tiere wollen die Klinik inspizieren. Ich möchte Sie ja nicht hetzen – aber es wäre schön, wenn wir den Leuten nicht vor die Füße laufen würden. Was wir da machen, ist nämlich ein bißchen irregulär.«

»Nett von Ihnen, daß Sie das arrangiert haben«, sagte ich. »Dann wollen wir mal.«

Wir fuhren mit dem Lift in das oberste Stockwerk und betraten einen Korridor, der mit Wandgemälden von Disney und Mother Goose geschmückt war. Von einer Sonnenterrasse drangen die Klänge einer Musicbox herein. Drei Kinder, die Fangen spielten, stürmten schreiend an uns vorbei. Sie kamen recht schnell voran, wenn man bedachte, daß zwei davon auf Krücken gingen. »Was machen Sie denn hier, zum Teufel?« rief Commander Whitling mit scharfer Stimme.

Ich sah zweimal hin, aber er redete weder mit mir noch mit den Kindern, sondern mit einem Mann, der ein junges Gesicht und einen dichten schwarzen Bart hatte. Er stand hinter einem Donald Duck-Mobile und schaute ziemlich schuldbewußt drein.

»Oh, hallo, Mr. Whitling«, sagte der Mann. »Ich habe mich offenbar schon wieder verirrt, als ich zum Kiosk wollte...«

»Carhart«, sagte der Commander gefährlich leise, »wenn ich Sie noch einmal in dieser Abteilung erwische, können Sie den Kiosk für ein ganzes Jahr vergessen.«

»Okay, Mr. Whitling.« Als der Mann salutierte und sich mit gekränkter Miene abwandte, sah ich, daß der linke Ärmel seines Bademantels leer in einer Tasche steckte.

»Ständig muß man aufpassen, daß sie nicht hier reinkommen«, sagte Whitling seufzend. »Hier sind wir also, Mr. Gunnarsen. Jetzt können Sie sich alles anschauen.«

Ich blickte mich aufmerksam um. Da waren unzählige Kinder – humpelnde Kinder, stolpernde Kinder, bleiche Kinder, müde Kinder. »Was genau sehe ich eigentlich?« fragte ich.

»Die Kinder, Mr. Gunnarsen. Die Kinder, die wir befreit haben. Die Kinder, die von den Arcturern auf dem Mars gefangengenommen wurden.«

Und da klickte es in meinem Gehirn. Ich erinnerte mich, daß die Arcturer eine Marskolonie besetzt hatten.

Interstellare Kriege werden im Schneekentempo geführt, weil es so lange dauert, von einem Stern zum anderen zu fliegen. Die Hauptschlachten unseres Krieges mit den Arcturern waren in Erdennähe geschlagen worden – auf dem Mars – und die Flottengefechte rings um den Orbit des Saturn. Trotzdem hatte es vom Überraschungsangriff auf die Marskolonie bis zur Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages in Washington elf Jahre gedauert.

Ich erinnerte mich auch, daß ich eine rekonstruierte TV-Aufzeichnung von diesem Überraschungsangriff gesehen hatte. Es war an einem heißen Sommertag gewesen, um die Mittagszeit. Das Eis zerschmolz zu Wasser. Die kleine Kolonie rings um die Südlichen Quellen war der Schauplatz der Ereignisse. Aus der kleinen sinkenden Sonne tauchte ein Schiff auf.

Es war eine Rakete aus schimmerndem goldenem Metall, und sie kam herab, mit einer Gloriole aus Goldstrahlen rings um den auswärts gebogenen Bug, die wie die fleischigen Auswüchse an der Rüsselspitze eines Sternmull aussahen. Mit elektrischem Knistern landete die Rakete auf dem feinkörnigen orangegelben Sand, und die Arcturer stiegen aus.

Natürlich hatte damals noch niemand gewußt, daß es Arcturer waren. Sie hatten in einem langen, anekliptischen Orbit die Sonne umflogen, hatten das All beobachtet und studiert und sich den kleinen Marsaußenposten als Angriffsziel ausgesucht. Im Wirkungsbereich der Marsgravitation waren sie Zweibeiner. Zwei ihrer schleimigen Gliedmaßen genügten, um sie vom Boden zu erheben, mannshoch, in goldenen Luftdruckanzügen. Die

Kolonisten kamen angelaufen, um sie zu begrüßen – und wurden getötet. Alle Erwachsenen.

Doch die Kinder waren nicht getötet worden – jedenfalls nicht so schnell oder leichtfertig. Einige waren überhaupt nicht getötet worden – und ein Teil dieser Kinder war jetzt in der Donnegan-Klinik.

Aber nicht alle.

Langsam begann mein kleines Gehirn zu begreifen, und ich sagte: »Das sind also die Überlebenden.«

»Die meisten, Gunner«, erwiderte Candace, die dicht neben mir stand. »Die Kinder, die so krank sind, daß sie nicht ins normale Leben zurückgeschickt werden können.«

»Und die anderen?«

»Nun, die haben keine Familien mehr. Ihre Verwandten wurden ja alle getötet. Also wurden sie hier in Beiport adoptiert. Hundertundacht – stimmt das, Tom? Vielleicht begreifst du jetzt so ungefähr, worauf du dich eingelassen hast, Gunner.«

In dieser Abteilung waren etwa hundert Kinder untergebracht. Aber ich sah sie nicht alle. Einige konnte man nicht sehen.

Whitling erzählte mir davon, aber er konnte mir den Bluttemperaturraum, in dem die kleinsten Kinder und die schlimmsten Fälle lebten, nicht zeigen. Man hatte dort eine gnotobiotische Atmosphäre erzeugt, etwas sauerstoffhaltiger und feuchter als die normale Luft. Ein verstärkter Luftdruck unterstützte den schwachen Metabolismus der Kinder, so daß sich der Sauerstoff gleichmäßig in allen Körperteilen ausbreiten konnte. Rechts von diesem Raum befanden sich die kleinen Einzelzimmer, wo die allerschlimmsten Fälle lagen. Die Ansteckenden. Die Unheilbaren. Die Unglücklichen, deren bloßes Auftauchen für die anderen schädlich wäre. Whitling war so freundlich, die Polarisatorläden zu öffnen, so daß ich mir einige der Kinder ansehen konnte, die da lagen – oder sich wanden oder steif wie Stöcke dastanden –,

in permanenter Einsamkeit. Die Arcturer hatten ihre Bemühungen unter anderem auf Transplantationen gerichtet, und das Projekt mußte von einem sehr absonderlichen Geist ersonnen worden sein. Das jüngste Kind war etwa drei, das älteste achtzehn oder neunzehn.

Es war ein irritierender Anblick, und ich verzichte darauf, meine Gefühle zu kommentieren, da es ohnehin offenkundig ist, was ich gefühlt habe.

Kinder in Nöten... Natürlich, die Kinder, die man wieder ins normale Leben integriert hatte, waren nicht so schlimm dran wie diese hier. Aber ihr Anblick griff einem ans Herz. Auch ich war nicht immun dagegen. Und jedesmal, wenn ein Adoptivelternpaar oder deren Nachbarn oder Passanten, die den Kindern zufällig auf der Straße begegneten, dieses Ziehen in der Herzgegend spürten, würden sie nur einen einzigen Gedanken denken – *das haben die Arcturer getan.*

Denn nach dem Mord an den potentiell gefährlichen Erwachsenen hatten sie die wehrlosen Kinder als wertvolle Forschungsobjekte in Käfige gesperrt.

Und ich hatte gehofft, ich könnte mit fünfhundert arcturischen Haustieren dagegen angehen.

Whitling führte mich durch die Abteilung, und ich hörte es seiner Stimme an, wie sehr er mein Tun verabscheute, denn er liebte diese Kinder und bemitleidete sie. »Hallo, Terry!« sagte er auf der Sonnenterrasse, beugte sich über ein Bett und streichelte das schneeweisse Haar des kleinen Patienten. Terry sah lächelnd zu ihm auf. »Er kann uns natürlich nicht hören«, sagte Whitling. »Wir haben ihm vor vier Wochen neue Gehörnerven eingepflanzt – ich habe es selbst getan. Aber sie haben nicht überlebt. Es war schon der dritte Versuch. Natürlich stellt jeder Versuch ein größeres Risiko dar als der vorangegangene – wegen der Antikörper.«

»Er sieht nicht älter aus als fünf.«

Whitling nickte.

»Aber der Angriff auf die Kolonie war doch...«

»Oh, ich verstehe, was Sie meinen«, unterbrach er mich. »Die Arcturer waren natürlich auch an der Fortpflanzung interessiert. Ellen, die uns vor zwei Wochen verließ, war erst dreizehn. Aber sie hatte sechs Kinder. Und das ist Nancy.«

Nancy war vielleicht zwölf, hatte aber den Gang und die Armbewegung einer Zweijährigen. Sie kam hereingestolpert, auf der Jagd nach einem Ball, und starrte mich voller Abneigung und Mißtrauen an. »Nancy ist einer der Fälle, die wir heilen konnten«, sagte Whitling stolz. Er sah meinen ungläubigen Blick und fügte hinzu: »Oh, das ist nicht schlimm. Sie ist auf dem Mars aufgewachsen und hat sich noch nicht an die Erdenschwerkraft gewöhnt. Sie ist nicht langsam – aber der Ball springt ihr zu schnell davon. Und hier ist Sam.«

Sam war etwa zehn und lag kichernd in seinem Bett, wo er die offenbar sehr ermüdende Turnübung machte, den Kopf von der Matratze zu heben. Eine Krankenschwester in rotweiß gestreifter Tracht zählte die Sekunden, während er mit der Brust das Kinn berührte – eins – und – zwei, eins – und – zwei. Er machte es fünfmal, dann ließ er grinsend den Kopf zurücksinken.

»Sams Zentralnervensystem ist fast verschwunden«, sagte Whitling liebevoll. »Aber wir machen Fortschritte. Die Regeneration des Nervensystems ist natürlich äußerst...« Ich hörte nicht mehr zu. Ich starrte auf Sams grinsenden Mund, auf die schwarzen, gebrochenen Zähne. »Die Auswirkung einer Diät«, erklärte Whitling, der meinem Blick auch diesmal gefolgt war.

»Okay«, sagte ich. »Ich habe genug gesehen. Ich möchte verschwinden, bevor ich noch zum Windelwechseln antreten muß. Commander Whitling, ich danke Ihnen. Wo geht's hinaus?«

Ich wollte nicht in Habers Büro zurückkehren. Ich hatte Angst vor dem Gespräch, das dort vielleicht stattfinden würde. Aber ich

mußte mich über den Fortgang unserer Arbeit informieren, und ich mußte was essen.

Also nahm ich Candace in meine Hotelsuite mit und bestellte den Lunch beim Zimmerkellner.

Ich stand am Thermalfenster und blickte auf die Stadt hinab, während Candace das Büro anrief. Ich hörte nicht einmal zu, denn sie wußte, was ich in Erfahrung bringen wollte. Ich stand nur da und beobachtete, wie Beiport zu meinen Füßen einen langweiligen Durchschnittsmontag abwickelte. Beiport war eine Radialstadt, mit einem urbanen Zentralgewirr aus den pilzförmigen Gebäuden, die vor zwanzig Jahren beliebt gewesen waren. Auch das Hotel gehörte dazu, und von meinem Fenster aus sah ich drei andere, die mich überragten oder nur bis zu meinen Füßen reichten, rechts und links, und dahinter erhoben sich die Kathedraltürme der Wohnblöcke. Ich sah eine Schlange aus bunten Autos, die auf einer der Verkehrsstraßen langsam dahinkroch, mit den bunten Aufklebern unserer Pro-Referendum-Kampagne verziert – oder mit den Aufklebern der Opposition. Aus vierhundert Fuß Höhe betrachtet, schien das keine Rolle mehr zu spielen.

»Weißt du, Schätzchen«, sagte ich, als Candace das 3-V-Telefon abschaltete, »das alles hat keinen Sinn. Ich gebe zu, daß die Kinder arm dran sind und daß das sehr traurig ist. Wer kann schon kranken Kindern widerstehen. Aber sie haben überhaupt nichts mit der Frage zu tun, ob die Arcturer draußen auf dem See eine Telemetrie- und Gemüsebaustation errichten dürfen oder nicht.«

»Bist du nicht der Mann, der mir mal erzählt hat, daß Logik überhaupt nichts mit Public Relations zu tun hat?« Candace kam zu mir ans Fenster, setzte sich aufs Sims und las mir ihre Notizen vor: »Statistikindex um einen weiteren halben Punkt gesunken... Haber besteht darauf, daß ich dir sage, dies sei als Sieg zu betrachten. Ohne die Arcturus-Katzen wären es zwei Punkte gewesen. Die Briefe an die Geschäftsleute sind abgeschickt. Chicago hat nichts dagegen, daß wir das Budget überziehen. Das wäre alles.«

Es klingelte an der Tür, und sie ging hin, um den Kellner mit unserem Lunch hereinzulassen. Ich beobachtete sie ohne Appetit, abgesehen von dem Faktor, der nichts mit unserem Menü zu tun hatte – Candace selbst. Aber ich versuchte zu essen.

Candace schien es ziemlich egal zu sein, ob ich was zu mir nahm oder nicht, denn sie tat nichts, um meinen Appetit zu fördern. Sie tat sogar etwas, das überhaupt nicht zu ihr paßte. Während des ganzen Essens redete sie unaufhörlich über ein einziges Thema – die Kinder. Ich erfuhr, daß Nina fünfzehn gewesen war, als man sie in die Donnegan-Klinik eingeliefert hatte. Sie hatte die Marsbesetzung vom Anfang bis zum Ende mitgemacht, wollte mit niemandem sprechen und schrie, wenn man ihr nicht erlaubte, sich unter ihrem Bett zu verkriechen. »Nach sechs Monaten haben sie ihr eine Puppe gegeben, und mit der hat sie schließlich gesprochen.«

»Wieso weißt du das alles?« fragte ich.

»Tom hat es mir erzählt. Und dann die keimfreien Kinder...«

Sie berichtete von den vielen Injektionen und Knochenmarktransplantationen, die erforderlich gewesen waren, um die Abwehrreaktionen in den Körpern dieser Kinder wiederherzustellen, ohne die Patienten zu töten. Und sie erzählte von den Kindern mit den zerstörten Gehörnerven und Stimmbändern. Offenbar hatten die Arcturer die Frage untersucht, ob die Menschen ohne die Fähigkeit, Wörter zu artikulieren, vernünftig denken können. Und da waren die induzierten Bluter. Die Kinder ohne Tastsinn, die Kinder mit dem Muskelschwund.

»Und das hat Tom dir alles erzählt?«

»Noch viel mehr, Gunner. Du darfst nicht vergessen, daß das die Überlebenden sind. Einige Kinder wurden absichtlich...«

»Wie lange kennst du Tom schon?«

Sie legte ihre Gabel auf den Tisch, tat Zucker in ihren Kaffee, rührte darin, dann sah sie mich über den Tassenrand hinweg an.

»Oh, seit ich hier bin. Zwei Jahre... Damals waren die Kinder noch nicht hier.«

»Vermutlich kennst du ihn sehr gut.«

»O ja.«

»Er scheint diese Kinder wirklich zu mögen. Das habe ich ihm angesehen. Und du magst sie auch.« Ich trank von meinem Kaffee, der wie verdünnte Schweineschlempe schmeckte, griff nach einer Zigarette und sagte: »Ich glaube, ich habe zu lange gewartet. Ich meine, was die Situation hier betrifft... Findest du nicht auch?«

»Ja, Gunner«, sagte sie vorsichtig. »Ich glaube, du hast den Anschluß verpaßt.«

»Ich werde dir erzählen, was ich noch denke, Schätzchen. Ich glaube, du willst mir irgendwas sagen, und es hat nicht das geringste mit Punkt vier auf dem Wahlzettel nächste Woche zu tun.«

Und sie erwiderte: »Du hast recht, Gunner. Ich werde Tom Whitling am Weihnachtstag heiraten.«

Ich schickte sie ins Büro zurück und streckte mich auf meinem Bett aus, rauchte und beobachtete, wie der Rauch von den Wandventilatoren eingesogen wurde. Es war still und friedlich, denn ich hatte dem Empfangschef mitgeteilt, daß ich bis auf weiteres keine Anrufe wünschte, und ich fühlte überhaupt nichts.

Vollkommenheit ist so selten, daß es interessant ist, eine Situation zu finden, in der man sich von Anfang bis Ende vollkommen falsch verhalten hat.

Hätte ich meine kleine Liste hervorgeholt, ich hätte alle Punkte abhaken können, so oder so. Ich hatte Haber nicht gefeuert, und das wollte ich auch gar nicht mehr, denn er hatte sich bei diesem Spezialjob nicht viel dümmer angestellt als ich. Das war durch den Lagebericht erwiesen worden. Ich hatte das Kinderproblem untersucht. Ein bißchen zu spät. Ich hatte mit Connick gesprochen, dem Oppositionsvertreter Nummer eins, und was

ich über ihn erfahren hatte, würde ihm weh tun, okay. Aber ich hatte wirklich keine Ahnung, wie das unserem Job dienlich sein sollte. Und ich würde Candace Harmon ganz gewiß nicht heiraten.

Und wenn ich schon dabei bin, dachte ich, während ich mir eine neue Zigarette am Stummel der alten anzündete, da war noch ein fünfter Punkt auf der Liste. Den hatte ich auch vermasselt.

Die klassischen Beispiele der Public Relations zeigen deutlich, wie wenig Vernunft mit Meinungsforschung zu tun hat, und doch war ich in die älteste und schwachsinnigste Falle getappt, die für Flunkerer aufgestellt wird. Denken Sie doch mal an die historischen Flunkerglanzstücke: »Die Juden stachen Deutschland in den Rücken.« – »Achtundsiebzig (oder neunundfünfzig oder hundertdrei) stimmberechtigte Kommunisten im Außenministerium!« – »Ich will nach Korea!« Es genügt nicht, daß ein Thema rational ist. Es ist sogar *schlecht*, wenn es rational ist – falls man damit die Drüsen der Menschen in Bewegung setzen will, weil es in erster Linie neu und frisch erscheinen muß und so revolutionär einfach, daß es ein ungeheures, verwirrtes und widerwärtiges Problem mit ungeahntem, hoffnungsvollem Licht umstrahlt. Zumindest muß der Durchschnittsmensch diesen Eindruck gewinnen. Und da er viele, trübe, angstefüllte Stunden mit der Überlegung verbracht hat, wie er angesichts eines bankroten Deutschlands oder einer drohenden Zerrüttung oder eines sinnlosen Krieges seine Haut retten kann, wird man dieser Problematik niemals mit einer *rationalen* Lösung begegnen können. Weil er die rationalen Lösungen alle schon überdacht und festgestellt hat, daß sie unbrauchbar sind oder mehr kosten würden, als er zu zahlen bereit ist.

Also hätte ich mich in Beipart auf eine bunte, irrationale, ablenkende Thematik konzentrieren müssen. Auf die »große Lüge«, wenn Sie so wollen. Aber ich hatte nicht einmal eine »kleine raffinierte, versteckte Schwindelei« gefunden.

Es war interessant zu eruieren, auf wie viele Arten ich das Falsche getan hatte. Was das Allerfalscheste war – ich hatte mir Candace Harmon durch die Lappen gehen lassen. Und während

ich diese Gedanken wälzte und mich selbst beinahe schon verachtete, klingelte es glücklicherweise an der Tür, und ich machte auf, und da stand dieser Bursche im Olivgrün der Space Force und sagte: »Kommen Sie mit, Mr. Gunnarsen, das Waffenstillstandteam will mit Ihnen reden.«

Für einen erstarrten Augenblick war ich wieder neunzehn Jahre alt. Ich war Raketensoldat 3/c auf dem Mond und schützte die Aristarchus-Basis vor Invasoren aus dem äußeren Universum. (Damals hatten wir das als großen Witz betrachtet. Das beweist wieder mal, wie plötzlich manche Witze an Komik verlieren können.) Dieser Bursche war ein Colonel und hieß Peyroles. Er führte mich den Korridor hinab, zu einem Privataufzug, von dessen Existenz ich bisher nichts gewußt hatte, und hinauf in die flache Kuppel des Pilzes und in eine Suite, neben der sich meine wie ein Kellerloch unterhalb einer Hundehütte in Old Levittown ausgenommen hätte. Der Gestank war überwältigend. Aber ich hatte die hastige Begrüßung durch die Spitzenoffiziere bereits hinter mich gebracht und konnte mir ein Papiertaschentuch vor die Nase halten. Der Colonel sah mich nicht einmal an.

»Setzen!« bellte der Colonel und ließ mich vor einem Kamin ohne Feuer stehen. Irgend etwas ging hier vor. Ich hörte Stimmen, die aus einem anderen Raum drangen – viele Stimmen.

»...in effigie verbrannt, und bei Gott, wir werden einen wirklichen verbrennen...«

»...riecht wie ein Iltis...«

»...dreht mir den Magen um...«, und dieser letzte Bursche, wer immer er auch war, kam der Wahrheit verdammt nahe, wenn ich den Geruch auch wenige Minuten, nachdem ich in die Suite gekommen war, fast vergessen hatte. Seltsam, daß man sich daran gewöhnen konnte. Es war wie bei einem überreifen Käse – der erste Hauch warf einen fast um, aber die Geruchsnerven bekamen die Situation schnell in den Griff und bauten ein Verteidigungsbollwerk auf.

»...okay, der Krieg ist vorbei, und wir müssen mit ihnen auskommen, aber die Heimatstadt eines Mannes...«

Was immer es auch war, das sich im Nebenraum abspielte, es ging sehr laut vonstatten. Wenn Arcturer in der Nähe waren, verlor man die Beherrschung immer ziemlich schnell, weil man durch den Gestank irritiert wurde. Die Menschen mögen keine übelen Gerüche. Üble Gerüche sind nicht schön. Sie erinnern uns an Schweiß und Exkreme, gegen die wir uns zu wappnen pflegen und die wir als reale, persönliche Fakten verdrängen. Nun erklang ein lauter, militärischer Ruf, der sofortige Ruhe befahl. Ich erkannte Colonel Peyroles' Stimme – und dann hörte ich eine andere Stimme, die merkwürdig und nicht ganz menschlich klang, obwohl sie Englisch sprach. War das der Arcturer? War das dieser Knafti? Aber man hatte mir doch gesagt, daß sie keine menschlichen Laute von sich geben könnten.

Wer immer es auch war, er bereitete der Konferenz ein Ende. Die Tür öffnete sich.

Dahinter sah ich etwa zwei Dutzend feindselige Rücken, die sich durch eine andere entfernten, und den Space Force Colonel, der auf mich zukam, begleitet von einem sehr jungen Mann in Zivilkleidung mit bleichem Engelsgesicht und Beinleiden und... Ja, es war der Arcturer. Er war der erste, den ich innerhalb einer so kleinen Gruppe und aus der Nähe sah. Er watschelte zu mir, auf fünf oder sechs seiner Kleiderbügelglieder, den atmenden Brustkasten in Gold gepanzert. Das Heuschreckengesicht mit den glänzenden schwarzen Augen starrte mich an.

Peyroles schloß die Tür, nachdem sie alle eingetreten waren. Er wandte sich zu mir und sagte: »Mr. Gunnarsen... Knafti... Timmy Brown.«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, ob ich etwas zum Schütteln anbieten sollte, und wenn ja, was. Aber Knafti sah mich nur ernsthaft an. Der Junge nickte.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Gentlemen«, sagte ich. »Wie Sie vielleicht wissen, wollte ich schon vorher einen Termin

ausmachen, wurde aber abgewiesen. Ich nehme an, daß der Schuh nun am anderen Fuß steckt.«

Colonel Peyroles blickte mit gerunzelter Stirn zu der Tür, die er soeben geschlossen hatte. Dahinter wurde immer noch gelärmst. »Sie haben ganz recht«, sagte er zu mir. »Das war eine Versammlung eines Bürgerkomitees...«

Er brach ab, als die Tür aufflog. Ein Mann beugte sich heraus und schrie: »Peyroles! Kann dieses Ding verstehen, was weiße Menschen sprechen? Ich hoffe es. Ich hoffe, daß es hört, was ich jetzt sage. Ich werde es mit diesen meinen Händen auseinandernehmen, wenn es morgen um diese Zeit noch in Beiport ist. Und wenn mir dabei irgendein menschliches Wesen oder ein sogenanntes menschliches Wesen wie Sie in die Quere kommt, werde ich das auch auseinandernehmen!« Er schlug die Tür zu, ohne auf eine Antwort zu warten.

»Da sehen Sie, wie es ist«, sagte Peyroles verdrossen. Im Kreis seiner beherrschten Soldaten mußte er sich natürlich nicht mit solchen Ärgernissen abquälen. »Darüber wollten wir mit Ihnen sprechen.«

»Ich verstehe«, sagte ich, und ich verstand es wirklich, sogar sehr gut. Denn der Bursche, der sich aus der Tür gebeugt hatte, war der Arcturus-Basis-Bannerträger, mit dem wir gerechnet hatten, der alte – wie hatte Connick ihn genannt? –, der alte Schlitz, das Schlitzohr, der Mann, für dessen Wahl wir uns stark machten, weil wir hofften, dadurch das Referendum zu unseren Gunsten entscheiden zu können.

Nach dem Lärm zu schließen, den die Bürgerdelegation machte, lag eine Lynchjustiz in der Luft. Ich begriff nun, warum sie über ihren eigenen Schatten gesprungen waren und mich hinzugezogen hatten, bevor die Dinge völlig außer Kontrolle gerieten und in einen Mord ausarteten – falls man die Tötung eines Arcturers als Mord bezeichnen konnte...

Obwohl – wenn sie Knafti lynchten, wäre das nicht das Schlimmste, was passieren konnte... Die von Sentiments

geprägte öffentliche Meinung könnte sich um hundertachtzig Grad drehen.

Ich verdrängte diesen Gedanken und kam zur Sache. »Um was geht es nun eigentlich?« fragte ich. »Vermutlich wollen Sie, daß ich was für Ihr Image tue.«

Knafti setzte sich – falls man das bei den Arcturern als setzen bezeichnen kann – auf ein Gestell, um das er seine Gliedmaßen schläng. Der bleiche Junge flüsterte ihm etwas zu, dann kam er zu mir. »Mr. Gunnarsew«, sagte er, »ich bin Knafti.« Er sprach die Vokale sehr präzise aus und betonte jedes Satzende, als ob er sein Englisch aus einem Schulbuch gelernt hätte. Es fiel mir nicht schwer, ihn zu verstehen. Zumindest verstand ich, was er sagte. Aber ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, was er meinte, und Peyroles mußte mir dabei helfen.

»Er sagt, daß er in diesem Augenblick für Knafti spricht«, erklärte der Colonel. »Er ist der Dolmetscher. Klar?«

Der Junge bewegte die Lippen – um das Getriebe in Gang zu setzen, wie es den Anschein hatte – und sagte dann: »Das stimmt, ich bin Timmy Brown, Knaftis Dolmetscher und Assistent.«

»Dann fragen Sie Knafti, was er von mir will.« Ich versuchte so zu sprechen wie er – mit einer Art Niesen statt des K's und einem unbeschreiblichen Pfeiflaut statt des f's.

Wieder bewegte Timmy Brown die Lippen und sagte: »Ich, Knafti, wünsche, daß Sie Ihre Operation in Beiport beenden – abschließen – stoppen.«

Der Arcturer zog eine paar Gliedmaßen aus seinem Schlinggestell, vollführte mehrere Schlangenbewegungen und zwitscherte wie ein Eichhörnchen. Der Junge zwitscherte zurück und sagte: »Ich, Knafti, danke Ihnen für Ihre wirkungsvolle Arbeit, möchte aber, daß Sie damit Schluß machen.«

»Damit meint er, daß Sie die ganze Sache abblasen sollen«, murmelte Colonel Peyroles.

»Führen Sie lieber einen interstellaren Krieg, Peyroles. Timmy – ich meine, Knafti, ich werde für diesen Job bezahlt. Die Arcturus-Konföderation hat uns engagiert. Ich empfange meine Befehle von Arthur S. Bigelow junior und werde sie ausführen, egal, ob das Knafti paßt oder nicht.«

Tschilpen und Gezwitscher zwischen Knafti und dem bleichen, hinkenden Jungen. Der Arcturer verließ sein Schlinggestell und watschelte zum Fenster, blickte in den Himmel und auf den Hubschrauberverkehr. Timmy Brown sagte: »Es spielt keine Rolle, wie Ihre Befehle lauten. Ich, Knafti, teile Ihnen mit, daß Ihre Arbeit schädlich *ist*.« Er zögerte, dann fuhr er fort und flüsterte vor sich hin: »Wir wünschen nicht, hier eine Basis auf Kosten der Wahrheit zu errichten. Und...« Er drehte sich flehentlich zu dem Arcturer um. »Und es ist offensichtlich, daß Sie versuchen, die Wahrheit zu ändern.«

Er tschilpte den Arcturer an, der seine blinden schwarzen Augen vom Fenster abwandte und auf uns zukam. Arcturer gehen nicht. Sie schleppen sich auf dem unteren Teil des Brustkastens dahin. Ihre Gliedmaßen sind elastisch und dünn, und was sie nicht zur Fortbewegung brauchen, verwenden Sie, um zu gestikulieren. Knafti benützte jetzt eine ganze Reihe seiner Gliedmaßen, als er einen Schwall von Zwitscherlauten auf den Jungen losließ.

»Sonst«, beendete Timmy Brown das Gespräch, »muß ich, Knafti, Ihnen sagen, daß wir einen neuen Krieg führen werden.«

Sobald ich in meinem Zimmer angekommen war, meldete ich mich per Fernschreiber in Chicago, um neue Befehle und eine Klärung der Dinge zu erbitten, und erhielt die Antwort, mit der ich gerechnet hatte: »Alle Aktionen stoppen. ASB-jr. wird konsultiert. Erwarten Sie Instruktionen.«

Und so wartete ich. Zwischendurch rief ich Candace im Büro an, um den neuesten Situationsbericht zu bekommen. Ich erzählte ihr von der Beinahe-Revolte in der Suite des Waffenstillstandteams und fragte sie, was das alles zu bedeuten hatte. Sie

zuckte mit den Schultern. »Wir haben nur ihre Terminpläne, und darauf steht: Konferenz mit Bürgerdelegation. Aber eines der Komiteemitglieder hat eine Sekretärin, die immer mit einem Mädchen aus unserer Buchhaltungs- und Archivabteilung Mittagessen geht und...«

»Und du wirst alles rausfinden. Okay, tu das. Wie sieht's zur Zeit bei euch aus?«

Sie las mir eine Zusammenfassung der einzelnen Besprechungen und Lageberichte vor. Sie waren gemischt, aber nicht übel. Die Statistikkurve der öffentlichen Meinung stieg leicht nach oben an, zugunsten der Arcturer. Das war nicht viel, aber es war der erste Pluspunkt seit meiner Ankunft in Beiport – und doppelt verwirrend wegen der Haltung Knaftis und der Streiterei mit der Bürgerdelegation.

»Warum, Schätzchen?« fragte ich.

Candaces Gesicht auf dem Bildschirm des V-3-Telefons war ebenso verwirrt wie meines. »Wir sind noch am Schnüffeln.«

»Okay. Dann schnüffelt weiter.«

Es gab noch mehr Pluspunkte. Die Blumenausstellung hatte sich überraschend günstig auf die Meinungsbildung ausgewirkt – zumindest auf die Meinung der Leute, die hingegangen waren. Natürlich war das nur ein kleiner Prozentsatz der Bevölkerung von Beiport. Auch die Arcturuskatzen waren ein Erfolg. Dafür hatten wir Minuspunkte beim Eltern-Lehrerverein und bei Kaffeekränzchen gesammelt sowie durch Candaces inzwischen aufgelösten arcturisch-amerikanischen Freundschaftsverein.

Jetzt erst konnte ich in vollem Umfang ermessen, was uns die Kinder angetan hatten. In allen Familien-Situationsstatistiken waren die Meinungen der Interviewten wesentlich ungünstiger als zuvor, wo sie in einer nichtfamiliären Umgebung befragt worden waren – bei der Arbeit, auf der Straße oder in einem Theater.

Die Bedeutung dieser Fakten entsprach genau den Äußerungen, die ich Connick gegenüber gemacht hatte. Kein Mensch ist

eine simple Existenzform. Sein Verhalten wechselt ständig – je nachdem, ob er sich nun als Familienoberhaupt betrachtet, ob er eine Cocktailparty besucht, ob er zur Arbeit geht oder ob er im Verkehrshubschrauber neben einem hübschen Mädchen sitzt. Das sind elementare Wahrheiten. Aber die Jungs von der Meinungsforschung haben ein halbes Jahrhundert gebraucht, um zu lernen, wie man sich ihrer bedient.

In diesem Fall war es ganz klar, wie man vorgehen mußte. Man mußte die familiären Elemente herunterspielen und auf Show machen. Also ordnete ich weitere Festzugswagen, Fackelparaden und eine Teenagerschönheitskonkurrenz an. Die vierzehn Picknick-Rallies, die wir geplant hatten, sagte ich ab.

Ich hielt mich nicht genau an die Anweisungen aus Chicago. Aber das spielte keine Rolle. Das alles konnte man mit einem einzigen Wort rückgängig machen. Außerdem handelt es sich nur um unbedeutende Details. Die eine große Lüge war mir immer noch nicht zugeflogen.

Ich zündete mir eine Zigarette an, dachte eine Minute lang nach und sagte dann: »Schätzchen, besorg mir ein paar repräsentative Stichproben aus den Gesprächen mit Familienoberhäuptern und mit Familien, die Marskinder adoptiert haben. Ich brauche keine Integration oder Analysen, nur die simplen Interviews, aber ohne das Bla-Bla.«

Sobald sie aus der Leitung war, meldete sich Chicago am Fernschreiber: Frage von ASB-jr.: Vorausgesetzt, Sie haben ein unbegrenztes Budget zur Verfügung und völlig freie Hand – können Sie garantieren – ich wiederhole, garantieren –, daß wir das Referendum gewinnen?

Damit hatte ich nicht gerechnet.

Trotzdem, die Frage war legitim. Ich brauchte einen Moment, um darüber nachzudenken.

Junior Bigelow hatte mir immer ziemlich freie Hand gegeben, wie er es gewöhnlich tat. Wie sonst könnte ein Störenfried arbeiten? Wenn er jetzt betonte, daß ich völlig freie Hand hatte,

so tat er das nicht, weil er dachte, ich hätte ihn beim erstenmal nicht verstanden – auch nicht, weil er befürchtete, ich könnte mit Sekretärinnengehältern knausern. Er meinte in der Tat nur das eine – siegen Sie, koste es, was es wolle.

Würde ich es unter diesen Bedingungen schaffen?

Natürlich könnte ich gewinnen – vorausgesetzt, ich fand die eine große Lüge. Man kann jede Wahl gewinnen, überall – vorausgesetzt, man ist bereit, den richtigen Preis dafür zu bezahlen.

Es war nur schwierig, den Preis zu finden, den man bezahlen mußte. Es geht nicht immer nur um Geld. Manchmal ist der Preis, mit dem man bezahlt, ein menschliches Wesen, in der Rolle, die ich für Connick vorgesehen hatte. Wirf den Göttern ein Menschenopfer vor, und sie werden dein Gebet erhören...

Aber war Connick das Opfer, das sich die Götter wünschten? Würde es mir nützen, ihn zu besiegen, angesichts der Tatsache, daß sein Gegner einer der Männer war, die Knafti in der Suite des Waffenstillstandteams angeschrien hatten?

Und wenn es so war – würde mein Messer scharf genug sein, um Connicks Blut fließen zu lassen? Nun, bisher war es immer scharf genug gewesen. Und wenn Connick nicht der richtige Mann war – ich würde den richtigen Mann finden. Ja, teilte ich Chicago kurz und bündig mit.

Die Antwort kam innerhalb einer Minute, als hätte der Junior neben dem Fernschreiber gestanden, um auf meine Entscheidung zu warten – und wahrscheinlich hatte er das auch getan. Gunner, wir haben den Auftrag von der Arctuctus-Konföderation verloren. Der Verbindungsmann sagt, alles sei abgeblasen. Sie kündigen den Vertrag und deuten an, daß sie auch den Waffenstillstandsvertrag annullieren wollen. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß wir sie brauchen. Die Möglichkeit, gute Resultate in Beiport zu erzielen, würde sie umstimmen. Darauf müssen wir jetzt hinarbeiten. Gunner, gewinnen Sie diese Wahl – um jeden Preis.

Danach surrte das 3-V-Telefon. Wahrscheinlich war es Candace, aber ich wollte jetzt nicht mit ihr sprechen. Ich schaltete alle Kommunikationseinheiten auf Stop und ging erst mal unter die Dusche, stellte sie auf Vollnadespray ein und ließ das Wasser auf mich herabruschen. Das war keine Gedankenhilfe, sondern ein Gedankenersatz. Ich wollte nicht mehr denken. Ich wollte Zeit gewinnen. Ich wollte nicht nachdenken über die Fragen:

- (a) Würde der Krieg wieder ausbrechen, und wenn ja, zu wieviel Prozent wäre das meine Schuld?
- (b) Was würde ich mit dem netten Mr. Connick tun?
- (c) Würde sich das alles lohnen?
- (d) Wie sehr würde ich mich am kommenden Weihnachtstag verabscheuen?

Ich wollte nichts weiter, als mich von duftendem, schäumen dem Wasser narkotisieren zu lassen. Als meine Haut blaß und faltig auszusehen begann, obwohl ich zu keinen Schlüssen gekommen war und keine Lösung gefunden hatte, verließ ich die Dusche, zog mich wieder an und schaltete die Kommunikationseinheiten ein und ließ sie wieder surren und blinken und klingeln.

Candace kam zuerst dran. »Gunner, großer Gott, hast du gehört, was die Waffenstillstandskommission gemacht hat? Sie haben soeben eine Erklärung veröffentlicht...«

»Ich weiß. Was noch, Schätzchen?«

Braves Mädchen. Sie schaltete sofort um, ohne sich was anmerken zu lassen. »Dann war diese Versammlung der delegierten Bürger in der Suite des Waffenstillstandteams...«

»Ich war dabei. Das war schon vor der Erklärung der Waffenstillstandskommission. Weiter!«

Sie blickte auf die Papiere in ihrer Hand, zögerte und sagte dann: »Nichts Wichtiges. Oh - Gunner - dieser 3-V-Termin heute abend...«

»Ja, Schätzchen?«

»Soll ich ihn absagen?«

»Nein. Natürlich werden wir die Sendezeit nicht mit dem arcturisch-amerikanischen Freundschaftsverein oder sonstwas verplempern, das wir geplant hatten. Aber wir werden die Zeit nutzen – irgendwie – ich weiß es noch nicht.«

»Aber der Junior sagte...«

»Honey«, unterbrach ich sie, »der Junior sagt alles mögliche. Hat sich irgend jemand gemeldet, der mich skalpieren wollte?«

»Nun ja, Mr. Connick. Aber ich dachte, du würdest ihn nicht sehen wollen.«

»Ich will ihn sehen. Ich will alle sehen.«

»Alle?« Das überraschte Candace. Sie vertiefte sich wieder ihre Liste. »Da wäre noch jemand vom Waffenstillstandteam...«

»Mach das ganze Team draus.«

»...und Commander Whitling von...«

»Von der Klinik. Klar. Und sag ihm, er soll ein paar von den Kindern mitbringen.«

»...und...« Ihre Stimme erstarb, und sie sah mich an. »Junner, machst du Witze? Du willst doch nicht wirklich alle diese Leute sehen...«

Ich lächelte, streckte die Hand aus und streichelte das Videofon. Von ihrem Blickpunkt aus würde es nun so aussehen, als hätte sich eine riesige, verschwommene Hand auf den Bildschirm gelegt, aber sie würde wissen, was ich meinte. »Du irrst dich gewaltig, Schätzchen. Ich will sie alle sehen – um so mehr Leute, desto besser, am besten alle auf einmal in einem Büro. Du darfst alles Nötige veranlassen, Schätzchen, denn ich habe jetzt zu tun.«

»Was machst du denn, Gunner?«

»Ich denke nach, warum ich alle die Leute sehen will.« Ich schaltete das 3-V-Telefon aus, ging hinaus und ließ die anderen Apparate hinter mir ins Leere surren und blinken und klingeln.

Als mir die Beine weh taten, ging ich ins Büro und verscheuchte Haber aus seinem Privattraum. Ich ließ ihn neben seinem einstigen Schreibtisch warten, während ich Candace anrief und erfuhr, daß sie alle Termine für heute abend ausgemacht hatte. Dann sagte ich zu Haber, daß er verschwinden sollte. »Und vielen Dank«, fügte ich hinzu.

Er blieb auf dem Weg zur Tür stehen.

»Wofür, Gunner?«

»Für dieses schöne Büro, in dem man so nett die Zeit totschlagen kann.« Ich wies auf die Möbel. »Als ich in Chicago die Rechnungen sah, überlegte ich, wofür Sie wohl fünfzig Tausender ausgegeben haben, und ich gebe zu, daß ich dachte, Sie hätten die Rechnungen ein bißchen frisiert. Aber ich habe mich geirrt.«

»Gunnerboy!« rief er tief gekränkt. »So was würde ich doch nie tun!«

»Ich glaube Ihnen. Warten Sie mal!« Ich dachte sekundenlang nach, dann sagte ich ihm, er sollte mir ein paar Techniker hereinschicken und verhindern, daß mich irgend jemand – ich wiederholte: *irgend jemand* – störte, was immer der Betreffende auch auf dem Herzen haben mochte. Ich jagte ihm ganz schöne Angst ein. Er ging hinaus, ein tief erschütterter Mann, ein bißchen wütend, ein bißchen bewundernd und vermutlich auch ein bißchen aufgeregt, weil er nun bald sehen würde, wie sich der Große Mann höchstselbst da rauslavieren würde. Der Große Mann unterhielt sich kurz mit den Technikern, dann schlief er zehn Minuten, trank die Martinis von seinem Dinnertablett und warf alles andere in den Abfalleimer.

Als ich noch fast eine Stunde bis zu den Terminen hatte, die Candace für mich vereinbart hatte, streifte ich im Büro des

fetten Katers Haber umher, um herauszufinden, welche Vergnigungsmöglichkeiten es enthielt.

Da waren seine Akten. Ich blickte sie an und vergaß sie wieder. Unter diesen gehorteten Erinnerungsstücken befand sich nichts, was mich interessierte, nicht einmal, um Klatschgeschichten daraus zu machen. Da standen Bücher in einem Regal. Aber ich hatte keine Lust, die Staub-Patina abzuwischen, die sogar den Reinigungsmaschinen standgehalten hatte. Da waren seine Privatbar und die Fotosammlung in der untersten Schublade seines Schreibtisches. Es sah aus, als hätte ich langweilige Zeiten vor mir, bis sich die Leute vom 3-V-Studio meldeten und mir mitteilten, sie hätten alle gewünschten Vorbereitungen getroffen und ich könne nun den 3-V-Effekt-Monitor von meinem Schreibtisch aus fernkontrollieren. Da wußte ich, daß ich nun eine angenehme Methode gefunden hatte, die Zeit totzuschlagen. Haben Sie schon mal mit der Konsole eines 3-V-Monitors gespielt, unterstützt von einer Bibliothek, die aus Bandeffektstreifen besteht? Man kommt sich vor wie Gott der Allmächtige.

Die Maschine spielt alle Video-Bänder ab, die sie gespeichert hat. Aber sie manipuliert auch die Größe und die Perspektive oder lagert eins über das andere. Man kann also so wie ich es jetzt tat, eine Person, die man nicht mag, in eine peinliche Lage projizieren, so daß nur ein Studiotechniker die Flecken an den Stellen sehen würde, wo sich der Überlagerungstrick verrät.

Offenbar ist das eine Möglichkeit, allen Propagandaschwierigkeiten auszuweichen, da es ein Kinderspiel ist, den Zuschauern irgend etwas vorzugaukeln und dem Trugbild den Anschein von Wirklichkeit zu verleihen. Natürlich weiß jeder, daß man so was machen kann, deshalb genügt der Augenschein nicht, schon gar nicht für einen Wähler. Und das Gesetz schlägt einem so manches Schnippchen. Ich hatte mir zum Beispiel überlegt, daß ich Connick in irgendeiner schrecklichen Situation zeigen könnte. Aber das würde nicht funktionieren. Egal wann ich es machte, die Gegenseite würde genug Zeit haben, den Schwindel zu brandmarken, und ein Betrug von solchen Ausmaßen würde in die Schlagzeilen kommen. Also benutzte ich die Maschine auf

eine Weise, die mich viel mehr interessierte. Ich benutzte sie als Spielzeug.

Ich wählte die Lunarbasis Aristarchus als Hintergrund, fand ein Korps von Raketensoldaten, die ich mit langen Lunar-Schritten davonmarschieren ließ, klebte mein Gesicht auf eine der behelmten Figuren, surrte umher mit der imaginären Kamera, beobachtete R3/c Odin Gunnarsen als neunzehnjährigen Jungen, der halb wahnsinnig vor Angst war, aber seine Pflicht tat. Er war ein sehr netter Junge, dachte ich objektiv, und fragte mich, was wohl später mit ihm schiefgelaufen war. Dann gab ich es auf und suchte nach anderen Vergnügungen. Ich fand Bilder von Candace auf den Bändern und amüsierte mich eine Zeitlang damit. Ihr offenes, freundliches Gesicht verlieh den phantastischen Körpern eines halben Dutzends von 3-V-Stripperinnen eine gewisse Würde, doch dann hörte ich mit diesem kindischen Spiel auf.

Ich suchte nach wichtigeren Themen, breitete die ganze Panoplie der Himmel auf dem Bildschirm der Bandmaschine aus. Ich suchte nach der Krümmung im Hals des Großen Bären und folgte seinem Bogen über den halben Himmel, bis ich den orangegelben Arcturus gefunden hatte. Dann näherte ich mich dem Stern; die kleinen Sterne wurden immer größer und flogen an mir vorbei. Ich suchte seine sieben graugrünen Planeten und suchte Nummer fünf heraus, die wässrige Welt, auf der Knaftis Brut lebte. Und ich bat das Computergehirn im Innern der Bandmaschine, die Ereignisse des Orbit-Bombardements zu rekonstruieren, beobachtete, wie die Höllenbomben riesige Pilze aus giftigem Schaum in den arcturischen Himmel warfen, die Inselstädte mit Gezeitenwellen peitschten und im Tod ertränkten.

Dann zerstörte ich den ganzen Planeten. Ich verwandelte Arcturus in eine Nova und sah zu, wie sich die heißen Gase ausbreiteten, um den Planeten zu umarmen, wie seine Meere verdampften, wie seine Städte zu Asche wurden – und begann zu schwitzen. Ich bestellte noch einen Drink aus dem Büroautomaten und schaltete die Maschine ab, und dann merkte ich, daß

das hellblaue Licht über der Tür des Haberschen Büros beharrlich blinkte. Es war Zeit. Meine Besucher waren eingetroffen.

Connick hatte seine Kinder mitgebracht, alle drei. Der Liebhaber aus der Donnegan-Klinik wurde von drei weiteren geleitet. Knafti wurde von Colonel Peyroles und Timmy Brown flankiert. »Willkommen im Spielzimmer«, sagte ich. »In diesem Jahr sind die Lynchmobs aber sehr jung.«

Sie schrien mich alle gleichzeitig an – alle außer Knafti, dessen Gezwitscher einfach nicht genug Volumen hatte, um mit der Stimmgewalt der anderen konkurrieren zu können. Ich lauschte, und als gewisse Anzeichen erkennen ließen, daß sie sich nun beruhigen würden, griff ich in die Schnapslade des fetten Katers Haber und goß mir einen steifen Drink ein. »Okay«, sagte ich. »Welcher von euch Würmern will zuerst zerplatzen?« Das brachte sie erneut auf die Palme, während ich mein Glas leerte, alle außer Candace Harmon, die nur in der Tür stand und mich ansah.

»Also gut, Connick, Sie kommen zuerst dran«, sagte ich. »Soll ich über sämtliche Nachrichtenmedien verbreiten lassen, daß Sie wegen Wehrunwürdigkeit aus der Army verstoßen wurden? Übrigens – vielleicht würden Sie gern meine Assistenzerpresserin kennenlernen. Miß Harmon da drüben hat den Schweinekram über Sie ausgegraben.«

Ihr Boyfriend schrie auf, aber Candace sah mich nur an. Ich blickte nicht zurück, sondern behielt Connick im Auge. Er blinzelte, schob die Hände in die Taschen und sagte mit bemerkenswerter Selbstbeherrschung: »Sie wissen, daß ich erst siebzehn war, als das passierte.«

»Klar. Ich weiß noch mehr. In dem Jahr nach Ihrer Entlassung hatten Sie einen Nervenzusammenbruch – Raumdepressionen, wie man das bei den Weichlingen nennt. Auf dem Mond haben wir Gelbfieber dazu gesagt.«

Er warf einen raschen Blick auf seine Kinder, auf seine eigenen und auf das adoptierte, und sagte hastig: »Sie wissen, ich hätte das Urteil aufheben lassen können...«

»Aber Sie haben es nicht getan. Der springende Punkt ist nicht, daß Sie desertiert sind, sondern daß Sie verrückt sind. Und ich würde sagen, daß Sie das immer noch sind.«

»Einen-Moment!« stotterte Timmy Brown. »Ich, Knafti, habe Sie gebeten, Ihre Operation zu beenden und...«

Aber Connick fiel ihm ins Wort. »Warum, Gunnarsen?«

»Weil ich vorhave, diese Wahl zu gewinnen. Es ist mir egal, was es kostet – oder was es Sie kostet.«

»Aber ich, Knafti, habe Sie instruiert...« Das war Timmy Brown, der es noch einmal versuchte.

»Die Waffenstillstandskommission hat die Order erlassen...« Das war Peyroles.

»Ich weiß nicht, was schlimmer ist – Sie oder die Mistkäfer!« Und das war Candaces kleiner Freund aus der Klinik, und danach redeten sie wieder alle auf einmal. Sogar Knafti kam auf seinem goldenen Bauch zu mir gekrochen und tschilpte und wieherte, und Timmy Brown weinte doch tatsächlich, als er mir klarzumachen versuchte, daß ich einen Fehler beging, daß ich aufhören sollte. Ich müßte dem ein Ende bereiten. Das Ganze wäre gesetzeswidrig, und warum würde ich denn nicht endlich Schluß machen?

»Haltet den Mund!« schrie ich. »Alle!«

Das taten sie nicht, aber das Klangvolumen senkte sich geringfügig. Ich übertönte es: »Was kümmert es mich denn, was ihr wollt? Ich werde dafür bezahlt, meine Arbeit zu tun, und meine Arbeit besteht darin, die Leute zu einer ganz bestimmten Handlungsweise zu bringen. Also mache ich das. Vielleicht werde ich morgen dafür bezahlt, daß ich die Leute zur entgegengesetzten Handlungsweise bewege, und das werde ich auch tun. Außerdem – wer zum Teufel seid ihr eigentlich, daß ihr glaubt,

mich herumkommandieren zu können? Eine Stinkmorchel wie Sie, Knafti? Ein Quacksalber wie Sie, Whitling? Oder Sie, Connick...«

»Ein Kandidat für ein öffentliches Amt«, sagte er ganz ruhig. Ich mußte zugeben, daß er wirklich eine tolle Ausstrahlung hatte. Er schrie nicht, er redete einfach über mich hinweg. »Und als solcher habe ich die Pflicht...«

Aber ich überschrie ihn trotz allem. »Kandidat! Wenn ich den Wählern erzähle, daß Sie ein Irrer sind, dann sind Sie ein Kandidat gewesen, Connick! Dann sind Sie tot! Und ich werde es den Leuten sagen, das verspreche ich Ihnen, wenn...«

Ich hatte keine Gelegenheit, den Satz zu beenden, denn jetzt stürzten sich alle drei Connick-Kinder auf mich, die beiden eigenen und das andere. Sie fegten die Papiere von Habers Schreibtisch, zerschmetterten seine Sandkristallkaraffe, aber sie sprangen mir nicht an die Kehle, was sie offensichtlich vorhatten, denn Connick und Timmy Brown zerrten sie zurück, was nicht ganz einfach war.

Ich erlaubte mir ein spöttisches Grinsen. »Und was soll das beweisen? Ihre Kinder mögen Sie, das gebe ich zu – sogar das eine vom Mars. Das Kind, das Knaftis Volk für seine Vivisektionen mißbraucht hat – an dem Knafti vielleicht selber herummanipuliert hat. Eine hübsche Vorstellung, was? Wie dieser Stinker da Babys getötet und Kinder vernichtet hat... Oder wußtet ihr nicht, daß Knafti einer von den Oberstinkern war, die das Babytötungsprojekt in die Wege geleitet haben?«

»Sie wissen nicht, was Sie tun!« kreischte Timmy Brown verzweifelt. »Knafti kann überhaupt nichts dafür!« Sein schmales Gesicht war aschfahl, die verzerrten Lippen entblößten die verfaulten Zähne. Und er weinte.

Wenn man ein einziges Molekül erhitzt, wird es wie ein Kater in die Luft gehen, dessen Schwanz in Flammen steht, aber man kann nicht sagen, wohin es fliegen wird. Wenn man ein Dutzend

Moleküle erhitzt, werden sie in alle Richtungen fliegen, aber man weiß immer noch nicht, welche Richtungen das sein werden. Wenn man ein paar Billionen erhitzt, und das entspräche ungefähr der Menge verdünnten Gases vom Volumen eines Fingerhuts, würde man wissen, wohin sie fliegen. Die breiten sich aus. Eine Massenaktion. Man kann nicht sagen, was ein einzelnes Molekül anrichten wird. Nennen Sie es den freien Willen des Moleküls, wenn Sie wollen. Aber Massen gehorchen den Massengesetzen, Massen aller Arten, auch kleine Massen wie die wachsende Truppe, die mir jetzt in Habers Büro gegenübertrat. Ich ließ sie schreien, und das ganze Geschrei galt mir. Sogar Candace runzelte die Stirn, und ihre Augen verdunkelten sich, und ihre Lippen bewegten sich, obwohl sie mich immer noch beobachtete.

Connick machte dem Gebrüll ein Ende. »Jetzt hört mir mal alle zu! Wir wollen das klären!«

Er stand da, ein Kind an jeder Hand, und das dritte, das jüngste, stand aktionsunfähig zwischen ihm und der Tür. Er sah mich mit einem solchen Ekel an, daß ich es fast körperlich spüren konnte – und es gefiel mir nicht, wenn ich auch damit gerechnet hatte. »Es ist wahr«, sagte er. »Sammy ist ein Marskind. Vielleicht hat mich das veranlaßt, Dinge zu denken, die ich nicht denken sollte. Er ist jetzt mein Kind – und wenn ich daran denke, daß diese stinkenden Insekten an ihm herumschnipselt haben...«

Er brach ab und wandte sich an Knafti. »Doch jetzt habe ich etwas begriffen. Ein Mensch, der so etwas tun würde, wäre ein Monstrum, und ich würde ihm mit meinen bloßen Händen das Herz aus dem Leib reißen. Aber Sie sind kein Mensch.«

Grimmig ließ er seine Kinder los und ging auf Knafti zu. »Ich kann Ihnen nicht verzeihen. Gott helfe mir, es ist unmöglich. Doch ich kann Ihnen ebensowenig Vorwürfe machen wie dem Blitz, der mein Haus zerstört. Ich glaube, ich habe mich geirrt. Vielleicht irre ich mich auch jetzt. Aber – ich weiß nicht, wie man das macht in der Hölle, die Sie da draußen im All geschaffen haben – aber ich würde Ihnen gern die Hand schütteln. Ich habe

Sie als perversen Mörder und schmutzige Bestie betrachtet, aber eins kann ich Ihnen sagen. Ich würde lieber mit Ihnen zusammenarbeiten – für Ihren Friedensstützpunkt, für alles, was wir gemeinsam erreichen können – als mit gewissen Menschen in diesem Raum.«

Ich blieb nicht, um die zärtliche Szene mitanzusehen, die jetzt folgte.

Das war auch gar nicht nötig, denn die Kameras und die Mikrofone, die das 3-V-Team hinter jedem einseitigen Spiegel im Raum angebracht hatte, würden alles an meiner Stelle beobachten. Ich konnte nur hoffen, daß sie kein einziges Wort und keinen einzigen Schrei verpaßt hatten, denn ich würde es bestimmt nicht schaffen, diese Show noch einmal abzuziehen.

Lautlos öffnete ich die Tür und ging hinaus. Dabei ertappte ich das kleinste Connick-Kind, das sich an mir vorbeistehlen wollte, zum 3-V-Gerät im Wartezimmer, und streckte einen Arm aus, um es festzuhalten. »Stinktier!« zischte es mich an. »Ratte!«

»Du hast wahrscheinlich recht«, sagte ich. »Aber geh jetzt lieber zu deinem Vater und leiste ihm Gesellschaft. Du wirst einen historischen Augenblick erleben.«

»Quatsch! Am Montagabend sehe ich immer >Dr. Schiwago<, und das fangt in fünf Minuten an, und...«

»Heute abend nicht. Daran bin ich übrigens auch schuld. Heute gibt's eine ganz andere Show.«

Ich eskortierte es ins Zimmer zurück, nahm meinen Mantel vom Haken und ging.

Candace wartete im Wagen auf mich. Sie saß am Steuer.

»Werde ich die Neun-Uhr-dreißig-Maschine schaffen?« fragte ich.

»Natürlich, Gunner.« Sie lenkte den Wagen in die Automatik-Schnellstraße, schaltete den Wagen auf Servo um, rief den Flughafen an, um einen Platz in der Maschine zu buchen, dann

lehnte sie sich zurück und zündete Zigaretten für uns beide an. Ich nahm mir eine und blickte düster aus dem Fenster.

Unter uns, auf der Ebene für den langsamen Verkehr, zog eine Fackelparade vorbei, mit Festwagen und Gesangsvereinen und Freibier an den größeren Passantenübergängen. Ich öffnete das Handschuhfach, nahm den Feldstecher heraus und blickte hinab.

»Oh, du brauchst dich nicht zu vergewissern, Gunner. Ich habe mich um alles gekümmert. Das Programm läuft.« Ich sehe es. Da marschierten nicht nur die Burschen mit den Spruchbändern, die für unsere 3-V-Show warben, für meine Show, die in diesem Augenblick begann – da fuhren auch die Festwagen mit den Riesenbildschirmen und den Lautsprechern. Man konnte nirgendwohin schauen, ohne Knafti zu sehen, groß und häßlich in seinem goldenen Panzer, wie er die Kinder an sich drückte und sie vor jenem Monstrum von einem anderen Planeten schützte – vor mir. Die Leute vom Studio hatten großartige Arbeit geleistet und die Filme sowie die Tonbänder praktisch in Sekundenschnelle zusammengeklebt. Die ganze Szene lief da auf den Bildschirmen ab, so wirklich, wie ich sie erlebt hatte.

»Willst du zuhören?« fragte Candace, holte den Hyperbo-loid-Fernkopfhörer hervor und reichte ihn zu mir herüber. Aber ich brauchte ihn nicht. Ich wußte, was die einzelnen Stimmen sagen würden. Connick würde mich beschimpfen. Timmy Brown würde mich beschimpfen. Die Kinder würden mich beschimpfen. Alle. Colonel Peyroles würde mich beschimpfen. Commander Whitling würde mich beschimpfen – Sogar Knafti würde mich beschimpfen. So viel Haß – auf ein einziges Ziel gerichtet, auf mich.

»Der Junior wird dich natürlich feuern, Gunner. Das muß er tun.«

»Ich habe ohnehin einen längeren Urlaub nötig.« Es würde keine Rolle spielen. Früher oder später, wenn Gras über die Sache gewachsen war, würde der Junior einen Weg finden, um mich wieder engagieren zu können.

Wir glitten über den Gipfel einer Spiralenrampe und hinab in die Parketagen des Seat-Flughafens. »Leb wohl, Schätzchen«,

sagte ich. »Und ich wünsche euch beiden fröhliche Weihnachten.«

»O Gunner, ich wünschte...«

Aber ich wußte, was sie sich wirklich wünschte, und ich ließ sie nicht zu Ende reden. »Whitling ist ein netter Kerl – und weißt du was? Ich bin das nicht.«

Ich gab ihr keinen Abschiedskuß.

Das Scatjet stand bereit, und ich konnte an Bord gehen. Ich steckte mein Ticket in den Schlitz des Entwerters. Ein grünes Licht flammte auf, als sich das Drehkreuz bewegte. Ich betrat die Maschine und setzte mich auf die andere Seite, auf einen Fensterplatz.

Man kann alles gewinnen, wenn man bereit ist, den richtigen Preis zu zahlen. Man braucht nur ein Menschenopfer zu bringen.

Als das Scatjet zu dröhnen und zu zittern begann, als es sich um seine Achse drehte und den Flughafen verließ, hatte ich die Tatsache akzeptiert, daß der Preis ein für allemal bezahlt war. Ich sah Candace auf der Laderampe stehen, der Wind des Rückstoßes peitschte ihren Rock. Sie winkte mir nicht, aber sie ging nicht weg. Sie blieb auf der Rampe stehen, solange ich sie sehen konnte.

Ende